

ROSENROT MAUSE- TOT

THRILLER EHRENWIRTH



JAMES
PATTERSON

Angst ... Schock ... Panik ... Grauen ...

Und wieder kämpft Alex Cross gegen das Böse: Sein Gegner ist das Superhirn, der gefährlichste Killer seiner Laufbahn, der Washington D.C. und Umgebung mit einer Serie von Raubmorden überzieht.

Eine landesweite Panik bricht aus und der Druck auf Alex Cross wächst.

Als er schon glaubt, dem Superhirn auf der Spur zu sein, kommt auf einmal alles anders. Und als dann FBI-Agenten auf mysteriöse Weise verschwinden und die Verdächtigen sterben, ist das Grauen perfekt ...

»Hier findet Alex Cross einen würdigen Gegner – den wohl cleversten Killer, den Pattersons böse Phantasie je hervorgebracht hat ...«

SAN FRANCISCO EXAMINER

»Cross ist unwiderstehlich. Er hat eine Tiefe, die so vielen Hauptfiguren fehlt. Er ist stark und verletzlich, sensibel und mitfühlend.«

MILWAUKEE JOURNAL

James Patterson belegt mit seinen Thrillern regelmäßig die Spitzensätze der anglo-amerikanischen Bestsellerlisten. Von seinen in fast 30 Sprachen übersetzten Büchern wurden weltweit über 30 Millionen Exemplare verkauft. Sein Roman »Denn zum Küssen sind sie da« wurde 1997 mit Morgan Freeman in der Hauptrolle verfilmt.

Bei Ehrenwirth erschienen zuletzt seine Erfolgsromane »Wer hat Angst vorm Schattenmann« und »Sonne, Mord und Sterne«.

JAMES PATTERSON

ROSENROT
MAUSETOT

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Edda Petri

Non-profit-ebook by tigger
März 2004
Kein Verkauf!

EHRENWIRTH VERLAG

Ehrenwirth ist ein Imprint der Verlagsgruppe Lübbe
Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch von Edda Petri

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Roses are Red«

Für die Originalausgabe: Copyright © 2000 James Patterson

Für die deutschsprachige Ausgabe: Copyright © 2002 by Verlagsgruppe Lübbe
GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach

Textredaktion: Wolfgang Neuhaus

Schutzumschlag: Christina Krutz & Harald Braun, Riedlhütte, unter Verwendung
eines Fotos von photonica

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Caslon

Druck und Einband: Friedrich Pustet, Regensburg

Alle Rechte, auch die der fotomechanischen und
elektronischen Wiedergabe, vorbehalten

Printed in Germany
ISBN 3-431-03313-x

Rosenrot Mausetot

ist für Charles und Isabelle, Lorraine und O. B., Maryellen
und Andrew, Carole, Jimmy, Brigid und Meredith,
Theresa und Rick, Suzie und Jack, Artie, Harriette, Richard,
Nancy, Gideon und Adam – für alle Familien, denen
die Cross' Anregungen verdanken.

PROLOG

ASCHE, ASCHE

Brianne Parker sah nicht wie eine Bankräuberin oder Mörderin aus – ihr niedliches Babygesicht täuschte alle. Doch sie wusste, dass sie an diesem Morgen töten würde, falls nötig.

Die vierundzwanzigjährige Frau trug Kakihosen, einen hellblauen Anorak der University of Maryland und weiße Nike-Baseballschuhe. An diesem frühen Morgen fiel sie keinem der Pendler auf, als sie von ihrem verbeulten weißen Acura zu einem Tannendickicht ging und sich darin versteckte.

Es war kurz vor acht. Brianne befand sich vor der Citibank in Silver Spring, Maryland. Die Zweigstelle müsste planmäßig in anderthalb Minuten öffnen. Brianne wusste aus ihren Gesprächen mit dem Superhirn, dass die Bank ein frei stehendes Gebäude war und zwei Drive-in-Fahrspuren besaß. Sie war von großen »Einkaufspalästen« umgeben, wie das Superhirn sie nannte: Target, Pet Smart, Home Depot und Circuit City.

Punkt acht Uhr verließ Brianne ihr immergrünes Versteck unter dem aufdringlichen Plakat, auf dem McDonald's der Menschheit sein Frühstück anpries, und ging schräg hinüber zum Bankgebäude – in einem gut gewählten Winkel, sodass die Bankangestellte, die gerade von innen die vordere Glastür aufschloss, Brianne nicht sehen konnte. Die Frau hatte kurz geschnittenes braunes Haar und trug eine Brille. Sie trat für einen Moment nach draußen vor die Tür.

Wenige Schritte von der Bankangestellten entfernt streifte Brianne sich Plastikhandschuhe über und stülpte sich die Präsident-Clinton-Gummimaske vors Gesicht. Es war eine der beliebtesten Masken in Amerika und wahrscheinlich auch die, die sich am schwierigsten aufspüren ließ. Brianne Parker kannte den Namen der Bankangestellten und sprach ihn nun laut und deutlich aus, während sie die Waffe hervorholte und der Frau die Mündung in den Rücken drückte.

»Rein, Miss Jeanne Galetta. Dann umdrehen und die Vordertür wieder abschließen. Wir besuchen jetzt Ihre Chef, Mrs Buccieri.«

Briannes kurze Rede am Bankeingang war präzise; Wort für Wort war schriftlich festgehalten worden, sogar die Pausen. Das Superhirn hatte gesagt, es sei entscheidend, dass ein Bankraub nach einem festen Plan ausgeführt werde, wobei die einzelnen Schritte in genauer Reihenfolge erfolgen müssten.

»Ich will Sie nicht töten, Jeanne. Aber wenn Sie nicht genau das tun, was ich sage – und sobald ich es sage –, sind Sie fällig. Und nun sind Sie mit dem Reden dran, Schätzchen. Haben Sie bis jetzt verstanden, was ich gesagt habe?«

Jeanne Galetta nickte so heftig, dass ihr beinahe die Nickelbrille herunterfiel. »Ja ... ja. Bitte, tun Sie mir nichts«, stieß sie atemlos hervor. Sie war Ende zwanzig und in gewisser Weise eine Vorstadtschönheit. Doch ihr blauer Hosenanzug aus Kunstfaser und die nüchternen Schuhe mit den klobigen Absätzen ließen sie älter erscheinen.

»Wir gehen ins Büro der Direktorin. *Sofort*, Miss Jeanne. Wenn ich in acht Minuten nicht wieder draußen bin, sind Sie tot. Ich meine es ernst. Wenn ich in acht Minuten nicht die Bank verlasse, werden Sie und Mrs Buccieri sterben. Und glauben Sie ja nicht, ich würde nicht schießen, weil ich eine Frau bin. Ich würde Sie beide wie tollwütige Hunde abknallen.«

Sie genoss die Aura der Macht und den ungewohnten Respekt, den man ihr in der Bank entgegenbrachte. Während Brianne der zitternden Angestellten an den beiden Diebold-Geldautomaten vorbei und durch den Kundenbereich der Empfangshalle folgte, dachte sie an die kostbaren Sekunden, die bereits während ihrer Anweisungen verstrichen waren. Das Superhirn hatte nachdrücklich auf den knappen Zeitplan für den Raub hingewiesen. Immer wieder hatte er betont, dass alles

von der perfekten Ausführung des Plans abhinge.

Jede Minute zählt, Brianne.

Jede Sekunde zählt, Brianne.

Es zählt sogar, dass wir beschlossen haben, heute bei der Citibank zuzuschlagen, Brianne.

Der Bankraub musste genau, präzise und perfekt ablaufen. Sie hatte es *kapiert*, sie hatte es *kapiert*. Das Superhirn hatte jedes Detail auf einer »numerischen Skala von 9.9999 bis 10« festgelegt, wie er es nannte.

Mit dem Ballen der linken Hand schob Brianne die Angestellte ins Büro der Direktorin. Drinnen hörte sie das leise Summen eines Computers. Dann sah sie Betsy Buccieri hinter dem großen Chefschreibtisch sitzen.

»Sie schließen jeden Morgen um fünf nach acht den Tresorraum auf, also öffnen Sie ihn jetzt für mich«, rief sie der Direktorin mit scharfer Stimme zu. Betsys Augen weiteten sich vor Furcht und Erschrecken. »Aufmachen! Na los!«

»Ich kann den Tresorraum nicht öffnen«, sagte Betsy Buccieri. »Der Tresor öffnet sich automatisch durch ein Computer-signal vom Hauptbüro in Manhattan. Dieses Signal kommt nie zur gleichen Zeit.«

Die Bankräuberin zeigte auf ihr linkes Ohr und bedeutete Mrs Betsy Buccieri mit einer Handbewegung, zu lauschen. Aber worauf?

»Fünf, vier, drei ...«, sagte Brianne. Dann griff sie zum Telefon auf dem Schreibtisch. Es klingelte. Perfektes Timing.

»Für Sie«, sagte Brianne. Ihre Stimme war durch die Bill-Clinton-Maske leicht gedämpft. »Hören Sie genau zu.«

Sie reichte Mrs Buccieri den Hörer, kannte jedoch den genauen Wortlaut dessen, was die Bankdirektorin gleich hören würde – so wie sie auch den Anrufer kannte.

Die Stimme, die Betsy Buccieri hörte, war nicht die des Superhirns, dessen Drohungen stets wörtlich zu verstehen waren, wenngleich sie sich auch beiläufig anhörten. Nein, die Bankdi-

rektorin hörte eine andere Stimme, die für sie unendlich viel angsteinflößender war.

»Betsy, hier Steve. In unserem Haus ist ein Mann. Er zielt mit einer Waffe auf mich. Er sagt, wenn die Frau in deinem Büro die Bank nicht um Punkt zehn nach acht mit dem Geld verlässt, werden Tommy, Anna und ich umgebracht.«

»Es ist vier nach acht.«

Unvermittelt war die Leitung tot. Die Stimme ihres Mannes war verstummt.

»Steve? Steve!« Tränen strömten Betsy Buccieri über die Wangen. Sie starrte die maskierte Frau an und konnte nicht begreifen, was geschah. »Tun Sie ihnen nichts. Bitte! Ich öffne den Tresor für Sie. Sofort. Aber tun Sie bitte niemandem etwas an!«

Brianne wiederholte die Botschaft, die Betsy Buccieri so eben gehört hatte. »Punkt zehn nach acht. Keine Sekunde später. Und keine Tricks. Kein stummer Alarm, keine Farbsicherung oder ähnliche Scherze.«

»Ja ... sicher ... folgen Sie mir. Kein Alarm«, versprach Betsy Buccieri, die kaum einen klaren Gedanken fassen konnte. *Steve, Tommy, Anna*. Die Namen dröhnten in ihrem Kopf.

Um fünf nach acht erreichten sie die Tür des Mosler-Banktresors.

»Machen Sie auf, Betsy. Noch läuft alles nach Plan. Aber wir verlieren Zeit. Ihre Familie verliert Zeit. Steve, Anna und der kleine Tommy könnten sterben.«

Betsy Buccieri brauchte weniger als zwei Minuten, um den Tresorraum zu öffnen, dessen Tür eine Schönheit aus poliertem Stahl war, mit gewaltigen Gelenken und Kolben wie eine Lokomotive. Und dann war der Blick frei auf die Geldstapel, die in nahezu sämtlichen Fächern lagen – mehr Geld, als Brianne je im Leben gesehen hatte. Sie öffnete zwei Matchbeutel und stopfte die Bündel hinein. Mrs Buccieri und Jeanne Galetta schauten stumm zu, wie Brianne das Geld an sich nahm. Bri-

anne genoss den Ausdruck von Angst und Respekt in den Gesichtern der beiden Frauen.

Gemäß den Anweisungen zählte Brianne die Sekunden laut mit, als sie die Beutel füllte. »*Acht-null-sieben ... acht-null-acht ...*« Schließlich hatte sie ihre Arbeit beendet.

»Und jetzt rein in den Tresorraum«, sagte sie zu den Frauen. »Keinen Mucks, sonst knall ich euch ab und schließe eure Leichen ein.«

Sie schwang sich die Matchbeutel über die Schultern.

»Tun Sie meinem Mann und meinem Baby nichts«, flehte Betsy Buccieri. »Wir haben getan, was Sie woll...«

Brianne schlug die schwere Metalltür zu und schnitt Betsys verzweifelte Bitte ab.

Sie hinkte zeitlich hinter dem Plan her. Mit schnellen Schritten ging sie durch die Halle, schloss die Vordertür auf und trat ins Freie. Dann zerrte sie sich die Plastikhandschuhe herunter und riss sich die Präsident-Clinton-Maske vom verschwitzten Gesicht. Am liebsten wäre sie so schnell wie möglich zu ihrem Auto gerannt, doch sie ging ruhig, als hätte sie an diesem prächtigen Frühlingsmorgen alle Zeit der Welt. Sie war versucht, ihren Sechsschüsser hervorzuholen und in den großen Big-Egg-McShit, der auf sie hinunterstarrte, ein Loch zu feuern. Ja, genau danach war ihr zumute.

Als sie zum Acura kam, schaute sie auf die Armbanduhr: zweiundfünfzig Sekunden nach acht Uhr zehn. Und die Uhr tickte weiter. Sie hatte sich verspätet – aber genauso sollte es sein. Sie lächelte.

Sie rief nicht bei Errol im Haus der Buccieris an, wo Steve, Tommy und die Kinderfrau Anna festgehalten wurden. Sie sagte ihm auch nicht, dass sie das Geld hatte und sicher im Acura saß.

Das Superhirn hatte es so angeordnet.

Die Geiseln sollten sterben.

ERSTES BUCH

DIE RAUBMORDE

Es gibt eine Redensart, deren Weisheit ich während meiner Zeit als Polizist erkannt habe: *Glaub ja nicht, es gäbe keine Krokodile, nur weil das Wasser ruhig ist.*

An diesem Abend war das Wasser tatsächlich wunderschön und ruhig. Meine junge, aufmüpfige Tochter Jannie hielt die Vorderpfoten der Katze Rosie hoch, sodass diese auf den Hinterbeinen stand. Sie und *la chatte rouge* tanzten – wie so oft.

»Rosen sind rot, Veilchen sind blau«, sang Jannie mit ihrer schönen, ein wenig lispelnden Stimme. Es war ein besonderer Moment und ein Bild, das ich nie vergessen würde. Allmählich trafen Freunde, Verwandte und Nachbarn zur Feier der Taufe in unserem Haus an der Fünften Straße ein. Ich war so richtig in Feierstimmung.

Nana Mama hatte für diesen besonderen Anlass ein Galadinner bereitet. Es gab marinierte Krabben, gebratene Muscheln, frischen Schinken, Vidalia-Zwiebeln und Sommerkürbis. Der Duft von Hühnchen mit Knoblauch, Schweinerippchen und vier Sorten frisch gebackenem Brot erfüllte die Luft. Mein Beitrag war meine Spezialität: ein cremiger Käsekuchen mit frischen Himbeeren.

Am Kühlschrank hing einer von Nanas Zetteln. Darauf stand: »In schwarzen Menschen stecken unglaublich viel Magie und Temperament, die niemand auslöschen konnte. *Aber jeder hat es versucht.* – Toni Morrison«. Ich lächelte über die Magie und das Temperament meiner über achtzigjährigen Großmutter.

Die Feier war wunderbar. Jannie, Damon, der kleine Alex und ich begrüßten alle Ankömmlinge auf der vorderen Veranda. Ich hielt Alex auf dem Arm und stellte wieder einmal fest, dass er ein sehr umgängliches Baby war. Fröhlich lächelte er jeden an, sogar meinen Partner, John Sampson, der kleinen

Kindern oft Angst einjagt, weil er so ein Riese ist.

»Der Junge scheint auf Partys zu stehen«, meinte Sampson und grinste übers ganze Gesicht.

Alex lächelte Big John ebenfalls an, einen Koloss von weit über zwei Metern und gut hundertzwanzig Kilo.

Sampson nahm mir das Baby ab. Alex verschwand fast in den Riesenpranken, die so groß wie die Handschuhe eines Baseball-Fängers sind. Dann lachte Sampson und plapperte in der Babysprache.

Christine kam aus der Küche und gesellte sich zu uns dreien. Bis jetzt lebten sie und Alex Jr. getrennt von uns. Ich hoffte aber, sie würden bald zu Nana, Damon, Jannie und mir in dieses Haus ziehen. Eine einzige große Familie. Ich wollte Christine als meine Frau, nicht nur als Freundin. Ich wollte den kleinen Alex morgens wecken und abends ins Bett bringen.

»Ich werde auf der Party mit Alex auf den Armen herumgehen und ihn schamlos dazu benutzen, schöne Frauen abzuschleppen«, erklärte Sampson und ging mit diesem Vorsatz davon.

»Glaubst du, dass er je heiratet?«, fragte Christine.

»Der kleine Alex? Der Junge? Natürlich wird er heiraten.«

»Nein, dein Partner im Verbrechen, John Sampson. Wird er je heiraten und einen Hausstand gründen?« Es hörte sich nicht so an, als würde es Christine allzu viel ausmachen, dass sie und ich noch nicht geheiratet und einen Hausstand gegründet hatten.

»Ich glaube schon – eines schönen Tages. Aber John hatte eine verdammt schwere Kindheit. Als er ein Jahr alt war, brannte sein Vater durch und starb schließlich an einer Überdosis. Auch seine Mutter war drogensüchtig. Sie hat bis vor einigen Jahren im Southeast gelebt. Sampson wurde praktisch von meiner Tante Tia und Nana erzogen.«

Wir schauten zu, wie Sampson sich mit dem kleinen Alex auf dem Arm unter die Gäste mischte. Er stürzte sich auf eine

hübsche Frau. Sie hieß De Shawn Hawkins und war eine Kollegin von Christine. »Er benutzt das Baby tatsächlich, um Frauen anzubaggern«, sagte Christine verblüfft. »De Shawn, sei vorsichtig«, rief sie ihrer Freundin zu.

Ich lachte. »Sampson kündigt vorher immer an, was er zu tun gedenkt, und dann tut er genau das auch.«

Die Party hatte gegen zwei Uhr nachmittags begonnen. Um halb zehn war sie immer noch in vollem Gang. Ich hatte soeben ein Duett mit Sampson gesungen. Joe Tex' »Skinny Legs and All«. Es war ein Riesenerfolg. Wir ernteten eine Menge Gelächter und etliche nicht ernst gemeinte Buhrufe. Sampson stimmte gerade »You're the First, the Last, My Everything« an.

Plötzlich erschien Kyle Craig vom FBI. In diesem Moment hätte ich allen genauso gut sagen können, sie sollen nach Hause gehen – die Party war so gut wie vorüber.

Kyle brachte ein Geschenk für das Baby, in buntes Papier mit Schleife verpackt. Und er hatte Ballons dabei. Aber die Geschenke konnten mich nicht täuschen. Kyle ist ein guter Freund, möglicherweise ein hervorragender Polizist, aber er ist kein Partylöwe und meidet gesellschaftliche Anlässe wie eine Seuche.

»Nicht heute Abend!«, sagte Christine und sah plötzlich besorgt aus, vielleicht sogar zornig. »Lass dich nicht in irgendeinen gefährlichen, schrecklichen Fall verwickeln, Alex. Bitte, tu's nicht. Nicht am Abend der Taufe.«

Ich wusste, was sie meinte, und nahm mir ihren Rat oder ihre Warnung zu Herzen. Meine Stimmung hatte sich bereits verdüstert.

Ich verfluche dich, Kyle Craig.

»Nein, nein und nochmals nein«, sagte ich, als ich zu Kyle hinüberging. Ich machte mit dem Zeigefinger ein Kreuz. »Hebe dich von dannen.«

»Ich freue mich ehrlich, dich zu sehen«, sagte Kyle und

strahlte. Dann umarmte er mich. »Mehrfacher Mord«, flüsterte er mir zu.

»Tut mir Leid, ruf mich morgen oder in den nächsten Tagen an. Heute Abend hab ich frei.«

»Ich weiß, Alex, ich weiß, aber dieser Fall ist besonders übel. Der hat wirklich den Nerv getroffen.«

Kyle ließ mich nicht los und erklärte, dass er nur an diesem Abend in Washington sei und dringend meine Hilfe brauche. Er stand unter gewaltigem Druck. Ich erteilte ihm wieder eine Absage, aber er hörte mir gar nicht zu; wir wussten beide, dass es Teil meiner Arbeit war, dem FBI bei wichtigen Fällen hier in Washington zu helfen. Außerdem schuldete ich Kyle den ein oder anderen Gefallen, weil er mich vor etlichen Jahren an einem Entführungs- und Mordfall mitarbeiten ließ, als meine Nichte von der Duke University verschwunden war.

Kyle kannte Sampson und einige andere meiner Kollegen. Sie kamen herüber und plauderten mit ihm, als wäre sein Besuch rein gesellschaftlicher Natur. Die Leute mögen Kyle. Ich auch – aber nicht jetzt, nicht heute Abend. Immerhin wollte er einen Blick auf den kleinen Alex werfen, ehe wir den Fall ernsthaft diskutierten.

Ich ging mit ihm. Wir standen über dem Jungen, der jetzt inmitten bunter Teddybären und Bälle in einem Tragekörbchen in Nanas Zimmer schlief. Er hielt seinen Lieblingsbären fest, der Pinky hieß.

»Der arme kleine Junge. Was für ein Pech«, flüsterte Kyle und blickte auf Alex hinunter. »Er ähnelt leider dir, nicht Christine. Wie läuft's eigentlich zwischen euch beiden?«

»So langsam gewöhnen wir uns wieder an die Normalität«, sagte ich, aber das stimmte leider nicht. Christine war ein Jahr lang nicht in Washington gewesen. Während dieser Zeit und nach ihrer Rückkehr war es zwischen uns nicht so gut gelaufen, wie ich gehofft hatte. Ich vermisste die Intimität mehr, als ich

zugeben wollte: Es brachte mich beinahe um. Aber ich konnte mit niemandem darüber sprechen, nicht mal mit Sampson oder Nana.

»Bitte, Kyle. Lass mich in Ruhe, wenigstens heute Abend.«

»Ich wünschte, es könnte warten, Alex, aber ich fürchte, das kann es nicht. Wo können wir uns unterhalten, bevor ich mich auf den Rückweg nach Quantico mache?«

Ich schüttelte den Kopf und spürte, wie sich Wut in mir aufstaute. Ich führte Kyle in den Wintergarten, wo das alte Klavier steht, das für meine musikalischen Künste immer noch gut genug klingt. Ich setzte mich auf die knarzende Klavierbank und schlug ein paar Klänge von Gershwins »Let's Call the Whole Thing Off« an.

Kyle erkannte das Lied und lächelte. »Es bleibt dabei. Tut mir Leid.«

»Offensichtlich nicht Leid genug. Schieß los.«

»Du hast von dem Bankraub bei der Filiale der Citibank in Silver Spring gehört? Die Morde im Haus der Bankdirektorin?«, fragte er. »Der Ehemann, die Kinderfrau, der dreijährige Sohn?«

»Wie konnte ich *nichts* darüber hören?«, sagte ich, ohne Kyle anzuschauen. Diese brutalen, sinnlosen Morde hatten mich traurig gemacht und waren mir auf den Magen geschlagen, als ich darüber gelesen hatte. Die Geschichte war in sämtlichen Zeitungen und im Fernsehen gebracht worden. Sogar die Polizisten in Washington waren stinkwütend.

»Was ich bis jetzt darüber gehört habe, begreife ich nicht ganz. Was ist denn im Haus dieser Direktorin passiert? Die Kerle hatten doch das Geld, oder? Warum mussten sie die Geiseln töten, wenn sie die Beute hatten? Du bist hergekommen, um mich darüber aufzuklären, stimmt's?«

Kyle nickte. »Es hört sich verrückt an, aber sie haben sich in der Bank *verspätet*. Die Anweisung lautete, dass das Mitglied der Bande, das in der Bank war, das Gebäude genau um zehn nach acht verlassen müsse. Der Bankräuber war *weniger als*

eine Minute zu spät, Alex. Weniger als eine Minute! Deshalb haben sie den dreiunddreißigjährigen Vater, den dreijährigen Sohn und die Kinderfrau ermordet. Die Kinderfrau war fünfundzwanzig und schwanger. Sie haben das Kind, die Frau und den Mann hingerichtet. Hast du den Schauplatz des Mordes vor Augen, Alex?«

Ich ließ die Schultern kreisen, drehte den Kopf und spürte, wie sich mein Körper verspannte. O ja, ich sah alles genau vor mir. Wie konnte man diese Menschen nur grundlos ermorden?

Aber ich war nicht in der Stimmung für Polizeiarbeit, nicht einmal bei einem so schrecklichen Fall wie diesem. »Und das führt dich heute Abend zu mir? Am Tag der Taufe meines Sohnes?«

»Ach, verflixt!« Kyle lächelte unvermittelt und bemühte sich um einen lockeren Tonfall. »Ich wollte ja sowieso kommen und mir das Kind anschauen. Aber, Alex ... leider ist diese Sache sehr heiß. Es besteht nämlich die Möglichkeit, dass die Bande aus Washington kommt. Und selbst wenn das nicht der Fall ist, könnte es sein, dass jemand hier die Hurensöhne kennt, Alex. Ich brauche dich für die Suche nach den Mördern – *ehe sie erneut zuschlagen*. Wir haben das Gefühl, dass es sich hierbei nicht um eine einmalige Tat handelt. – Aber dein Baby ist wirklich eine Schönheit, Alex.«

»Ja, du bist auch eine Schönheit«, sagte ich zu Kyle. »Du bist unvergleichlich.«

»Ein dreijähriger Junge, der Vater und die schwangere Kinderfrau«, wiederholte Kyle nachdrücklich, ehe er die Party verließ. An der Tür des Wintergartens drehte er sich noch einmal um. »Du bist der Richtige für diesen Fall, Alex. Diese Dreckssäcke haben eine Familie ermordet.«

Als Kyle gegangen war, machte ich mich auf die Suche nach Christine, aber sie war fort. Das Herz wurde mir schwer. Sie hatte Alex genommen und war ohne Abschied gegangen – ohne ein einziges Wort.

Zögernd parkte das Superhirn an der Straße und ging zu einer verlassenen Wohnsiedlung, einen Steinwurf vom Anacostia River entfernt. Der Vollmond warf sein kaltes, hartes, knochenweißes Licht auf das halbe Dutzend baufälliger dreistöckiger Reihenhäuser mit offenen Fenstern ohne Fliegengitter. Er fragte sich, ob sein Magen durchstehen würde, was nun kam. »Auf ins Tal des Todes«, flüsterte er.

Sein Unbehagen wuchs, als er feststellen musste, dass das Versteck der Parkers das letzte Reihenhaus an der Straße war. Sie hatten es sich im zweiten Stock bequem gemacht. Ihre entzückende kleine Bleibe war mit einer schmutzigen, fleckigen Matratze und einem verrosteten Gartenstuhl ausgestattet. Fettige Tüten von Kentucky Fried Chicken und Mickey D lagen auf dem Fußboden.

Als er das Zimmer betrat, hielt er zwei Schachteln mit offen-warmer Pizza und eine braune Papiertüte in die Höhe. »Chianti und Pizza! Schließlich haben wir Grund zu feiern, stimmt's?«

Brienne und Errol waren offensichtlich hungrig, denn sie stürzten sich sofort auf die Pizza. Sie begrüßten ihn kaum, was er als Mangel an Respekt auffasste. Das Superhirn schenkte den Chianti in Plastikbecher, die er für diese Gelegenheit mitgebracht hatte. Er gab jedem einen Becher und brachte einen Toast aus.

»Auf die perfekten Verbrechen«, sagte er.

»Sie sagen es. Auf die perfekten Verbrechen.« Errol Parker verzog das Gesicht, als er zwei große Schlucke getrunken hatte. »Wenn Sie das, was in Silver Spring passiert ist, so nennen wollen. Drei Morde, die man hätte vermeiden können.«

»Ja, ich nenne es so«, erklärte das Superhirn. »Ein rundum perfektes Verbrechen. Sie werden schon sehen.«

Sie aßen und tranken schweigend. Die Parkers schienen missmutig zu sein, beinahe aufsässig. Brienne musterte ihn immer wieder verstohlen. Plötzlich rieb sich Errol Parker die Kehle und hustete heftig. Dann rang er nach Atem. »Aaaa ...

aaa!« Seine Kehle und die Brust brannten wie Feuer. Er bekam keine Luft mehr. Er versuchte aufzustehen, stürzte aber sofort zu Boden.

»Was ist? Was ist los, Errol? *Errol?*«, rief Brianne aufgereggt und verängstigt.

Dann griff auch sie sich an den Hals. Er brannte wie Feuer, ebenso die Brust. Brianne schoss von der Matratze hoch, ließ den Becher mit dem Wein fallen und umklammerte mit beiden Händen ihre Kehle.

»Was ist hier los, zum Teufel? Was geschieht mit uns?«, schrie sie das Superhirn an. »Was haben Sie getan?«

»Ist das nicht offensichtlich?«, antwortete er mit der kältesten und unnahbarsten Stimme, die sie je gehört hatte.

Das Zimmer schien sich wild zu drehen. Errol verkrampte sich und verfiel auf dem Boden in Zuckungen. Brianne biss sich tief in die Zunge. Beide hielten immer noch den Hals umklammert. Sie husteten, würgten, schnappten nach Luft. Ihre Gesichter hatten sich blau verfärbt.

Das Superhirn stand auf der anderen Seite des Zimmers und beobachtete alles. Die lähmende Wirkung des Giftes, das sie getrunken hatten, schritt nur langsam voran und war äußerst schmerhaft. Es begann bei den Gesichtsmuskeln und verließ dann weiter zur Stimmritze hinten im Hals. Offensichtlich konnten die Parkers jetzt nicht mehr schlucken. Schließlich befiehl die Lähmung die Atmungsorgane. Eine ausreichend hohe Dosis des Giftes führte zum Herzstillstand.

Die beiden brauchten weniger als fünfzehn Minuten, um ebenso jämmerlich zu sterben wie die Menschen, die sie in Silver Spring, Maryland, ermordet hatten. Reglos lagen sie da, Arme und Beine ausgestreckt. Das Superhirn war vollkommen sicher, dass sie tot waren; dennoch überprüfte er die Körper auf Anzeichen von Leben. Die Gesichter waren grässlich verzerrt, die Gliedmaßen verdreht. Sie sahen aus, als wären sie aus großer Höhe in die Tiefe gestürzt.

»Auf die perfekten Verbrechen!«, deklamierte das Superhirn über die grotesk daliegenden Leichen gebeugt.

Am nächsten Morgen versuchte ich Christine ganz früh anzurufen, doch sie schirmte sich mit dem Anrufbeantworter gegen unerwünschte Gespräche ab und ging nicht an den Apparat. Das hatte sie noch nie mit mir gemacht, und es tat sehr weh. Es ging mir nicht aus dem Kopf, als ich duschte und mich rasierte. Schließlich ging ich zur Arbeit. Ich war verletzt, aber auch ein wenig wütend.

Sampson und ich waren schon vor neun Uhr draußen auf den Straßen. Je mehr ich über den Raub in der Citibank in Silver Spring las und nachdachte, desto beunruhigter und verwirrter wurde ich. Es ergab keinen Sinn. Drei unschuldige Menschen waren ermordet worden – *aus welchem Grund?* Die Bankräuber hatten das Geld bereits in Händen gehabt. Was für grausame und abartige Typen waren das? Warum einen Vater, ein Kind und die Kinderfrau töten, wenn die Forderungen doch erfüllt worden waren?

Es wurde ein langer und von Anfang bis Ende enttäuschender Tag. Sampson und ich waren um neun Uhr abends noch immer unterwegs. Ich versuchte noch einmal, Christine zu Hause anzurufen. Sie nahm immer noch nicht den Hörer ab. Vielleicht war sie auch nicht daheim.

Ich habe mehrere zerfledderte schwarze Notizbücher mit den Namen von Kontaktleuten und Informanten auf den Straßen dieser Stadt. Sampson und ich hatten bereits mit über zwei Dutzend der wichtigsten Leute gesprochen. Das ließ immer noch jede Menge Arbeit für morgen übrig, und auch für übermorgen und für den Tag danach. Ich steckte schon viel zu tief in diesem Fall drin. Warum waren die drei Menschen im Haus der Bankdirektorin ermordet worden? Warum war eine unschuldige Familie ausgelöscht worden?

»Wir bewegen uns im Kreis«, sagte Sampson, als wir mit

meinem alten Wagen durchs Southeast kurvten. Wir hatten gerade mit einem kleinen Ganoven gesprochen, Nomar Martinez. Er wusste vom Bankraub in Maryland, hatte aber keine Ahnung, wer ihn verübt hatte. Der legendäre Marvin Gaye sang im Autoradio. Ich dachte an Christine. Sie wollte nicht, dass ich weiter hier auf den Straßen arbeitete. Das meinte sie ernst. Ich war aber nicht sicher, ob ich meinen Job als Polizist an den Nagel hängen konnte. Ich mochte meine Arbeit.

»Bei Nomar hatte ich ein komisches Gefühl. Vielleicht hätten wir ihn festnehmen sollen. Er war nervös und hatte vor irgendwas Angst«, sagte ich.

»Wer hat im Southeast nicht Angst vor irgendwas?«, fragte Sampson. »Aber die Frage bleibt: Wer redet mit uns?«

»Wir wär's mit dem hässlichen Vogel da drüben?«, erwiderete ich und deutete zur nächsten Straßenecke. »Der weiß alles, was sich hier abspielt.«

»Er hat uns gesehen«, sagte Sampson. »Scheiße! Er haut ab!«

Ich riss das Lenkrad scharf nach links. Die Reifen des Porsche kreischten, dann hüpfte der Wagen mit einem Satz auf den Bürgersteig. Sampson und ich sprangen heraus und rannten hinter Cedric Montgomery her. »Halt! Polizei!«, rief ich.

Wir stürmten eine enge, verwinkelte Gasse hinunter und blieben dem kleinen Ganoven, der sich für einen superharten Burschen hielt, dicht auf den Fersen. Montgomery war ein Informant, der vieles wusste, aber niemanden verpfiff. Und er war Anfang zwanzig. Sampson und ich waren beide knapp über vierzig. Wir trieben regelmäßig Sport und waren immer noch verdammt schnell auf den Beinen – glaubten wir zumindest.

Doch Montgomery war ein echtes Laufwunder. Er war bald nur noch ein undeutlicher Schatten weit vor uns.

»Er ist nun mal Sprinter, Süßer«, stieß Sampson keuchend

hervor. Er war neben mir, hielt genau mit mir Schritt. »Wir sind eher Langstreckler.«

»Polizei!«, brüllte ich noch einmal. »Warum laufen Sie weg, Montgomery?«

Auf meinem Nacken und im Rücken bildete sich Schweiß. Er tropfte aus meinem Haar. Meine Augen brannten. *Aber ich war immer noch ein verflixt guter Läufer.*

»Wir können ihn einholen«, stieß ich hervor. Ich beschleunigte und warf den Turbo an. Es war eine Herausforderung an Sampson, ein Spiel, das wir seit Jahren spielten. *Wer kann? Wir können.*

Tatsächlich kamen wir Montgomery ein gutes Stück näher. Er schaute zurück – und konnte nicht fassen, dass wir ihm so dicht auf die Pelle gerückt waren. Vor ihm kamen jetzt zwei Frachtzüge herangedonnert, und es gab keine Möglichkeit für ihn, die Gleise zu überqueren.

»Volle Kraft voraus, Süßer!«, rief Sampson. »Bereit zum Einschlag!«

Ich gab alles, was ich hatte. Sampson und ich liefen immer noch Seite an Seite. Wir veranstalteten unser kleines Privatrennen, und Montgomery war die Ziellinie.

Wir erreichten ihn gleichzeitig. Er ging wie ein geschockter Verteidiger zu Boden, der von zwei sehr schnellen, sehr schweren Stürmern in die Zange genommen wird. Ich hatte Angst, er würde nie wieder aufstehen. Aber Montgomery wälzte sich ein paar Mal hin und her, stöhnte und schaute dann völlig verblüfft zu uns auf.

»Verdammt!«, fluchte er leise. Mehr sagte er nicht. Sampson und ich nahmen das als Kompliment, dann legten wir ihm Handschellen an.

Zwei Stunden später redete Montgomery auf dem Revier an der Dritten Straße mit uns. Er gab zu, dass er etwas über den Bankraub und die Morde in Silver Springs gehört habe. Er war bereit, uns Informationen zu geben, wenn wir die ganzen Beu-

tel mit Zehncentstückchen übersahen, die er bei sich hatte, als wir ihn auf der Straße überwältigten.

»Ich weiß, nach wem Sie suchen«, sagte Montgomery und schien sich seiner Sache ziemlich sicher zu sein. »Aber es wird Ihnen nicht gefallen, wenn Sie hören, wer es ist.«

Er hatte Recht – es gefiel mir nicht, was er sagte. Ganz und gar nicht.

Ich war nicht sicher, ob ich Cedric Montgomerys Information trauen konnte, aber er hatte mir einen wichtigen Hinweis gegeben, dem ich unbedingt nachgehen musste. In einem Punkt hatte er Recht: Sein Tipp war mir auf den Magen geschlagen. Er hatte den Stiefbruder meiner verstorbenen Frau Maria als einen der Täter des Bankraubs benannt. Montgomery hatte läuten hören, dass Errol Parker vielleicht die Bank in Silver Spring geknackt hätte.

Den nächsten Tag verbrachten Sampson und ich mit der Suche nach Errol, aber er war weder zu Hause noch an einer der sonstigen Ecken im Southeast, an denen er sich für gewöhnlich herumtrieb. Seine Frau Brianne war ebenfalls nicht aufzufinden. Seit über einer Woche schien niemand die Parkers gesehen zu haben.

Gegen halb sechs am Nachmittag machte ich einen Abstecher zur Sojourner Truth School, um zu sehen, ob Christine noch dort war. Ich hatte den ganzen Tag an sie gedacht. Sie hatte meine Anrufe nicht beantwortet und keine Nachricht hinterlassen.

Ich hatte Christine Johnson vor zwei Jahren kennen gelernt, und wir hätten beinahe geheiratet. Dann kam es zu einem traurigen und tragischen Ereignis, für das ich mir noch heute die Schuld gebe: Christine wurde von dem Psychopathen Geoffrey Shafer entführt, der im Southeast mehrere Morde begangen hatte. Fast ein ganzes Jahr hatte er sie als Geisel festgehalten. *Christine war gekidnappt worden, weil sie mit mir befreundet*

war. Ein Jahr lang wurde sie vermisst und für tot gehalten. Als wir sie schließlich fanden, erwartete mich eine Überraschung. Christine hatte ein Baby zur Welt gebracht – *unser* Baby. Unseren Sohn Alex. Doch die Entführung hatte sie verändert und verwundet – auf eine Art und Weise, die sie nicht verstand und mit der sie nicht fertig wurde. Es war Monate her, seit wir das letzte Mal intim gewesen waren. Sie schob mich immer weiter von sich. Und jetzt hatte Kyle Craig alles noch schlimmer gemacht.

Nana passte für gewöhnlich auf das Baby auf, wenn Christine in der Sojourner Truth arbeitete. Anschließend fuhr sie mit Alex in ihre Wohnung in Mitchellville. Christine brauchte das.

Ich betrat das Schulgebäude durch eine Metalltür an der Seite der Turnhalle und hörte die vertrauten Geräusche von Basketbällen, die auf dem Hartholzboden aufprallten, Kinderlachen und fröhliches Geschrei. Christine saß in ihrem Büro über den Computer gebeugt. Sie ist die Rektorin der Sojourner Truth School. Jannie und Damon sind dort Schüler.

»Alex?«, sagte Christine, als sie mich an der Tür sah. Ich las das Schild an der Wand: *Lobe laut, tadle leise.* War Christine auch bei mir dazu imstande? »Ich bin gleich fertig. Gib mir nur noch ein, zwei Minuten.« Zumindest schien sie wegen Kyle Craigs Erscheinen bei der Taufe nicht mehr sauer zu sein. Sie warf mich nicht gleich raus.

»Ich wollte dich von der Schule nach Hause begleiten. Ich trag dir sogar die Mappe«, sagte ich und lächelte. »Ist dir das recht?«

»Ja, ist gut«, sagte sie, lächelte aber nicht zurück und schien immer noch unendlich weit weg zu sein.

Als Christine fertig war, schlossen wir gemeinsam die Schule ab und schlenderten über die School Street zur Fünften. Wie versprochen trug ich Christines Aktenmappe, in der bestimmt ein Dutzend Bücher steckten, so schwer war das Ding.

Ich versuchte es mit einem kleinen Scherz. »Du hast nicht gesagt, dass du deine Bowling-Kugel auch eingepackt hast.«

»Ich habe dir doch gesagt, dass die Bücher schwer sind. Wissen wiegt nun mal schwer. – Alex, ich bin froh, dass du heute Abend vorbeigekommen bist.«

»Ich konnte einfach nicht wegbleiben.« Ich sagte die Wahrheit. Ich wollte Christines Arm nehmen oder zumindest ihre Hand, hielt mich jedoch zurück. Aber es kam mir ungewohnt und falsch vor, ihr so nah und gleichzeitig so fern zu sein. Ich sehnte mich danach, sie in die Arme zu schließen.

»Ich möchte etwas mit dir besprechen, Alex«, sagte sie schließlich und schaute mir fest in die Augen. An ihrem Gesichtsausdruck erkannte ich, dass mich keine guten Neugkeiten erwarteten.

»Ich habe gehofft, es würde mir nichts ausmachen, dass du wieder an einem neuen Mordfall arbeitest, Alex, aber es macht mir etwas aus. Es bringt mich um den Verstand. Ich habe Angst um dich. Ich habe Angst um das Baby. Und ich habe Angst um meine eigene Sicherheit. Ich kann es nicht ändern – nach dem, was auf den Bermudas geschehen ist. Seit ich wieder in Washington bin, habe ich nicht mehr richtig geschlafen.«

Es zerriss mich, Christine so sprechen zu hören. Ich hatte ein furchtbar schlechtes Gewissen wegen der schrecklichen Dinge, die ihr zugestoßen waren. Christine hatte sich sehr verändert. Und ich schien nichts tun zu können, um ihr zu helfen. Seit Monaten gab ich mir alle Mühe, aber nichts hatte gewirkt. Ich hatte Angst, nicht nur Christine, sondern auch den kleinen Alex zu verlieren.

»Ich kann mich an einige meiner Träume der letzten Zeit erinnern. Sie waren sehr gewalttätig, Alex. Und leider sehr real. In einem dieser Träume hast du wieder das Wiesel gejagt, und er ... hat dich getötet. Er stand ganz ruhig da und schoss auf dich, immer wieder. Und dann brachte er das Baby und mich um. Ich bin schreiend aufgewacht.«

Jetzt nahm ich ihre Hand. »Geoffrey Shafer ist tot, Christine«, sagte ich.

»Das weißt du doch gar nicht. Nicht mit Sicherheit«, widersprach sie und riss ihre Hand los. Sie war wütend.

Stumm gingen wir am Ufer des Anacostia River entlang. Nach einer Weile erzählte sie mir von ihren Träumen. Doch sie wollte nicht, dass ich diese Träume deutete; das konnte ich spüren. Ich sollte nur zuhören. Die Träume waren von Gewalt erfüllt – Menschen, die Christine kannte und liebte, wurden verstümmelt und ermordet.

Schließlich blieb sie an der Ecke der Fünften Straße in der Nähe meines Hauses stehen. »Alex, ich muss dir etwas sagen. Ich gehe zu einem Psychiater. Dr. Belair in Mitchellville. Er hilft mir.«

Christine blickte mir fest und entschlossen in die Augen. »Ich möchte dich nicht mehr sehen, Alex. Ich habe seit Wochen darüber nachgedacht und es auch mit Dr. Belair besprochen. Du kannst mich nicht mehr umstimmen. Ich wäre dir dankbar, wenn du es gar nicht erst versuchen würdest.«

Christine nahm mir die Aktenmappe aus der Hand und ging davon, bevor ich auch nur ein Wort hervorbrachte. Aber es wäre mir ohnehin schwer gefallen, darauf zu antworten. Ich hatte die Wahrheit in Christines Augen gesehen. Sie liebte mich nicht mehr. Das Schlimme war, dass ich sie immer noch liebte – und natürlich auch unseren kleinen Sohn.

Ich hatte keine Wahl, deshalb stürzte ich mich in den nächsten Tagen in die Ermittlungen über den Bankraub und die Morde. Die Zeitungen und das Fernsehen brachten immer noch Sensationsgeschichten über den ermordeten Vater, das Kind und die Kinderfrau. Das Foto des dreijährigen Tommy Buccieri schien allgegenwärtig zu sein. *Will der Mörder etwa, dass wir wütend sind*, fragte ich mich.

Sampson und ich verbrachten den Großteil des nächsten Ta-

ges mit der Suche nach Errol und Brianne Parker. Je mehr ich mich mit den Parkers beschäftigte – wobei das FBI mir half –, desto deutlicher wurde, dass sie offenbar ein Jahr lang in Maryland und Virginia kleinere Banken ausgeraubt hatten. Der Job in Silver Spring aber trug eine andere Handschrift. Wenn die Parkers auch hier die Täter gewesen waren, dann war irgendetwas geschehen, das ihre Methode verändert hatte. Dann waren brutale, herzlose Mörder aus ihnen geworden. Warum?

Sampson und ich aßen gegen ein Uhr im Boston Market zu Mittag. Es war nicht unsere erste, nicht einmal die zweite Wahl, aber es war in der Nähe, und der Hüne hatte Hunger. Ich hätte auch ohne zu essen weiterarbeiten können, nicht aber mein Partner.

»Meinst du, die Parkers sind auf einem Raubzug unterwegs?«, fragte er mich bei Hackbraten, Mais und Kartoffelpüree.

»Wenn der Bankraub in Maryland tatsächlich auf ihr Konto geht, halten sie sich vermutlich irgendwo versteckt. Sie wissen, dass die Polizei sie sucht. Errol taucht manchmal nach South Carolina ab. Er ist leidenschaftlicher Angler. Kyle hat dort bereits FBI-Agenten postiert.«

»Hast du je längere Zeit mit Errol verbracht?«, wollte Sampson wissen.

»Hab ihn hauptsächlich bei Familientreffen gesehen. Aber soweit ich mich erinnere, ist er nur zu wenigen Feiern gekommen. Einmal bin ich mit ihm angeln gegangen. Wir haben Großmaul-Barsche und Katzenfische von zwei bis drei Pfund gefangen, und er hat sich gefreut wie ein kleines Kind. Maria hat Errol gemocht.«

Sampson war noch mit seinem Hackbraten und der doppelten Portion Kartoffelpüree beschäftigt. »Denkst du noch viel an Maria?«

Ich sank auf meinem Sitz zusammen. Ich war nicht sicher, ob ich jetzt darüber sprechen wollte. »Manches erinnert mich

an sie. Besonders die Sonntage. Wir haben manchmal bis Mittag geschlafen und uns dann einen leckeren Brunch geleistet. Oder wir haben den Ententeich beim Fluss besucht. St. Tony's. Lange Spaziergänge im Garfield Park. Es ist traurig und verwirrend, John, dass sie so jung gestorben ist. Und es tut besonders weh, dass ich den Fall nie lösen konnte und ihren Mörder nie gefunden habe.«

Sampson bombardierte mich weiter mit Fragen. Manchmal ist er so.

»Ist bei dir und Christine alles in Ordnung?«

»Nein«, gab ich zu, brachte die ganze Wahrheit aber nicht über die Lippen. »Sie kommt einfach nicht darüber hinweg, was Geoffrey Shafer ihr angetan hat. Und ich bin nicht einmal sicher, dass das Wiesel wirklich tot ist. Sind wir hier fertig?«

Sampson grinste. »Meinst du das Essen oder mein Kreuzverhör?«

»Komm, lass uns gehen und Errol und Brianne Parker finden. Wir lösen den Fall, und dann nehmen wir uns den Rest des Tages frei.«

Gegen sieben Uhr beschlossen Sampson und ich, zwecks Abendessens eine Pause einzulegen. Wir gingen davon aus, dass wir noch lange würden arbeiten müssen, wahrscheinlich bis nach Mitternacht. Der Fall lag nun einmal so. Ich fuhr nach Hause, um mit den Kindern und Nana Mama zu essen.

Ich machte Nana Komplimente wegen ihrer Kochkünste, obwohl ich kaum etwas schmeckte. Die Probleme mit Christine hielt ich fest in mir verschlossen – was vermutlich nicht besonders klug von mir war.

Sampson und ich hatten verabredet, uns gegen zweiundzwanzig Uhr zu treffen und ein paar Nachtschwärmer zu überprüfen, die nach Einbruch der Dunkelheit leichter zu finden waren. Um Viertel nach zehn fuhren wir wieder in meinem Wagen im Southeast Streife.

Sampson entdeckte als Erster einen Bekannten, einen kleinen Drogendealer und Informanten namens Darryl Snow. Er hing mit seinen Jungs vor einer Bar mit Grill herum, die ständig den Namen änderte und deshalb jetzt »Ehemals« hieß.

Wir sprangen aus dem Porsche und liefen schnell zu Snow hinüber, sodass es kein Entkommen für ihn gab. Wie immer war Darryl nach der neuesten Mode gekleidet: karmesinrote Nylonshorts über blauen Nylonhosen, Polo-Hemd, Tommy-Hilfinger-Windjacke, Oakley-Sonnenbrille.

»Hallo, Schneemann«, sagte Sampson mit seiner tiefen Stimme. »Du schmilzt ja. Gleich gibt's dich nicht mehr.«

Snows Kumpane lachten. Darryl war ungefähr ein Meter siebzig, und ich bezweifelte, dass er samt seiner Designer-Kleidung mehr als fünfzig Kilo wog.

»Gehen wir ein Stück, und quatschen wir ein bisschen, Darryl«, sagte ich. »Keine Diskussion! Komm.«

Sein Kopf wackelte wie der von diesen Dackeln, die manche Leute auf der Hutablage im Auto haben, aber er kam mit, wenngleich auch zögernd. »Ich will nicht mit Ihnen reden, Cross.«

»Errol und Brianne Parker«, sagte ich, sobald wir außer Hörweite der anderen waren.

Darryl schaute mich an, runzelte die Stirn und wackelte weiter mit dem Kopf. »Sie sind doch der, der mit Errols Schwester verheiratet war. Was fragen Sie da mich? Warum verfolgen Sie immer mich, Mann?«

»Errol verbringt nicht mehr viel Zeit mit der Familie. Er ist zu sehr damit beschäftigt, Banken auszurauben. Wo steckt er, Darryl? Sampson und ich schulden dir im Augenblick keinen Gefallen. Das ist eine ziemlich riskante Lage für dich.«

»Ich kann damit leben«, erklärte Darryl und blickte zu den Leuchtreklamen hoch.

Blitzschnell griff ich zu und packte ihn mit Windjacke und Hemd. »Nein, kannst du *nicht*. Das solltest du eigentlich wis-

sen, Darryl.«

Snow schnüffelte und fluchte leise. »Hab gehört, dass Brianne vielleicht drüber in den alten Reihenhäusern an der First Avenue ist. Diese Rattenlöcher an der First. Hab aber keine Ahnung, ob sie noch da ist. Mehr weiß ich nicht.« Er hielt die Hände in die Höhe, die Handflächen offen.

Sampson tauchte hinter Snow auf. »Buh!«, machte er, und Darryl tat vor Schreck einen Satz.

»Hilft Darryl dir, Alex?«, fragte Sampson. »Scheint ein bisschen schreckhaft zu sein.«

»*Hilfst du mir?*«, fragte ich Darryl.

Er wimmerte mitleiderregend. »Ich hab Ihnen doch gesagt, wo Brianne Parker vielleicht sein könnte. Warum fahren Sie nicht einfach rüber? Schauen Sie doch nach, Mann. Lassen Sie mich verdammt nochmal in Ruhe. Ihr beide seid ja wie aus dem *Blair Witch Project* oder aus ‘nem anderen Horrorfilm. Richtig unheimlich.«

»Noch viel unheimlicher«, sagte Sampson und grinste. »Blair Witch ist nur ein Amateurvideo, Darryl. Wir sind echt.«

Ich hasse diese ekelhafte, schaurige Mitten-in-der-Nacht-Einsatz-Scheiße«, sagte Sampson, als wir uns zu Fuß der Siedlung an der First Avenue näherten. Vor uns sahen wir verlassene Mietwohnungen, in denen die Drogensüchtigen und Obdachlosen der Hauptstadt Amerikas wohnten – sofern man das wohnen nennen konnte.

»Wieder mal die *Nacht der lebenden Toten*«, stieß Sampson hervor. Er hatte Recht – die Typen, die sich vor den Häusern herumtrieben, sahen aus wie Zombies.

»Errol Parker? Brianne Parker?«, sagte ich leise, als wir an den herumsitzenden Männern mit ihren ausgemergelten, unrasierten Gesichtern vorbeigingen. Keiner antwortete. Die meisten würdigten Sampson und mich keines Blickes. Sie wussten, dass wir Polizisten waren.

»Errol? Brianne Parker?«, fuhr ich fort, aber es antwortete immer noch niemand.

»Danke, Mann. Gott liebt dich«, sagte Sampson und imitierte die Sprüche aufdringlicher Schnorrer in der Stadt.

Wir durchsuchten jedes Gebäude vom Keller bis zum Dachboden, jedes einzelne Stockwerk. Das letzte Haus, zu dem wir kamen, sah verlassen aus – und das aus gutem Grund: Es war das verkommenste und schmutzigste.

»Nach dir, Alphonse«, sagte Sampson. Es war spät, und allmählich bekam er schlechte Laune.

Ich hielt die Taschenlampe und ging voraus. Wie bei den anderen Gebäuden fingen wir im Keller an. Im Fußboden waren Löcher, der Beton wies überall Flecken auf. Staubige Spinnweben wehten von einem Ende des Kellers bis zum anderen.

Ich gelangte zu einer Holztür und stieß sie mit dem Fuß auf. Sofort hörte ich die Nager umherhuschen und aufgeregt an den Wänden kratzen, als säßen sie in der Falle. Ich schwenkte die Taschenlampe. Nichts außer Ratten, die mich anfunkelten.

»Errol? Brianne?«, rief Sampson ihnen zu. Sie quiekten verärgert.

Wir setzten unsere Suche in den nächsten Stockwerken fort. Das Gebäude war feucht und stank nach Urin, Exkrementen und Schimmel. Der Gestank war unerträglich.

»Ich hab schon schönere Holiday Inns gesehen«, meinte ich, und endlich lachte Sampson.

Ich stieß wieder eine Tür auf. Sofort verriet mir der Verwesungsgeruch, dass wir hier Leichen finden würden. Ich schwenkte die Taschenlampe und sah Errol und Brianne. Oder das, was von ihnen übrig war, denn sie sahen kaum mehr menschlich aus. Im Gebäude war es warm, und der Verwesungsprozess hatte sehr schnell eingesetzt. Meiner Schätzung nach waren sie mindestens einen Tag tot, wahrscheinlich länger.

Ich richtete die Taschenlampe zuerst auf Errol, dann auf sei-

ne Frau. Ich seufzte und hatte ein flaves Gefühl im Magen. Ich dachte an Maria und daran, dass sie irgendwas an Errol gemacht hatte. Als mein Sohn Damon klein war, hatte er ihn Onkel Errol genannt.

Briannes Augen waren trüb und verschleiert, als hätte sie grauen Star. Ihr Mund stand offen, der Unterkiefer hing herab. Errol sah ähnlich aus. Ich dachte an die Familie in Silver Spring, die hingerichtet worden war. Mit welchen Mörtern hatten wir es hier zu tun? Warum hatten sie die Parkers getötet?

Man hatte Brianne die Bluse und den Büstenhalter ausgezogen, doch ich konnte die Kleidungsstücke nirgends im Raum entdecken. Ihre Jeans waren herabgezogen, sodass man das rote Höschen und ihre Oberschenkel sah.

Ich fragte mich, was das zu bedeuten hatte. Hatte der Mörder Briannes Bluse mitgenommen? War nach den Mörtern noch jemand hier gewesen? Hatte sich jemand an Brianne vergangen, nachdem sie tot war? War es der Mörder gewesen?

Sampson schaute besorgt und verwirrt drein. »Sieht nicht nach einer Überdosis aus«, sagte er. »Zu gewalttätig. Die beiden haben verdammt gelitten.«

»John«, sagte ich leise. »Ich glaube, man hat sie vergiftet. Vielleicht *sollten* sie leiden.«

Ich rief Kyle Craig an und teilte ihm die Neuigkeiten mit: Wir hatten das Rätsel des Bankraubs in Silver Spring zum Teil schon gelöst, aber mindestens ein Mörder lief noch frei herum.

Eine rasch vorgenommene Autopsie bestätigte meinen Verdacht, dass Errol und Brianne Parker vergiftet worden waren. Beide hatten eine große Dosis eines Giftes geschluckt, das heftige Muskelkontraktionen verursacht und zum Herzstillstand geführt hatte. Das Gift war in eine halb volle Flasche Chianti gemischt worden. Und Brianne Parker hatte man nach dem Tod sexuell missbraucht. Was für eine Schweinerei.

Sampson und ich sprachen noch mehrere Stunden lang mit den Obdachlosen und Drogensüchtigen, die in den verlassenen Häusern an der First Avenue hausten. Keiner gab zu, Errol oder Brianne gekannt zu haben. Keiner hatte irgendwelche ungewöhnlichen Besucher in dem Haus gesehen, in dem das Paar sich versteckt hatte.

Schließlich fuhr ich nach Hause, um ein paar Stunden zu schlafen, fand aber keine Ruhe. Gegen vier Uhr stand ich auf und ging leise nach unten. Ich musste wieder an Christine und den kleinen Alex denken.

Am Kühlschrank klebte Nanas neueste Spruchweisheit. Sie lautete: *Nicht ein einziges Mal / wollte sie weiß sein / um akzeptiert zu werden. / Sie träumte nur davon, noch dunkler zu sein.* Ich machte den Kühlschrank auf und nahm ein Stewart's Kräuterbier heraus. Dann schlurfte ich aus der Küche. Der Spruch an der Kühlschranktür ging mir durch den Kopf.

Ich schaltete den Fernseher ein, dann wieder aus. Ich spielte im Wintergarten Klavier. »Crazy For You« und dann ein bisschen Debussy. Ich spielte »Moonglow«, was mich an die schönsten Zeiten mit Christine erinnerte. Ich stellte mir verschiedene Möglichkeiten vor, wie wir unsere Beziehung wieder kitten könnten. Seit ihrer Rückkehr nach Washington hatte ich mich bemüht, jeden Tag für sie da zu sein. Sie schob mich immer wieder von sich. Tränen traten mir in die Augen, und ich wischte sie fort. *Christine ist weg. Du musst ganz von vorn anfangen.* Aber ich war mir nicht sicher, dass ich das schaffte.

Die Fußbodenbretter knarrten. »Ich habe gehört, wie du ›Clair de Lune‹ gespielt hast. Sehr schön, wenn ich das hinzufügen darf.« Nana stand mit einem Tablett auf der Schwelle. Zwei dampfende Tassen Kaffee standen darauf.

Sie schob mir eine Tasse hin, und ich nahm sie. Dann setzte sie sich in den alten Schaukelstuhl aus Rattan beim Klavier und nippte still an ihrem Gebräu.

»Ist das Instantkaffee?«, neckte ich sie.

»Wenn du in meiner Küche Instantkaffee findest, schenke ich dir das Haus.«

»Das Haus gehört mir«, erinnerte ich sie.

»Das behauptest du, Herzchen. Was ist der Grund für dein Sonnenaufgang-Konzert, Alex?«

»Es ist ein Vor-Sonnenaufgang-Konzert. Ich konnte nicht schlafen. Schlechte Nacht, schlechte Träume. Und bis jetzt ein schlechter Morgen.« Ich nahm einen Schluck Kaffee, den sie mit Zichorie versetzt hatte. »Aber immerhin ein guter Kaffee.«

Auch Nana nippte an ihrem Kaffee. »Mmm. Erzähl mir lieber was Neues. Was gibt's?«

»Du erinnerst dich an Marias Stiefbruder Errol? Sampson und ich haben gestern Nacht seine Leiche in den Bruchbuden an der First Avenue gefunden.«

Nana schnalzte missbilligend mit der Zunge und schüttelte den Kopf. »Das ist traurig. Eine Schande, Alex. Es sind so nette Menschen, eine gute Familie.«

»Ich muss es der guten Familie heute Morgen mitteilen. Vielleicht bin ich deshalb so früh auf und konnte nicht schlafen.«

»Was gibt's sonst noch?«, fragte Nana. Sie kannte mich in- und auswendig, und irgendwie tat mir genau das jetzt gut. »Rede mit mir, Alex. Sag es deiner Nana.«

»Es ist Christine«, sagte ich schließlich. »Ich glaube, zwischen uns ist es aus. Sie will mich nicht mehr sehen. Das hat sie mir gesagt, ganz offiziell. Ich weiß nicht, was nun mit dem kleinen Alex werden soll. Nana, ich habe alles versucht, was in meiner Macht steht. Ich schwör's.«

Sie stellte die Kaffeetasse ab und schlängelte die dünnen Arme um mich. Sie hat immer noch eine Menge Kraft in ihrem Körper. Sie hielt mich ganz fest. »Nun, dann hast du alles getan, was du konntest. Was hättest du mehr tun können?«

»Christine ist noch nicht darüber hinweg, was auf den Bermudas passiert ist«, flüsterte ich. »Sie will nicht mit einem

Mann zusammen sein, der bei der Mordkommission arbeitet. Sie kann es nicht. Deshalb will sie mich nicht mehr.«

»Du lädst zu viel auf deine Schultern, Alex«, flüsterte Nana zurück. »Du gibst dir die Schuld an Dingen, die du nicht zu verantworten hast. Das macht dich fertig, Alex. Daran kannst du zerbrechen. Hör auf deine Nana.«

»Ich höre auf dich. Wie immer.«

»Nein, *tust* du nicht.«

»Doch.«

»*Nein*, und ich halte länger durch als du«, fuhr sie mich an.

»Außerdem beweist genau das meinen Standpunkt.«

Nana hat immer das letzte Wort. Sie ist die beste Psychologin im Haus, jedenfalls sagt sie mir das ständig.

Früh an diesem Morgen ging in Church Falls, Virginia, ungefähr neun Meilen außerhalb Washingtons, der zweite Bankraub hoch wie eine Zeitbombe.

Das Haus des Bankdirektors, im Kolonial-Stil erbaut, war gepflegt und stand in einer schmucken Gegend, wo die Menschen einander wirklich zu mögen schienen. Überall gab es Beweise, dass man in diesem Haus Kinder liebte. Tyco-Spielzeug, Dreiräder, ein Basketballnetz, Schaukeln und ein provisorischer Limonadenstand. Der Garten mit seinen blühenden Büschen war wunderschön. Vögel hockten auf einer lustigen Wetterfahne auf dem Garagendach, die eine auf dem Besen reitende Hexe zeigte. An diesem Morgen konnte man die Hexe beinahe kichern hören.

Das Superhirn hatte seiner neuen Mannschaft genau erklärt, was sie vorfinden würde und wie sie vorgehen sollte. Jeder Schritt war sorgfältig geplant und geprobt.

Die neue Mannschaft war besser als die Parkers. Das Superhirn hatte die Hälfte des Geldes aus dem Raub der Citibank aufwenden müssen, um diese Mannschaft für sich zu gewinnen, aber sie war es wert. Sie nannten sich Mr Rot, Mr Weiß,

Mr Blau und Miss Grün. Sie hatten langes Haar und sahen eher wie eine Heavy-Metal-Rockband aus, aber sie waren eine tüchtige Mannschaft. Hightech-Spezialisten.

Mr Blau befand sich in der Zweigstelle der First Union im Zentrum von Church Falls, als die Filiale öffnete. Miss Grün begleitete ihn. Beide hatten halbautomatische Waffen, die sie in Schulterholstern unter den Windjacken trugen.

Mr Rot und Mr Weiß gingen zum Haus des Bankdirektors. Kate Bartlett hörte die Türglocke und dachte, es sei der Babysitter. Als sie die Vordertür öffnete, wurde sie blass, und beim Anblick des bewaffneten maskierten Mannes, der Kopfhörer trug und unter dessen Kinn ein Mikrofon hervorragte, wurden ihr die Knie weich. Hinter ihm stand ein zweiter bewaffneter Mann.

»Geh wieder rein! Los, los!«, brüllte Rot durch seine Maske. Er hielt Kate Bartlett die Waffe dicht vors Gesicht.

Rot und Weiß trieben die Mutter und ihre drei Kinder ins Wohnzimmer im Erdgeschoss. In dem Raum standen eine Musikanlage und ein Fernseher mit Videogerät. Es lief gerade ein Tae-Bo-Video. Ein Panoramafenster gewährte den Blick auf einen kleinen stillen See, aber niemand konnte *ins* Haus schauen, außer von einem Boot aus. Doch an diesem Morgen waren keine Boote auf dem See zu sehen.

»So, und jetzt drehen wir ein Familienvideo«, sagte Mr Rot zu Mrs Bartlett und den Kindern. Er sprach sachlich, beinahe freundlich zu ihnen.

»Sie brauchen uns nicht weh zu tun«, erklärte Kate Bartlett. »Wir tun alles, was Sie sagen. Bitte, stecken Sie die Waffen weg. Ich flehe Sie an.«

»Ich verstehe schon, Katie, aber wir müssen Ihrem Mann zeigen, dass wir es ernst meinen und dass ich tatsächlich mit Ihnen und den Kindern im Haus bin.«

»Die Kinder sind zwei, drei und vier Jahre«, sagte die Mutter. Sie fing an zu weinen, riss sich aber zusammen. »Sie sind

doch fast noch Babys. Meine Babys.«

Mr Rot steckte die Waffe ins Holster. »Keine Bange. Ich werde den Kindern nicht wehtun. Ich versprech's.«

Bis jetzt machte der Job ihm Spaß. Kate schien eine kluge Frau zu sein, und die Kinder benahmen sich. Die Bartletts waren eine nette Familie. Genau wie das Superhirn gesagt hatte.

»Ich möchte, dass Sie den Kindern dieses Packband auf den Mund kleben«, sagte Mr Rot und reichte Katie Bartlett eine dicke Rolle Klebeband.

»Sie werden keinen Mucks machen. *Das verspreche ich*«, sagte sie. »Es sind liebe Kinder.«

Sie tat Mr Rot Leid. Die Dame war hübsch und nett. Er dachte an das Ehepaar und das Kind in dem Film *Das Leben ist schön*. Mr Rot sprach nun direkt zu den Kindern. »Das ist ein Packband, und wir machen jetzt ein Spiel damit. Ihr werdet Spaß haben«, versicherte er.

Zwei der Kinder blickten ihn stumm an, aber der Dreijährige grinste. »Quak-Band?«

»Genau. *Quak-Band. Quak, quak, quak* – wie 'ne Ente. Mommy legt jetzt euch allen das Band über den Mund. Dann machen wir einen Film, damit Daddy sehen kann, wie lustig ihr ausschaut.«

»Und dann?«, fragte Dennis, der Vierjährige, der sich jetzt für das Spiel zu interessieren schien. »Quaken wir Daddy an?«

Mr Rot lachte. Sogar Mr Weiß rang sich ein Lächeln ab. Die Kinder waren niedlich. Er hoffte, sie nicht in wenigen Minuten töten zu müssen.

Es war acht Uhr zwölf. Der Church-Falls-Bankraub lief pünktlich ab; nichts konnte ihn mehr aufhalten.

In wenigen Minuten sollte jemand getötet werden.

Miss Grün zielte mit einer Schnellfeuerwaffe in die Richtung der zwei verängstigten Bankangestellten. Beide waren Mitte bis Ende zwanzig.

Mr Blau war bereits im Büro des Direktors der First-Union-Zweigstelle. Er erklärte James Bartlett und seiner Assistentin die Spielregeln von »Wahrheit oder Konsequenzen«.

»Hat einer von Ihnen Alarmknöpfe am Körper?«, fragte Mr Blau mit rascher, schriller Stimme, die mit Absicht vermitteln sollte, dass er angespannt war und vielleicht kurz davor stand, die Nerven zu verlieren. »Das wäre ein schlimmer Fehler, und Fehler darf es nicht geben.«

»Wir tragen keine Alarmknöpfe«, erklärte der Bankdirektor, der klug und auch kooperativ zu sein schien. »Ich würde es Ihnen sagen, wenn es so wäre.«

»Haben Sie je die Ausbildungsbänder der Amerikanischen Gesellschaft für Sicherheitsmaßnahmen in der Industrie gehört?«, fragte Blau.

»Nein, habe ich nicht«, antwortete der Bankdirektor nervös.
»Tut mir Leid.«

»Na schön. Die Empfehlung Nummer eins der Gesellschaft bei Raub lautet: Kooperation, damit niemand verletzt wird.«

Der Direktor nickte heftig. »Ich bin ganz Ihrer Meinung. Ich höre auf Sie. Ich kooperiere, Sir.«

»Für ‘nen Bankfritzen sind Sie ein ziemlich kluges Kerlchen. Alles, was ich Ihnen über die Geiselnahme Ihrer Familie gesagt habe, ist die reine Wahrheit. Ich verlange, dass Sie mir ebenfalls die Wahrheit sagen. Andernfalls gibt es tragische Konsequenzen. Das bedeutet, *keinerlei* stummer Alarm, *keinerlei* Ködergeld, *keine* Farbsicherung, *keine* versteckten Kameras. Falls die Sonitrol hier ein Gerät hat, das mich jetzt aufnimmt, sagen Sie ‘s mir.«

»Ich weiß Bescheid über den Raub bei der Citibank in Silver Spring«, sagte der Direktor. Sein breites Gesicht war dunkelrot. Schweiß rann in dicken Tropfen von seiner Stirn. Seine blauen Augen blinzelten ständig.

»Schauen Sie auf den Monitor Ihres Computers«, sagte Mr Blau und deutete mit der Waffe auf ihn. »Schauen Sie genau

hin.«

Ein Film lief an. Der Direktor sah, wie seine Frau den drei Kindern die Münder mit Packband zuklebte.

»O Gott! Ich weiß, dass meine Kollegin in Silver Spring sich verspätet hat. Lassen Sie uns anfangen«, sagte Direktor Bartlett zu dem Mann mit der Skimaske in seinem Büro. »Meine Familie bedeutet mir alles.«

»Das wissen wir«, sagte Blau. Er wandte sich an Bartletts Assistentin und richtete die Waffe auf sie. »Sie sind doch keine Helden, Miss Collins, oder?«

Sie schüttelte den Kopf mit den weichen roten Locken. »Nein, Sir, bin ich nicht. Das Geld der Bank ist nicht mein Geld. Es ist es nicht wert, dass man dafür stirbt. Es ist es nicht wert, dass Mr Bartletts Kinder dafür sterben.«

Unter der Maske lächelte Mr Blau. »Sie haben mir die Worte aus dem Mund genommen.«

Er wandte sich wieder an den Bankdirektor. »Ich habe Kinder, Sie haben Kinder. Wir wollen nicht, dass sie vaterlos werden«, sagte er. Diese Worte stammten vom Superhirn. *Sehr wirkungsvoll*, dachte Blau. »Lassen Sie uns gehen.«

Rasch gingen sie zum Tresorraum, der eine Doppelkombination hatte, sodass sowohl Bartlett als auch seine Assistentin gebraucht wurden, um die Tür zu öffnen. In weniger als sechzig Sekunden war der Tresor offen.

Mr Blau hielt ein silbernes Metallgerät in die Höhe. Es sah wie die Fernbedienung eines Fernsehers aus. »Das ist ein Polizei-Scanner«, erklärte er. »Wenn die Polizei oder das FBI alarmiert werden und sich auf den Weg hierher machen, werde ich das augenblicklich wissen. Und dann müssen Sie beide sterben. Auch die beiden Angestellten draußen. Gibt es im Tresorraum stumme Alarmvorrichtungen?«

Der Direktor schüttelte den Kopf. »Nein, Sir. Keine verbor- genen Alarmvorrichtungen. Ich gebe Ihnen mein Wort.«

Wieder lächelte Mr Blau hinter der Maske. »Dann los, holen

wir mein Geld. Los, Bewegung!«

Blau war fast damit fertig, das Geld einzupacken, als der Polizei-Scanner plötzlich einen Alarm meldete: »*Raubüberfall auf die First Union Bank, Zentrum Church Falls.*«

Er fuhr zu James Bartlett herum und erschoss den Bankdirektor. Dann jagte er Miss Collins eine Kugel durch die Stirn.

Genau, wie es geplant war.

Die Sirene auf meinem Wagendach schrie laut.

Mein Körper ebenso.

Und mein Verstand.

Ich traf bei der First Union Bank in Church Falls, Virginia, fast gleichzeitig mit Kyle Craig und seiner FBI-Mannschaft ein.

Ein schwarzer Hubschrauber landete soeben auf dem fast leeren Parkplatz des Einkaufszentrums hinter der Bank. Kyle und drei weitere Agenten stiegen aus dem Helikopter und kamen zu mir herüber. Sie liefen gebückt und sahen dabei wie Mönche auf dem Weg zur Kapelle aus. Alle vier trugen FBI-Windjacken, was bedeutete, dass das FBI der Öffentlichkeit demonstrieren wollte, dass es in die Ermittlungen eingeschaltet war. Bis jetzt waren die Morde für alle unfassbar und angsteinflößend. Die Menschen brauchten dringend die Zusicherung von Schutz. Man musste ihnen die Hand halten.

»Warst du schon in der Bank?«, fragte Kyle. Er keuchte und sah aus, als hätte er auch nicht geschlafen.

»Ich bin gerade angekommen und sah den großen bösen Belljet heranwirbeln. Dachte mir gleich, dass entweder du es bist oder Darth Vader. Komm, gehen wir rein.«

»Das ist Betsey Cavalierre, Agentin im gehobenen Dienst«, sagte Kyle und deutete auf eine zierliche Frau mit glänzendem schwarzem Haar und fast ebenso dunklen Augen. Sie trug die übergroße FBI-Windjacke über einem weißen T-Shirt, Kakihosen und Laufschuhe. Ich schätzte sie auf Mitte dreißig. Sie sah

aufgeweckt aus und war zwar ziemlich hübsch, haute einen aber nicht gleich vom Hocker.

»Das ist der Rest des ersten Teams – die Agenten Michael Doud und James Walsh«, fuhr Kyle mit den Vorstellungen fort. »Das ist Alex Cross. Er ist der VICAP-Verbindungsmann der Washingtoner Polizei. Alex hat die Leichen von Errol und Bri-anne Parker gefunden.«

Ringsum gab es rasche, höfliche Hallos und Händeschütteln. Die Agentin im gehobenen Dienst, Betsey Cavalierre, schien mich kritisch zu mustern. Vielleicht, weil ihr Boss und ich Freunde waren. Vielleicht auch, weil ich der offizielle Verbindungsman zwischen FBI und der Metro-Polizei von Washington war. Kyle nahm mich am Ellbogen und führte mich beiseite.

»Wenn die beiden ursprünglichen Bankräuber tot sind, wer hat dann diese Scheiße hier angestellt?«, fragte Kyle, als wir an den gelben Bändern vorbeigingen, mit denen der Tatort abgesperrt war und die jetzt laut im Wind knatterten. »Übler kann's gar nicht kommen. Verstehst du, warum ich dich hinzugezogen habe?«

»Weil man in der Not nicht gern allein ist«, sagte ich.

Die stellvertretende Direktorin und Einsatzleiterin vom FBI betrat neben mir die Halle der Bank. Mein Magen hob sich. Zwei weibliche Bankangestellte lagen auf dem Boden. Sie trugen dunkelblaue Kostüme, die jetzt von ihrem Blut durchtränkt waren. Beide Frauen waren tot. Die Kopfwunden ließen erkennen, dass man sie aus nächster Nähe erschossen hatte.

»Hingerichtet! Verdammt! Gottverdammt!«, sagte Agentin Cavalierre, als wir bei den Leichen stehen blieben. Die Spuren-sicherung des FBI begann sofort, Videoaufnahmen und Fotos vom Tatort zu machen. Wir gingen weiter zum offenen Tresorraum.

Es wurde noch schlimmer. Im Tresorraum lagen zwei weitere Opfer: ein Mann und eine Frau. Sie waren von mehreren Schüssen getroffen worden. Ihre Kleidung und Körper waren von Kugeln durchsiebt. *Hatte man sie auch bestraft?*, fragte ich mich. *Welche Sünden hatten sie begangen? Warum, zum Teufel, geschah das alles?*

»Für mich ergibt das verflucht noch mal keinen Sinn«, sagte Kyle und rieb sich mit beiden Händen das Gesicht. Das war ein Tick von ihm und erinnerte mich an die vielen Fälle, an denen wir in der Vergangenheit gemeinsam gearbeitet hatten. Manchmal hatten wir uns beklagt, aber wir waren immer füreinander da gewesen.

»Bankräuber bringen normalerweise niemanden um. Jedenfalls keine Profis«, meinte Agentin Cavalierre. »Warum also dieser abartige Mord?«

»Hat man die Familie des Bankdirektors als Geisel genommen, wie beim Überfall in Silver Spring?«, fragte ich. Eigentlich wollte ich die Antwort nicht hören.

Kyle schaute mich an und nickte. »Mutter und drei Kinder. Wir haben soeben Nachricht von ihnen bekommen. Gott sei Dank hat man sie freigelassen. Man hat ihnen nichts getan. Warum also wurden diese vier Menschen abgeschlachtet, die Familie aber nicht angerührt? Welches Verhaltensmuster steckt dahinter?«

Ich wusste es noch nicht. Kyle hatte Recht: Die Raubmorde ergaben keinen Sinn. *Nein, wir dachten nicht wie die Mörder. Wir kapierten noch nicht.*

»Vielleicht ist hier in der Zweigstelle etwas schief gelaufen. Sofern dieser Überfall mit dem in Silver Spring in Verbindung steht.«

»Davon müssen wir ausgehen«, meinte Agentin Cavalierre. »Der Vater, die Kinderfrau und das Kind in Silver Spring wurden getötet, weil die Direktorin angewiesen worden war, dass die Täter zu einem bestimmten Zeitpunkt die Bank verlassen

sollten, *andernfalls sollten die Geiseln sterben*. Die Videoaufzeichnung der Bank zeigt, dass sie den Zeitpunkt um weniger als dreißig Sekunden verpasst haben.«

Wie immer verfügte Kyle über mehr Informationen als wir anderen. Jetzt teilte er sie uns mit. »Die Polizei hier in Church Falls hat einen Alarm empfangen. Ich glaube, der hat die vier Morde ausgelöst. Wir haben festzustellen versucht, woher der Warnanruf kam.«

»Wie konnten die Räuber wissen, dass die Polizei einen Alarmanruf bekommen hatte?«, fragte ich.

»Wahrscheinlich hatten sie einen Polizei-Scanner«, sagte Agentin Cavalierre.

Kyle nickte. »Agentin Cavalierre kennt sich bei Bankraub hervorragend aus«, sagte er. »Eigentlich in allem.«

»Ich bin auf Kyles Posten scharf«, meinte sie und lächelte ein wenig. Aber ich glaubte ihr aufs Wort.

Ich begleitete Kyle und sein Gefolge ins FBI-Hauptquartier im Zentrum Washingtons. Wir alle hatten wegen des Schauplatzes der Morde, den wir soeben gesehen hatten, ein flaues Gefühl im Magen. Agentin Cavalierre wusste sehr viel über Banküberfälle, darunter etliche, die im Mittelwesten begangen worden waren und die den Überfällen auf die Citibank und die First Union ähnelten.

Im Hauptquartier beschaffte sie so viel Material, wie sie auf die Schnelle finden konnte. Wir lasen Aktennotizen über zwei Desperados, die Joseph Dougherty und Terry Lee Connor hießen. Ich fragte mich, ob deren Schandtaten möglicherweise als eine Art Modell für die zwei Raubüberfälle der letzten Zeit gedient hatten. Dougherty und Connor hatten mehrere Banken im Mittelwesten überfallen. Für gewöhnlich nahmen sie als Erstes die Familie des Direktors als Geiseln. Vor einem der Überfälle hatten sie den Direktor samt Familie über ein Feiertagswochenende drei Tage lang gefangen gehalten, ehe sie am

Dienstag die Bank ausraubten.

»Aber es gibt einen großen Unterschied. Dougherty und Connor haben bei ihren Raubüberfällen keiner Seele ein Leid zugefügt«, sagte Cavalierre. »Das waren keine Mörder wie der Abschaum, mit dem wir es jetzt zu tun haben. Was, zum Teufel, wollen die?«

Gegen sieben Uhr abends zwang ich mich, nach Hause zu gehen. Zusammen mit Nana und den Kindern nahm ich das Abendessen ein, das Nana gekocht hatte: Brathuhn, Käsegrütze und gedämpften Broccoli. Nach dem Abwasch verzogen Damon, Jannie und ich uns zur wöchentlichen Box-Stunde in den Keller. Dieser Boxunterricht fand schon seit einigen Jahren statt, und eigentlich hatten Damon und Jannie ihn gar nicht mehr nötig. Damon ist ein blitzgescheiter Zehnjähriger, Jannie ist acht, und beide können sich sehr gut verteidigen. Aber sie genossen wie ich das Training und die Tatsache, dass wir unsere Zeit gemeinsam verbrachten.

Doch was an jenem Abend geschah, kam aus heiterem Himmel: ohne Vorankündigung und bis dahin unvorstellbar. Erst nachdem alles vorüber war, begriff ich den Grund.

Jannie und Damon alberten herum und gaben an. Und dann muss Jannie irgendwie in einen Schlag Damons hineingelaufen sein.

Der seitliche Haken traf sie direkt auf die Stirn, dicht über dem linken Auge. *Das zumindest weiß ich genau.* Der Rest war ein völliges Rätsel. Und ein furchtbarer Schock. Es war, als sähe ich das Leben wie einen Film an mir vorüberziehen.

Jannie neigte sich nach links und brach zusammen, schlug beängstigend hart auf dem Boden auf. Erst waren ihre Bewegungen hektisch, dann wurden die Gliedmaßen stocksteif. Es gab absolut keine Vorwarnung.

»*Jannie!*«, schrie Damon. Er war verstört, weil er seine Schwester niedergeschlagen hatte, wenngleich ohne Absicht.

Ich kniete an Jannies Seite nieder. Ihr Körper zuckte jetzt

krampfartig und unkontrolliert. Leises Stöhnen drang aus ihrer Kehle. Offensichtlich konnte sie nicht sprechen. Sie verdrehte die Augen, bis nur noch das Weiße zu sehen war.

Dann würgte Jannie grauenvoll. Ich hatte Angst, sie würde ihre Zunge verschlucken. Ich riss meinen Gürtel heraus, faltete ihn zusammen und steckte ihn Jannie in den Mund, um zu verhindern, dass sie sich die Zunge zerbiss oder sie hinunterschluckte und daran erstickte. Das Herz klopfte mir bis zum Hals, als ich den eng zusammengefalteten Gürtel in ihrem Mund festhielt. »Alles in Ordnung, Jannie. Alles in Ordnung, Schätzchen«, stammelte ich immer wieder.

Ich bemühte mich, so ruhig wie möglich zu sein und Jannie nicht merken zu lassen, wie groß meine Angst war. Die heftigen, krampfartigen Zuckungen wollten einfach nicht aufhören. Ich war ziemlich sicher, dass Jannie einen epileptischen Anfall hatte.

Alles in Ordnung, Schätzchen. Gleich ist alles vorbei.

So vergingen zwei oder drei entsetzliche Minuten. Aber nichts war in Ordnung, nicht einmal annähernd. Alles war so schrecklich, wie es schrecklicher nicht sein konnte, so schrecklich, wie es noch nie gewesen war.

Jannies Lippen hatten sich bläulich verfärbt. Speichel lief aus den Mundwinkeln. Dann verlor sie die Kontrolle über die Blase und pinkelte auf den Boden. Sie konnte immer noch nicht sprechen.

Ich hatte Damon nach oben geschickt; er sollte Hilfe holen. Weniger als zehn Minuten nachdem Jannies Anfall vorüber war, kam ein Rettungswagen. Bis jetzt hatte es keinen neuen Anfall gegeben. Ich betete, dass keiner mehr kommen möge.

Zwei Sanitäter und eine Notärztin kamen in den Keller gerannt, wo ich immer noch neben Jannie kniete. Ich hielt ihre eine Hand, Nana die andere. Wir hatten ihr ein Kissen von der Couch unter den Kopf geschoben und eine Decke über sie ge-

legt. *Das ist Wahnsinn*, dachte ich. *Das kann doch nicht sein!*

»Alles in Ordnung, Süße«, sagte Nana leise.

Jannie schaute sie an. »Nein, stimmt nicht, Nana.«

Jetzt war sie bei vollem Bewusstsein, verängstigt und verwirrt. Außerdem war es ihr peinlich, dass sie sich in die Hose gemacht hatte. Sie wusste, dass etwas Seltsames und Schreckliches mit ihr passiert war.

Die Notärztin war freundlich und versuchte uns zu beruhigen. Sie überprüfte Jannies Temperatur, den Puls und den Blutdruck. Dann gab sie ihr eine intravenöse Spritze, während der Sanitäter einen Intubationsapparat hervorholte, eine Atemhilfe.

Immer noch pochte mein Herz wie verrückt. Ich hatte das Gefühl, als würde ich gleich ebenfalls aufhören zu atmen.

Ich erklärte der Notärztin, was geschehen war. »Zwei Minuten lang hatte sie heftige Krämpfe. Ihre Gliedmaßen waren steif wie ein Brett, und ihre Augen rollten nach hinten weg.« Ich erzählte ihr vom Schattenboxen und dem Schlag, der über Jannies linkem Auge gelandet war.

»Hört sich nach einem epileptischen Anfall an«, sagte die Ärztin. In ihren grünen Augen sah ich Mitleid und Trost. »Es könnte der Schlag gewesen sein, den sie bekommen hat – selbst wenn er leicht war. Der Aufschlagwinkel. Wir sollten sie nach St. Anthony's bringen.«

Ich nickte zustimmend und sah mit Entsetzen, wie sie mein kleines Mädchen auf die Trage schnallten und zum Rettungswagen trugen. Meine Beine waren immer noch weich. Ich fühlte mich wie betäubt und hatte einen Tunnelblick.

»Sie müssen die Sirene einschalten«, flüsterte Jannie den Sanitätern zu, als diese sie in den Krankenwagen hoben. »Bitte.«

Und das taten sie – den ganzen Weg bis zum St. Anthony's Krankenhaus. Ich weiß es, denn ich fuhr mit.

Es war die längste Fahrt meines Lebens.

Im Krankenhaus machte man bei Jannie ein EEG, anschließend eine so gründliche Untersuchung, wie es um diese Tageszeit möglich war. Man testete ihre Schädelnerven. Man forderte sie auf, eine gerade Linie abzugehen, dann auf einem Fuß zu hüpfen, um festzustellen, ob eine Ataxie, eine Koordinationsstörung, vorlag. Sie tat alles, was man von ihr verlangte. Es schien ihr jetzt besser zu gehen. Dennoch betrachtete ich sie, als könnte sie jeden Moment in Stücke brechen.

Als die Untersuchungen zu Ende waren, erlitt Jannie einen zweiten Anfall. Dieser dauerte länger als der erste und war heftiger. Als er endlich aufhörte, verabreichte man Jannie intravenös Valium. Das Personal des Krankenhauses tat alles, um ihr zu helfen, aber die Besorgtheit der Leute machte mir auch entsetzliche Angst. Eine Schwester fragte mich, ob es vor dem epileptischen Anfall irgendwelche Symptome gegeben habe, verschwommene Sicht zum Beispiel oder Kopfschmerzen, Übelkeit, Verlust der Koordinationsfähigkeit. Mir war nichts Ungewöhnliches aufgefallen.

Als Dr. Bone von der Notaufnahme Jannies Untersuchung beendet hatte, nahm sie mich beiseite. »Wir behalten sie zur Beobachtung über Nacht hier, Detective Cross. Wir wollen besonders vorsichtig sein.«

»Besonders vorsichtig ist gut«, sagte ich. Ich zitterte immer noch, ich sah es an meinen Händen.

»Vielleicht muss Jannie auch noch länger bleiben«, fügte Dr. Bone hinzu. »Wir müssen noch weitere Untersuchungen bei ihr vornehmen. Es gefällt mir ganz und gar nicht, dass es zu einem zweiten Anfall gekommen ist.«

»In Ordnung. Selbstverständlich, Dr. Bone. Mir gefällt der zweite Anfall ebenso wenig.«

Im dritten Stock war ein Bett verfügbar, und ich fuhr mit Jannie hinauf. Die Krankenhausordnung verlangte, dass sie mit einer Trage hinaufgebracht wurde, aber ich durfte sie immerhin schieben. Jannie war im Aufzug leicht benommen und unge-

wöhnlich still. Sie stellte mir keine Fragen, bis wir allein hinter dem Vorhang im Krankenzimmer waren.

»Okay«, sagte sie. »Sag mir die Wahrheit, Daddy. Du musst mir alles sagen. Die *Wahrheit*.«

Ich holte tief Luft. »Na schön, du hattest ein Grand mal, einen epileptischen Anfall. Genauer gesagt, hattest du zwei solcher Anfälle. Manchmal treten sie urplötzlich auf, Schätzchen. Aus heiterem Himmel, wie heute Abend. Damons Schlag könnte etwas damit zu tun haben.«

Sie runzelte die Stirn. »Er hat mich kaum berührt.« Jannie blickte mir tief in die Augen und versuchte meine Gedanken zu lesen. »Okay«, sagte sie. »Dann ist es wohl nicht sehr schlimm, oder? Wenigstens bin ich immer noch auf dem Planeten Erde.«

»Rede nicht so«, sagte ich. »Das ist nicht komisch.«

»In Ordnung. Ich will dir keine Angst machen«, flüsterte sie.

Jannie nahm meine Hand und war binnen weniger Minuten fest eingeschlafen, ohne meine Hand loszulassen.

ZWEITES BUCH

HASSBRIEFE

Niemand verstand, was hier geschah, geschweige denn, warum es geschah.

Das liebte er. Dieses Gefühl der Überlegenheit, das daraus entstand. Sie alle waren zitternde Schwachköpfe.

Auf einer numerischen Skala von 9.9999 bis 10 liefen die Dinge sehr gut. Das Superhirn war sicher, dass er keinen verhängnisvollen Fehler begangen hatte. Besondere Genugtuung bereiteten ihm der Bankraub in Church Falls und vor allem die vier rätselhaften Morde.

Er durchlebte jeden Moment des blutigen Verbrechens, als wäre er selbst dort gewesen anstelle der Glückspilze Rot, Weiß, Blau und Miss Grün. Mit tiefer Freude und Genugtuung stellte er sich die Szene im Haus des Bankdirektors vor, dann die Morde in der Bank. Immer wieder beschwore das Superhirn vor seinem geistigen Auge das Szenario herauf, vor allem jedes einzelne Detail der Morde. Die Kunstfertigkeit und der Symbolismus, die sich darin offenbarten, erfüllten ihn mit Vertrauen in die Klugheit seines Denkens – und mit dem Gefühl, das absolut Richtiges zu tun.

Unwillkürlich lächelte er bei dem Gedanken an den Telefonanruf bei der Polizei mit dem Tipp, dass ein Bankraub verübt wurde. Er selbst hatte angerufen. Er wollte, dass die Angestellten der First Union getötet wurden. *Das war der entscheidende Punkt. Sah das denn kein anderer?*

Jetzt musste er eine neue Mannschaft rekrutieren, sein wichtigstes Team, das vermutlich am schwersten zu finden sein würde. Diese endgültige Mannschaft musste außergewöhnlich fähig und eigenständig sein, wobei gerade diese Eigenständigkeit eine potenzielle Gefahr für ihn darstellen würde. Er war sich durchaus bewusst, dass clevere Menschen oft machbesessene und unkontrollierbare Egos hatten. Bei ihm jedenfalls war

es so.

Er rief auf dem Computermonitor die Namen möglicher Kandidaten auf. Er las fünfzig lange Profile durch, auch Vorstrafenregister, die für ihn wie Lebensläufe waren. Dann stieß er an diesem tristen regnerischen Nachmittag plötzlich auf eine Mannschaft, die sich von den anderen ebenso unterschied wie er sich vom Rest der Menschheit.

Der Beweis? Sie hatten kein Vorstrafenregister. Man hatte sie nie erwischt, nie auch nur *verdächtigt*. Deshalb war es für ihn so schwierig gewesen, diese Leute zu finden. Sie schienen perfekt zu sein für seinen perfekten Job – sein Meisterstück.

Niemand konnte herausfinden, was geschehen würde.

Um neun Uhr morgens traf ich mich mit einem Neurologen. Er hieß Thomas Petito und erklärte mir geduldig die Untersuchungen, die man bei Jannie an diesem Vormittag machen würde. Petito wollte zunächst einige der möglichen Gründe für die Anfälle ausschließen. Er erklärte mir, dass es nichts brachte, wenn ich mir Sorgen machte, und dass Jannie in hervorragenden Händen sei – in *seinen* –, und dass es für mich am besten wäre, wenn ich meiner Arbeit nachginge. »Ich will nicht, dass Sie sich unnötig Sorgen machen«, sagte Petito. »Und ich will nicht, dass Sie mir im Weg stehen.«

Nachmittags, nachdem ich mit Jannie zu Mittag gegessen hatte, fuhr ich die Interstate 95 South nach Quantico. Ich musste die besten Techniker und Profiler des FBI aufsuchen, und die waren nun mal in Quantico. Es ging mir zwar gegen den Strich, Jannie im St. Anthony's zurückzulassen, aber Nana war jetzt bei ihr, und bis morgen waren keine größeren Untersuchungen angesetzt.

Kyle Craig hatte mich im Krankenhaus angerufen und sich nach Jannie erkundigt. Er machte sich wirklich Sorgen. Kyle erzählte mir, dass ihm das Justizministerium, die Banken, deren Interessenvertretungen und die Medien ziemlich zusetzten.

Das Schleppnetz des FBI bedeckte inzwischen den Großteil der Ostküste, förderte aber keinerlei Resultate zutage. Kyle hatte sogar einen Agenten der Mannschaft eingeflogen, die Mitte der Achtzigerjahre den Bankräuber und Meisterdieb Joseph Dougherty aufgespürt hatte.

Kyle erklärte ferner, dass Agentin Cavalierre nun die Soko leitete. Ich war nicht allzu überrascht. Vom ersten Augenblick an hatte sie auf mich den Eindruck gemacht, eine der gescheitesten und energiegeladensten Agenten des FBI zu sein, die ich je kennen gelernt hatte – abgesehen von Kyle.

Der Agent der einstigen Dougherty-Sonderkommission hieß Sam Withers. Kyle, Agentin Cavalierre und ich trafen uns mit ihm in Kyles Konferenzzimmer in Quantico. Withers war Mitte sechzig. Er war jetzt im Ruhestand und erzählte uns, dass er in der Gegend um Scottsdale häufig Golf spiele. Er gab zu, dass er seit etlichen Jahren keinerlei Gedanken auf Banküberfalle verschwendet habe, aber die Brutalität dieser Raubmorde hatte seine Aufmerksamkeit geweckt.

Betsey Cavalierre kam gleich zur Sache. »Sam, hatten Sie Gelegenheit, die Protokolle der Überfälle auf die Citibank und die First Union zu lesen?«

»Ja, sicher. Ich hab sie mir auf dem Weg hierher mehrmals zu Gemüte geführt«, sagte Withers und strich sich mit der Handfläche über seinen Bürstenschnitt. Er war ein kräftiger Mann, der über hundert Kilo wog. Er erinnerte mich an ehemalige Baseball-Asse wie Ted Klusewski und Ralph Kiner.

»Erste Eindrücke?«, fragte Cavalierre den einstigen Agenten. »Was meinen Sie, Sam? Besteht irgendeine Verbindung zu der jetzigen Schweinerei?«

»Es gibt riesige Unterschiede zwischen den aktuellen Überfällen und jenen, an denen ich damals gearbeitet habe. Weder Dougherty noch Connor waren von Natur aus gewalttätig. Im Grunde waren sie Kleinstadtganoven mit kleinkarierten Verbrecherhirnen. ›Alte Schule‹, wie in diesen Werbespots im Bil-

dungsfernsehen. Selbst die Geiseln nannten sie ›freundlich‹ und ›nett‹. Connor sagte ihnen immer ausdrücklich, dass sie ihnen nichts stehlen wollten und dass keinem etwas geschehen würde. Er und Dougherty verachteten Banken und hassten Versicherungen. Darin könnte eine Verbindung zu euren Scheißkerlen bestehen.«

Withers fuhr mit seinen Erinnerungen und Mutmaßungen fort. Er sprach mit dem weichen, einschläfernden Akzent des Mittelwestens. Ich lehnte mich zurück und dachte über das nach, was er gesagt hatte. Vielleicht hasste da draußen noch jemand Banken und Versicherungen. Möglicherweise hassten diese Leute auch aus irgendwelchen Gründen Banker und deren *Familien*. Es bestand durchaus die Möglichkeit, dass jemand mit einem tief verwurzelten, unversöhnlichen Hass hinter den Überfällen und Morden steckte. Jedenfalls ergab diese Theorie genauso viel Sinn wie jede andere, die wir bisher hatten.

Nachdem Sam Withers den Konferenzraum verlassen hatte, sprachen wir über Fälle, die möglicherweise mit den Raubmorden in Church Falls und Silver Spring in Verbindung standen. Einer dieser Fälle erweckte meine besondere Aufmerksamkeit. Im Januar war außerhalb von Philadelphia ein größerer Raubüberfall verübt worden. Zwei Männer hatten den Ehemann und das Kleinkind einer leitenden Bankangestellten entführt. Sie behaupteten, eine Bombe zu haben, und drohten, ihre Geiseln in die Luft zu jagen, wenn man den Tresorraum nicht öffnete.

»Sie hielten mittels Walkie-Talkies Verbindung und benutzten auch Polizei-Scanner. So ähnlich wie beim Überfall auf die First Union«, berichtete Betsey anhand ihrer ausführlichen Notizen. »Es könnten dieselben Leute wie bei der First Union sein.«

»Gab es Gewaltanwendung bei diesem Überfall in der Nähe von Philadelphia?«, fragte ich.

Betsey schüttelte so heftig den Kopf, dass ihr glänzendes

schwarzes Haar von einer Seite auf die andere wippte. »Nein.«

Trotz der fast unbegrenzten Mittel des FBI und hunderter örtlicher Polizeidienststellen waren wir bei den Raubmorden keinen Schritt weitergekommen. Irgendetwas an diesem Bild war völlig falsch. Wir dachten immer noch nicht wie die Mörder.

Gegen halb fünf nachmittags kam ich zurück ins St. Anthony's. Jannie war nicht auf ihrem Zimmer, was mich überraschte. Nana und Damon saßen da und lasen. Nana sagte, Jannie müsse sich weiteren Untersuchungen unterziehen, die von ihrem Neurologen, Dr. Petito, angeordnet worden waren.

Viertel vor fünf kam Jannie zurück. Sie sah müde aus. Sie war zu jung für diese Tortur. Sie und Damon waren immer gesund gewesen, schon als Babys. Deshalb war das alles jetzt ein umso größerer Schock.

Als Jannie im Rollstuhl zurück ins Zimmer kam, hatte Damon einen Kloß im Hals. Genau wie ich.

»Nimm uns beide ganz fest in die Arme«, sagte Jannie und schaute uns an. »So wie früher, als wir noch klein waren.«

Sofort wurde das Bild in meiner Erinnerung lebendig, und ich erfüllte Jannie ihren Wunsch: Ich nahm meine beiden Kleinen in die Arme und hielt sie ganz fest.

Wir hielten uns noch immer eng umschlungen, als Nana von einem Spaziergang auf dem Flur zurückkam. Sie hatte jemanden im Schlepptau.

Christine Johnson betrat hinter Nana das Krankenzimmer. Sie trug eine silbergraue Bluse zu einem dunkelblauen Rock und farblich passenden Schuhen. Offenbar war sie direkt von der Schule ins Krankenhaus gekommen. Sie kam mir ein wenig distanziert vor, aber wenigstens war sie hier, um Jannie zu besuchen.

Ich würde Nana später fragen, wer sich um den kleinen Alex kümmerte.

»Na, es sind ja alle hier«, sagte Christine. Sie mied den Blickkontakt mit mir. »Ich wünschte, ich hätte meine Kamera dabei.«

»Ach, so sind wir immer«, erklärte Jannie. »Das ist bloß unsere Familie.«

Wir plauderten ein wenig, lauschten vor allem aber Jannies Schilderung ihres langen und schrecklichen Tages. Plötzlich schien sie sehr verletzbar und winzig zu sein. Um fünf Uhr brachte man ihr Abendessen. Statt sich über die fade Krankenhauskost zu beschweren, lobte sie alles und sagte, dass es köstlicher sei als ihre Lieblingsspeisen, die Nana zubereitete.

Alle lachten darüber, mit Ausnahme von Nana, die so tat, als wäre sie eingeschnappt. »Na schön, wenn du wieder zu Hause bist, können wir ja das Essen immer vom Krankenhaus kommen lassen«, sagte sie und warf Jannie einen gespielt bösen Blick zu. »Das erspart mir einen Haufen Ärger und Arbeit.«

»Ach, du liebst es doch, zu arbeiten«, sagte Jannie. »Und du liebst Ärger.«

»Fast so sehr, wie du es liebst, mich auf den Arm zu nehmen«, schoss Nana zurück.

Als Christine aufstand, um zu gehen, brachte eine Schwester das Telefon aus dem Stationszimmer. Sie sagte, es sei ein wichtiger Anruf für Detective Cross. Ich stöhnte und schüttelte den Kopf. Alle starnten mich an, als ich den Hörer nahm.

»Schon in Ordnung, Daddy«, sagte Jannie.

Kyle Craig war am Apparat. Er hatte schlechte Nachrichten. »Ich bin auf dem Weg zur Zweigstelle der First Virginia Bank in Rosslyn. Sie haben wieder zugeschlagen, Alex.«

Nana schoss mit den Augen vergiftete Pfeile auf mich. Christine schaute mich nicht an. Ich fühlte mich schuldig und schämte mich, obwohl ich nichts verbrochen hatte.

»Ich muss für ein oder zwei Stunden weg«, sagte ich schließlich. »Tut mir Leid.«

Die Banküberfälle erfolgten viel zu schnell, einer nach dem anderen, wie eine Kettenreaktion aus Dominosteinen. Wer immer dahinter steckte, wollte uns keine Chance geben, nachzudenken, Atem zu schöpfen, uns zu organisieren.

Rosslyn war nur etwa fünfzehn Minuten vom Krankenhaus St. Anthony's entfernt. Ich hatte keine Ahnung, was ich dort vorfinden würde, welche Brutalität, wie viele Tote.

Die Zweigstelle der First Virginia war nur eine Querstraße vom Hauptquartier der Bell Atlantics entfernt. Wieder war die Bank ein frei stehendes Gebäude. War das für die Verbrecher ausschlaggebend? Wahrscheinlich. Aber weshalb? Die wenigen Hinweise, die wir bis jetzt hatten, sagten nichts darüber aus. Jedenfalls nicht für mich.

Ich sah auf der anderen Straßenseite direkt gegenüber eine Bäckerei und eine Videothek. Kunden gingen hinein und kamen heraus. In dieser Vorstadtgegend herrschte reges Treiben; alles nahm seinen Gang, als wäre nichts geschehen.

Aber es war etwas geschehen – eindeutig.

Mir fielen vier dunkle Autos auf dem Parkplatz der Bank auf. Sie standen dicht beieinander. Ich vermutete, dass es FBI-Fahrzeuge waren, und parkte neben ihnen. Bis jetzt waren noch keine Streifenwagen am Tatort erschienen. Kyle hatte mich angerufen, nicht jedoch die Rosslyn-Polizei. Kein gutes Zeichen.

Ich zeigte einem großen, schlaksigen FBI-Agenten meine Polizeimarke. Er war am Hintereingang postiert – ein nervöser Bursche Ende zwanzig, der Angst zu haben schien.

»Die Einsatzleitung ist schon drinnen. Sie werden erwartet, Detective Cross«, sagte der Agent mit dem weichen Akzent Virginias, ähnlich dem Kyles.

»Gibt es Tote?«, frage ich.

Der Agent schüttelte seinen Kopf, der durch den Bürstenhaarschnitt an eine Patronenhülse erinnerte. Er bemühte sich sehr, seine Angst und Nervosität nicht zu zeigen. »Wir sind

gerade erst gekommen, Sir. Ich weiß nicht, ob es drinnen Tote oder Verletzte gibt. Agentin Cavalierre hat mir nur befohlen, hier draußen zu warten. Es ist ihr Fall.«

»Ich weiß.«

Ich öffnete die Glastür. Neben den Automaten in der Eingangshalle wartete ich kurz, bis meine Augen sich an die veränderten Lichtverhältnisse gewöhnt hatten. Ich bereitete mich innerlich auf das Schlimmste vor.

Kyle und Betsey Cavalierre standen einander gegenüber. Sie sprachen mit einem silberhaarigen Mann, der wie der Bankdirektor oder dessen Stellvertreter aussah. *Es hat nicht den Anschein, als wäre jemand getötet oder verletzt worden. Jesus. War das möglich?*

Kyle sah mich sofort und kam zu mir. Agentin Cavalierre blieb so dicht an seiner Seite, als wäre sie an ihn geklebt.

»Es ist ein Wunder«, sagte Kyle. »Niemand verletzt. Aber sie haben das Geld genommen und sind ungeschoren entkommen. Wir fahren ins Haus des Direktors. Sie haben seine Frau und die Tochter als Geisel genommen, Alex. Die Telefone im Haus sind tot.«

»Ruf die Polizei von Rosslyn, Kyle. Sie können Einsatzfahrzeuge dorthin schicken.«

»Es sind nur drei Minuten bis dort. Los!«, rief Kyle. Dann war er mit Agentin Cavalierre bereits auf dem Weg zur Tür.

Kyles Botschaft war deutlich: Das FBI leitete die Ermittlungen in Sachen Banküberfall. Fürs Erste war ich dabei. Der Fall gehörte jedoch Kyle und Cavalierre. Es waren ihre Kopfschmerzen. Sollten sie ruhig schmoren.

Auf der Fahrt in einer FBI-Limousine durch Rosslyn sprach keiner von uns. Bis jetzt hatte sich bei den Banküberfällen nur ein einziges wiederkehrendes Muster ergeben: *Jemand starb, wenn eine Bank ausgeraubt wurde.* Es hatte fast den Anschein, als würde ein Serienmörder Banken berauben.

»Der Alarm von der Bank ging direkt zum FBI?«, fragte ich schließlich, weil mir seit Kyles Anruf im Krankenhaus eine Sache zu schaffen machte.

Betsey Cavalierre drehte sich auf dem Beifahrersitz zu mir um. »Die First Union, die Chase, die First Virginia und die Citibank sind inzwischen alle mit uns verbunden. Es war ihre Entscheidung – wir haben keinen Druck auf sie ausgeübt. Außerdem hatten wir mehrere Dutzend Agenten in die Gegend in und um Washington beordert, um einsatzbereit zu sein, sobald wieder eine Bank überfallen würde. Bei der Zweigstelle in Rosslyn waren wir in weniger als zehn Minuten. Trotzdem sind die Täter uns entwischt.«

»Hast du die Polizei in Rosslyn schon angerufen, Kyle?«, fragte ich.

Kyle nickte. »Wir haben angerufen, Alex. Wir wollen niemandem auf die Zehen treten, wenn es nicht nötig ist. Sie sind schon auf dem Weg zur Zweigstelle.«

Ich schüttelte den Kopf und verdrehte die Augen. »Aber nicht zum Haus des Direktors.«

»Wir wollen das Haus zuerst selbst in Augenschein nehmen«, antwortete Agentin Cavalierre anstelle von Kyle. »Die Mörder machen keine Fehler. Wir dürfen uns ebenfalls keine leisten.« Sie war kurz angebunden, beinahe schroff zu mir. Mir missfiel ihr Tonfall, aber ihr schien es egal zu sein, was ich dachte.

»Rosslyn hat eine sehr gute Polizeieinheit«, erklärte ich ihr. »Ich habe früher schon mit den Leuten zusammengearbeitet. Sie auch?« Ich hatte das Gefühl, die Menschen, die ich kannte und respektierte, ihr gegenüber verteidigen zu müssen.

Kyle seufzte. »Weißt du, alles hängt davon ab, wer als Erster reagiert. Das ist das Problem. Betsey hat Recht, wir dürfen uns keine Fehler leisten. Die Verbrecher machen auch keine.«

Wir bogen in die High Street in Rosslyn ein. Die Gegend wirkte friedlich und heiter: schöne gepflegte Rasenflächen,

Doppelgaragen, große Häuser, alte und neue.

*Sie bringen immer jemanden um, dachte ich unwillkürlich.
Eine Familie haben sie schon auf dem Gewissen.*

Wir parkten vor einer beeindruckenden Villa im Kolonialstil; auf dem hellgelben Briefkasten stand eine große rote Zahl: 315. Hinter uns hielt eine weitere dunkle Limousine – weitere Agenten. Je mehr, desto angsteinflößender.

»Die Räuber sind wahrscheinlich über alle Berge«, sagte Kyle ins Walkie-Talkie. »Aber denkt daran – man kann nie wissen! Diese Kerle sind Mörder. Und sie scheinen es zu genießen.«

Man kann nie wissen, dachte ich. Wie zutreffend und furchteinflößend das bisweilen sein konnte.

War es ein Teil dessen, was mich bei meiner Arbeit nicht losließ? Der Adrenalinstoß, dem nichts gleichkam, das ich je erlebt hatte? Die Ungewissheit jedes neuen Falles? Der Nervenkitzel der Jagd? Eine dunkle Seite von mir? *Was war es?* Dass gelegentlich das Gute über das Böse siegte? Und oft das Böse über das Gute?

Ich zog die Glock aus dem Holster und bemühte mich, einen klaren Kopf zu bekommen und alle störenden Gedanken zu verbannen, sodass meine Reaktionsschnelligkeit und meine Reflexe in den nächsten Sekunden nicht beeinträchtigt sein würden. Kyle, Betsey Cavalierre und ich liefen zur Vordertür. Wir hielten unsere Waffen schussbereit. Alle wirkten gefasst, wie Profis, aber auch nervös.

Man kann nie wissen.

Von außen war das Haus totenstill. Irgendwo in der Nähe bellte ein Hund. Ein Baby weinte. Das Weinen kam aber nicht aus dem Haus des Bankdirektors.

Bei den ersten beiden Banküberfällen war jemand gestorben. Das war bis jetzt das einzige erkennbare Muster. Ein Ritual des Mörders? Seine Warnung? Handelte es sich um einen Bank-

räuber, der stets mordete? Oder umgekehrt? Was, in Gottes Namen, lief hier ab?

»Ich gehe als Erster rein«, sagte ich zu Kyle. Ich bat ihn nicht um Erlaubnis. »Wir sind in Washington. Jedenfalls in der Nähe.«

Kyle verzichtete darauf, mit mir zu streiten. Agentin Cavalierre schwieg. Ihre dunklen Augen studierten mein Gesicht. Ob sie schon mal in vorderster Linie gewesen ist?, fragte ich mich. Was fühlte sie jetzt, in diesem Moment? Hatte sie je ihre Waffe benutzt?

Die Haustür war nicht verschlossen. *Sie hatten sie offen gelassen.* Mit Absicht? Oder weil sie überstürzt geflohen waren?

Ich ging hinein. Schnell, lautlos. Ich hoffte das Beste, rechnete aber mit dem Schlimmsten. Eingangsflur, Wohnzimmer und Küche waren dunkel, abgesehen vom Schein einer blinkenden Digitaluhr am Herd. Das einzige Geräusch war das Summen des Kühlschranks.

Agentin Cavalierre gab uns ein Handzeichen, dass wir drei uns aufteilen sollten. Im Haus war nicht einmal ein Flüstern zu hören. Das war gar nicht gut. Wo war die Familie?

Ich schlich geduckt zur Küche und blickte hinein. *Niemand.*

Ich öffnete hinten in der Küche eine Holztür. *Ein Wand-schrank. Der stechende Geruch von Gewürzen.*

Ich öffnete eine zweite Tür. *Eine Treppe in den ersten Stock.*

Eine dritte Tür. *Eine Treppe in den Keller.*

Der Keller musste durchsucht werden. Ich drückte auf einen Lichtschalter. Kein Licht. *Verdammt!*

»Polizei!«, rief ich. Keine Antwort.

Ich holte tief Luft. Ich sah keine unmittelbare Gefahr für mich, fürchtete mich aber vor dem, was wir unten finden würden. Ich zögerte ein, zwei Sekunden, dann betrat ich die knarrende Holztreppe. Ich hasse Keller, habe sie immer schon gehasst.

»Polizei!«, rief ich noch einmal. Immer noch keine Antwort

von unten. Dunkle Winkel eines Hauses zu durchsuchen macht keinen Spaß. Nicht mal, wenn man eine Waffe hat und ziemlich gut damit umgehen kann. Ich knipste meine Taschenlampe an. *Okay, dann wollen wir mal.*

Mein Herz schlug wie verrückt, als ich die Treppe hinunterstieg. Meine Glock war schussbereit. Ich senkte den Kopf, blickte mich um. Jesus!

Ich sah sie, kaum dass ich das Ende der Treppe erreicht hatte, und spürte den Adrenalinstoß.

»Ich bin Detective Cross. Ich bin von der Polizei.«

Die Frau und das Baby waren da. Man hatte die Mutter gefesselt und mit schwarzem Klebeband über bunten Stofffetzen geknebelt. Ihre Augen waren weit aufgerissen und so hell wie Suchscheinwerfer. Auch das Baby hatte schwarzes Klebeband über dem Mund. Seine Brust hob und senkte sich. Der Säugling schluchzte stumm.

Aber sie lebten! Weder in der Bank noch hier war jemand verletzt worden.

Warum?

Die Methode hatte sich geändert.

»Was ist los da unten? Alles in Ordnung, Alex?«, hörte ich Kyle Craig rufen. Ich richtete den Strahl der Taschenlampe nach oben und sah Kyle und Agentin Cavalierre oben an der Treppe stehen.

»Sie sind hier. Sie sind in Sicherheit. Alle leben.«

Was, zum Teufel, lief hier ab?

Das Superhirn – was für ein seltsamer, absurder Name. Beinahe pervers. Genau aus diesem Grund liebte er den Namen.

Er beobachtete die Szene im Haus des Bankdirektors und hatte dabei das Gefühl, außerhalb seines Körpers zu stehen und sich selbst zu beobachten. Er erinnerte sich an eine alte Fernsehserie aus seiner Jugend: *Du bist dabei!* Das war er in der

Tat.

Er fand es ausgesprochen prickelnd, zuzuschauen, wie die Techniker des FBI mit ihren schwarzen Zauberkästen das Haus betraten. Er wusste alles über das DGV, das Dezernat für Gewaltverbrechen.

Aufmerksam beobachtete er das Kommen und Gehen der Agenten mit ihren ernsten und düsteren Gesichtern.

Dann traf die Rosslyn-Polizei mit geballter Macht auf dem Schauplatz ein: ein halbes Dutzend Einsatzfahrzeuge mit flackernden Lichtern auf den Dächern. Irgendwie hübsch anzuschauen.

Schließlich sah er Detective Alex Cross das Haus verlassen. Cross war hoch gewachsen und gut gebaut. Er war Anfang vierzig und ähnelte dem Boxer Muhammad Ali in dessen besten Jahren. Cross' Gesicht war lebhaft; seine braunen Augen funkelten. Nein, eigentlich war er attraktiver, als Ali je im Leben gewesen war.

Cross war einer seiner ärgsten Gegner. Und es ging um nichts weniger als einen Kampf auf Leben und Tod. Es war eine gnadenlose Schlacht des Verstandes, aber noch mehr eine Schlacht des *Willens*.

Das Superhirn war zuversichtlich, dass er Alex Cross besiegen würde. Ja, eigentlich war dieser Kampf sehr ungleich. Das Superhirn siegte immer, nicht wahr? Trotzdem fühlte er sich ein bisschen unsicher. Cross strahlte Selbstvertrauen aus, und das machte ihn wütend. *Wie konnte der Mistkerl es wagen? Für wen hielt dieser hergelaufene Detective sich eigentlich?*

Er beobachtete das Haus noch eine Zeit lang. Er wusste, dass er hier völlig sicher war. Ihm konnte nichts geschehen.

Er war völlig sicher.

Auf einer numerischen Skala lag er bei mindestens 9.9999 von 10.

Plötzlich kam ihm ein verrückter Gedanke. Er wusste, woher dieser Gedanke stammte. Als Junge hatte er Cowboy- und In-

dianer-Filme und Western-Fernsehserien geliebt. Immer hatte er den Indianern die Daumen gedrückt. Und ganz besonders liebte er einen außergewöhnlichen Trick der Rothäute: Sie schlichen sich ins Lager des Feindes und berührten ihn, während er schlief. Wenn er sich recht erinnerte, hatte man das einen *coup* genannt.

Das Superhirn wollte bei Alex Cross einen *coup* landen.

Sobald wir wussten, dass alle im Haus in Sicherheit waren, rief ich im Krankenhaus an, um mich nach Jannies Befinden zu erkundigen. Schuldgefühl, Verfolgungswahn und Pflichtbewusstsein zerrten furchtbar an mir. Diese Furien hatten mich gejagt, erwischt und hielten mich nun gnadenlos fest wie in einem Schraubstock. Die Familie des Bankdirektors war in Sicherheit. Was war mit meiner?

Ich wurde mit dem Schwesternzimmer auf Jannies Etage verbunden und sprach mit Schwester Julietta Newton, die manchmal bei Jannie ins Zimmer geschaut hatte, wenn ich sie besuchte. Julietta erinnerte mich an eine alte Freundin, Nina Childs, eine Krankenschwester, die vor einem Jahr gestorben war.

»Hier Alex Cross. Tut mir Leid, Sie zu stören, Julietta, aber ich versuche, meine Großmutter zu erreichen. Oder meine Tochter Jannie.«

»Nana ist im Moment nicht auf der Station«, erklärte mir die Schwester. »Jannie ist gerade für eine Kernspintomographie nach unten gefahren worden. Es war ein Termin frei, und Dr. Petito wollte, dass Jannie ihn wahrnimmt. Ihre Großmutter begleitet sie.«

»Ich bin schon unterwegs. Ist bei Jannie alles in Ordnung?«

Die Schwester zögerte, ehe sie antwortete. »Sie hatte einen weiteren Anfall, Detective. Aber jetzt ist ihr Zustand stabil.«

Ich raste von Rosslyn zurück zum Krankenhaus und schaffte es in knapp fünfzehn Minuten. Ich stürmte zur Station B-1 hinunter und gelangte zu einer Abteilung, an der DIAGNOSTI-

SCHE UNTERSUCHUNGEN stand. Es war spät, kurz vor zweiundzwanzig Uhr. Am Empfang war niemand, deshalb eilte ich weiter und rannte einen hellblauen Korridor hinunter, der um diese späte Stunde unheimlich wirkte und böse Ahnungen heraufbeschwore.

Als ich mich dem Raum mit dem Schild KERNSPINTOMOGRAPHIE näherte, tauchte aus einer Tür auf der gegenüberliegenden Seite des Korridors ein medizinisch-technischer Assistent auf. Er erschreckte mich, denn in meinen Gedanken war ich bei meiner Sorge um Jannie.

»Kann ich Ihnen helfen? Dürfen Sie sich überhaupt hier aufzuhalten, Sir?«

»Ich bin Jannie Cross' Vater, Detective Alex Cross. Bei meiner Tochter wird gerade eine Kernspintomographie vorgenommen. Jannie hatte heute Abend wieder einen Anfall.«

Der Mann nickte. »Sie ist hier. Ich zeige Ihnen den Weg. Ich glaube, sie hat schon die Hälfte der Untersuchung geschafft. Unser letzter Patient heute Abend.«

Der MTA führte mich zum Kernspinlabor, wo Nana Wache hielt. Sie bemühte sich, äußerlich ruhig zu wirken und ihre gewohnte Selbstbeherrschung zu zeigen. Diesmal jedoch funktionierte es nicht. Ich sah die Furcht in ihren Augen – aber vielleicht war das auch eine Projektion meiner eigenen Gefühle.

Ich schaute zum Kernspintomographen hinüber. Wirklich das neueste Modell. Es war offener und weniger einengend als die Apparate, die ich bisher gesehen hatte. Ich hatte selbst zweimal in der Röhre gesteckt und kannte den Vorgang. Jannie lag im Innern flach auf dem Rücken. Sandsäcke hielten ihren Kopf auf beiden Seiten fest. Das Bild der kleinen Jannie, allein und reglos in diesem eindrucksvollen Apparat, machte mir Sorgen. Ebenso wie ihr dritter Anfall in zwei Tagen.

»Kann sie uns hören?«, fragte ich.

Nana hielt die Hände trichterförmig an die Ohren. »Sie hört

da drinnen Musik. Aber du kannst ihre Hand halten, Alex. Die Berührung erkennt sie bestimmt.«

Ich nahm Jannies Hand und drückte sie leicht. Sie erwiderete den Druck. *Sie wusste, dass ich es war.*

»Was ist passiert, während ich weg war?«, fragte ich Nana.

»Wir hatten Glück, wirklich ein Riesenglück«, sagte sie. »Dr. Petito kam bei der Visite herein. Er unterhielt sich gerade mit Jannie, als sie einen Grand-mal-Anfall bekam. Daraufhin ordnete er die Kernspintomographie an, und sie hatten gerade einen Platz frei. Ehrlich gesagt, sind sie für Jannie länger geblieben.«

Ich setzte mich, weil mir die Beine versagten. Es war ein langer und anstrengender Tag gewesen, und er war noch nicht vorüber. Mein Herz raste immer noch, ich konnte kaum einen klaren Gedanken fassen. Und dem Rest meines Körpers ging es nicht viel besser.

»Mach dir bloß keine Vorwürfe«, sagte Nana. »Wie ich schon sagte – wir hatten Riesenglück. Der beste Arzt des Krankenhauses war gerade in Jannies Zimmer.«

»Ich mache niemandem Vorwürfe«, sagte ich, aber das stimmte nicht.

Nana runzelte die Stirn. »Wenn du während des Anfalls bei ihr gewesen wärst, wäre sie jetzt trotzdem in dieser Röhre. Und falls du denkst, es könnte das Boxen gewesen sein – Dr. Petito hat gesagt, dass es wohl kaum in Frage kommt. Die Schlagwirkung war im Grunde minimal, hat er gesagt. Es ist etwas anderes, Alex.«

Genau davor hatte ich Angst. Wir warteten, bis die Untersuchung vorbei war, und es war ein langes und qualvolles Warten. Endlich glitt Jannie aus dem Apparat. Ihr Gesichtchen hellte sich auf, als sie mich sah.

»Fugees«, sagte sie und reichte mir die Kopfhörer. *Killing me softly with his song.* Sie sang das Lied mit. »Hallo, Daddy. Du hast gesagt, dass du zurückkommst. Und du hast dein Ver-

sprechen gehalten.«

»Hab ich.« Ich beugte mich zu ihr hinunter und gab ihr einen Kuss. »Wie geht's, mein Schatz?«, fragte ich. »Fühlst du dich besser?«

»Sie haben echt tolle Musik für mich gespielt«, sagte sie. »Ich kann's kaum erwarten, die Bilder von meinem Gehirn zu sehen.«

Ich auch nicht, ich auch nicht. Dr. Petito hatte ebenfalls auf die Fotos gewartet. Er schien das Krankenhaus nie zu verlassen. Kurz nach halb zwölf traf ich mich mit ihm in seinem Büro. Ich war hundemüde, und ihm ging es nicht besser.

»Ein langer Tag für Sie«, sagte ich. Für Dr. Petito schien jeder Tag so zu sein. Der Neurologe fing um halb acht morgens an und war um neun, zehn Uhr abends, meist später, immer noch im Krankenhaus. Er ermutigte sogar seine Patienten, ihn zu Hause anzurufen, auch mitten in der Nacht, wenn sie ein Problem oder einfach nur Angst hätten.

»Das ist mein Leben.« Er zuckte mit den Schultern. »Hat vor ein paar Jahren auch zu meiner Scheidung beigetragen.« Er gähnte. »Jetzt bleibe ich Single. Wegen meinem Job und meiner Angst vor einer Bindung. Aber so gefällt es mir.«

Ich nickte und glaubte, ihn zu verstehen. Dann stellte ich die Frage, die mir auf der Seele brannte. »Was haben Sie herausgefunden? Ist mit Jannie alles in Ordnung?«

Langsam schüttelte er den Kopf. Dann sprach er die Worte aus, die ich nicht hören wollte. »Ich fürchte, da ist ein Tumor. Ich bin ziemlich sicher, dass es ein pilozytisches Astrozytom ist, eine Tumorart, die vor allem ganz junge Menschen befällt. Mit Sicherheit können wir es erst nach der Operation sagen. Der Tumor befindet sich in ihrem Kleinhirn. Er ist groß und lebensbedrohlich. Es tut mir Leid, dass ich Ihnen das mitteilen muss.«

Ich verbrachte eine weitere Nacht mit Jannie im Krankenhaus. Wieder schlief sie ein, während sie meine Hand hielt.

Früh am Morgen meldete sich mein Piepser. Ich telefonierte und erhielt schlechte Nachrichten von Sandy Greenberg, einer Freundin, die im Interpol-Hauptquartier in Lyon, Frankreich, arbeitete.

Eine Frau namens Lucy Rhys-Cousins war in einem Supermarkt in London grausam ermordet worden. Man hatte sie vor den Augen ihrer Kinder getötet. Sandy erzählte mir, dass die Polizei in London vermutete, ihr Ehemann, Geoffrey Shafer, sei der Mörder – jener Mann, den ich als »das Wiesel« kannte.

Ich konnte es nicht fassen. *Nicht jetzt. Nicht das Wiesel.* »War es wirklich Shafer?«, fragte ich Sandy. »Wissen Sie das ganz sicher?«

»Er ist es, Alex. Allerdings geben wir diese Information nicht an die Presse weiter. Scotland Yard ist jedenfalls sicher, und auch die Kinder haben ihn erkannt. Ihr verrückter Daddy! Er hat die Mutter direkt vor ihren Augen umgebracht.«

Vor etlichen Monaten war Geoffrey Shafer für die Entführung Christines verantwortlich gewesen und hatte im Southeast von Washington mehrere grässliche Morde begangen. Als Opfer hatte er sich Arme und Schutzlose ausgesucht. Die Nachricht, dass er womöglich noch lebte und wieder tötete, traf mich wie ein plötzlicher, wuchtiger Tiefschlag. Doch ich wusste, dass es für Christine noch schlimmer sein würde, wenn sie erfuhr, dass Shafer noch lebte.

Ich rief sie vom Krankenhaus aus daheim an, hörte aber nur den Anrufbeantworter. Ich zwang mich, ganz ruhig auf das Band zu sprechen. »Christine, nimm ab, wenn du zu Hause bist. Hier ist Alex. Bitte, geh ran! Es ist wichtig, dass ich mit dir spreche.«

Doch in Christines Haus nahm keiner ab. Ich wusste, dass Shafer nicht hier in Washington sein konnte – dennoch machte mir die Möglichkeit Sorgen, dass er es trotz allem geschafft haben könnte. Es entsprach seinem Verhaltensmuster, das Unerwartete zu tun. Das gottverdammte Wiesel!

Ich blickte auf die Uhr. Es war sieben – zu früh, als dass Christine bereits das Haus verlassen haben und auf dem Weg zur Schule sein konnte. Ich beschloss, trotzdem zur Sojourner Truth School zu fahren. Es war ja nicht weit.

Als ich zur Sojourner Truth fuhr, dachte ich: *Lass es nicht geschehen. Nicht noch einmal! Bitte, Gott, tu ihr das nicht an. Das kannst du nicht machen. Das würdest du doch nicht tun, oder?*

Ich parkte an der Schule, stieg hastig aus dem Auto und rannte den Flur zu Christines Eckbüro hinunter. Mein Herz schlug dumpf in der Brust, und meine Beine waren wacklig. Ich hörte das Klicken der Computertastatur, ehe ich die Tür erreicht hatte.

Ich lugte hinein.

Erleichtert sah ich Christine in ihrem warmen und wie immer unaufgeräumten Büro sitzen. Wenn sie arbeitete, war sie stets hochkonzentriert. Ich wollte sie nicht erschrecken. Ich blieb stehen und schaute sie einen Moment lang an. Dann klopfte ich leise gegen den Türstock.

»Ich bin's«, sagte ich.

Christine hörte auf zu tippen und drehte sich um. Einen Sekundenbruchteil blickte sie mich an wie früher. Ich schmolz dahin. Sie trug marineblaue Hosen und eine gelbe Seidenbluse. Sie sah nicht so aus, als würde sie eine schlimme Zeit durchmachen, aber ich wusste, dass es so war.

»Was machst du hier?«, fragte sie schließlich. »Ich habe es heute Morgen schon auf CNN gehört, wenn es um ... den Mann geht«, fuhr sie fort. »Ich hab den Schauplatz des glorreichen Mordes im Supermarkt in London bereits gesehen.« Sie schüttelte den Kopf und schloss die Augen.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich.

Christine spie die Antwort beinahe hervor. »Nein! Mir geht es nicht gut. Ich bin eine Million Meilen davon entfernt, dass

es mir gut geht. Und diese Nachricht hilft dabei nicht gerade. *Ich kann nachts nicht schlafen.* Ich habe ständig Albträume. Ich kann mich tagsüber nicht konzentrieren. Ich stelle mir vor, wie dem kleinen Alex grauenvolle Dinge zustoßen. Und Damon, Jannie, Nana und dir. Ich kann diese Gedanken nicht ausschalten!«

Ihre Worte schnitten mir wie Messer ins Herz. Es war ein grauenvolles Gefühl, ihr nicht helfen zu können. »Ich glaube nicht, dass er hierher zurückkommt«, sagte ich.

In Christines Augen loderte Wut auf. »Das weißt du aber keineswegs mit Sicherheit.«

»Shafer denkt, er sei uns weit überlegen. Wir sind in seiner Fantasiewelt nicht wichtig. Seine Frau schon. Ich bin überrascht, dass er die Kinder nicht auch umgebracht hat.«

»Siehst du, du bist *überrascht*. Niemand weiß doch mit Sicherheit, was dieser abartige Wahnsinnige tun wird! Und jetzt hast du wieder mit Männern seines Kalibers zu tun ... mit abgrundtief schlechten Männern, die unschuldige Geiseln grundlos ermorden. *Weil es ihnen nichts ausmacht.*«

Ich wollte zu ihr ins Büro gehen, aber sie hob die Hand. »Nein! Bitte, bleib von mir weg!«?

Christine stand auf und ging an mir vorbei zur Lehrertoilette. Ohne sich umzuschauen verschwand sie darin.

Ich wusste, dass sie nicht herauskommen würde – erst wenn sie wusste, dass ich gegangen war. Als ich schließlich fortging, fragte ich mich: *Warum hat sie nicht nach Jannie gefragt?*

Ich machte noch einen Abstecher ins St. Anthony's-Krankenhaus, ehe ich zum Dienst ging. Jannie war wach, und wir frühstückten zusammen. Sie sagte mir, ich sei der beste Daddy auf der Welt, und ich versicherte ihr, dass sie die beste Tochter sei. Dann erzählte ich ihr von dem Tumor und dass sie operiert werden müsse. Mein kleines Mädchen weinte in meinen Armen.

Nana kam, und man brachte Jannie für weitere Untersuchungen fort. Die nächsten Stunden konnte ich im Krankenhaus nichts tun. Ich ging zu einem Treffen mit dem FBI. Arbeit gab es *immer*. Christine hatte zu mir gesagt: *Deine Arbeit ist die Jagd auf wahnsinnige, abartige Mörder*. Ein Ende schien nicht absehbar.

Die Einsatzleiterin, Spezialagentin Cavalierre, erschien um Punkt elf Uhr zur Mannschaftsbesprechung in der Außenstelle des FBI an der Vierten Straße im Nordwesten. Ich hatte den Eindruck, als wäre das halbe FBI dort versammelt. Es war ein eindrucksvoller Anblick, der einem irgendwie ein Gefühl der Sicherheit vermittelte.

Ich erinnerte mich, dass die Bankräuber absolute Pünktlichkeit verlangt hatten. Vielleicht hatte Kyle Craig aus diesem Grund das Gefühl gehabt, dass Agentin Cavalierre für diesen Fall die Richtige war. Er hatte mir erzählt, dass sie hohe Anforderungen an sich stellte und ihre Arbeit sehr genau nahm: eine der professionellsten Agenten, die er in seiner Karriere beim FBI gesehen hatte. Meine Gedanken wanderten zurück zu den professionell inszenierten Banküberfällen und den Morden. Warum wollten diese Leute, dass ihre Verbrechen öffentlich bekannt wurden? Warum wollten sie in Verruf geraten? Wollten sie andere Bankangestellte und Firmen auf zukünftige Überfälle einstimmen? Allen solche Todesangst einjagen, dass sie keinen Widerstand leisteten? Oder hatten die Morde etwas mit Rache zu tun? Es war gut möglich, dass der ein oder andere der Mörder in einer Bank gearbeitet hatte. Wir verfolgten diese Spur mit allem, was wir bisher hatten.

Ich schaute in den voll besetzten Raum des FBI-Krisenstabs. An einer Wand hingen Beschreibungen und Fotos von Verdächtigen und Zeugen. Unglücklicherweise war keiner der Verdächtigen ein heißer Tipp. Nicht einmal lauwarm. Über den einzelnen Abschnitten befanden sich Überschriften: »Fetter Mann«, »Freundin des Ehemanns«, »Schnurrbart«.

Warum hatten wir nicht einen einzigen guten Verdächtigen? Was sollte uns das sagen? Was übersahen wir alle?

»Hallo und guten Morgen. Ich möchte Ihnen allen im Voraus danken, dass Sie Ihr Wochenende geopfert haben«, sagte Agentin Cavalierre mit genau der richtigen Mischung aus Humor und Ironie. Sie trug Kakihosen und ein zartlila T-Shirt. Im Haar steckte eine winzige lila Schmuckspange. Sie wirkte zufrieden und verblüffend entspannt.

»Wenn man samstags nicht kommt, braucht man sich die Mühe am Sonntag auch nicht zu machen«, meinte ein Agent mit hängendem Schnurrbart, der ganz hinten saß.

»Ist Ihnen schon mal aufgefallen, dass die Klugscheißer immer ganz hinten sitzen?«, sagte Agentin Cavalierre in die Runde und lächelte einnehmend. Sie war tatsächlich cool bis ins Mark.

Sie hielt einen dicken blauen Aktenordner in die Höhe. »Sie alle haben einen so schönen Ordner wie den hier. Darin finden Sie frühere Fälle, die möglicherweise eine Verbindung zu den aktuellen ergeben. Die Raubüberfälle Joseph Doughertys im Mittelwesten in den Achtzigerjahren weisen gewisse Ähnlichkeiten auf. Es gibt auch Material über David Grandstaff, das Hirn, das den größten Banküberfall in der Geschichte Amerikas ausbrütete. Interessanterweise wurde Grandstaff vom FBI gestellt. Doch wurden dabei – in unserem Übereifer, ihn zu schnappen – fragwürdige Methoden angewandt. Nach einer sechswöchigen Verhandlung berieten die Geschworenen nur zehn Minuten, dann sprachen sie Grandstaff frei. Bis zum heutigen Tag wurden die drei Millionen vom Raub der Tuscon First National Bank nicht aufgefunden.«

Vorn meldete sich jemand mit Handzeichen, um eine Frage zu stellen. »Wo befindet sich Mr Grandstaff jetzt?«

»Oh, er ist untergetaucht«, antwortete Agentin Cavalierre. »Ungefähr ein Meter achtzig tief. Er ist nicht in diese Banküberfälle verwickelt, Agent Doud. Aber vielleicht hat er dazu beigetragen, indem er die jetzigen Täter inspirierte. Das trifft

auch auf Joseph Dougherty zu. Wer immer diese Verbrechen begangen hat, könnte ihre Methode gekannt haben. Wie man in Filmen sagt: ›Er hat das Spiel genau studiert.‹«

Nach der halbstündigen Besprechung stellte Agentin Cavalierre mich den anderen Agenten vor.

»Einige von Ihnen kennen Alex Cross von der Washingtoner Polizei bereits. Er ist bei der Mordkommission, hat in Psychologie promoviert und arbeitet als forensischer Psychologe. Übrigens ist er ein *sehr guter* Freund von Kyle Craig. Die beiden sind ein Gespann. Deshalb – alles was Sie über die Washingtoner Polizei oder unseren Craig denken, sollten Sie lieber für sich behalten.«

Sie schaute zu mir herüber. »Dr. Cross hat die Leichen von Brianne und Errol Parker in Washington entdeckt, was einem Durchbruch in diesem Fall bis jetzt am nächsten kommt. Beachten Sie, wie behutsam ich mich bei Dr. Cross einschleime.«

Ich stand auf und blickte im Konferenzraum umher, während ich zu den Agenten sprach. »Nun ja, ich fürchte, die Parkers sind ebenfalls untergetaucht«, sagte ich und erntete ein paar Lacher. »Brianne und Errol waren kleine Ganoven, hatten aber einige Zeit wegen Banküberfällen gesessen. Wir überprüfen jeden, den sie im Lorton-Gefängnis gekannt haben. Bis jetzt gibt es noch keine Ergebnisse. Was wir bisher auch unternommen haben – es ist nicht viel dabei herausgekommen, und das ist sehr beunruhigend.

Die Parkers waren fähige Diebe, aber längst nicht so methodisch wie derjenige, der sie angeheuert hat – und sie später tötete. Übrigens wurden die Parkers vergiftet. Ich glaube, der Mörder hat zugeschaut, wie sie gestorben sind, und ihr Tod war grässlich, das können Sie mir glauben. Außerdem muss der Mörder mit Brianne Parker Geschlechtsverkehr gehabt haben, nachdem sie tot war. Das ist im Moment noch eine Vermutung, aber ich glaube nicht, dass wir es bei diesen Verbrechen nur mit Banküberfällen zu tun haben.«

Das Superhirn konnte nicht schlafen. Zu viele unwillkommene Gedanken schwirrten wie wütende Wespen in seinem ohnehin schon überbeanspruchten Kopf umher. Er war schrecklich schikaniert und dadurch in diesen unerträglichen Zustand getrieben worden. Er wollte, *brauchte* Rache. Dieser Rache hatte er sein Leben gewidmet – jeden Augenblick der letzten vier Jahre.

Schließlich erhob sich das Superhirn vom Bett. Er saß vorübergebeugt an seinem Schreibtisch und wartete, dass die Wogen der Übelkeit verebbten und seine verdammten Hände zu zittern aufhörten. *Das ist mein erbärmliches Leben*, dachte er. *Ich verachte es. Ich verachte alles an diesem Leben, jeden Atemzug, den ich tue.*

Schließlich begann er, den Hassbrief zu schreiben, der ihm eingefallen war, als er im Bett gelegen hatte.

Zur Kenntnisnahme an den Aufsichtsratsvorsitzenden der Citibank.

Das ist eine Warnung, und sie ist ernst gemeint. Die Konsequenzen für die Citibank werden schrecklich sein. Sie glauben, dass Sie vor den kleinen Leuten geschützt sind, aber das sind Sie keineswegs.

Meine Hand zittert, während ich dies schreibe. Mein ganzer Körper bebt vor Empörung.

Meine Bankerin schläft neben dem Computer. Für eine »persönliche Bankerin« ist sie ungefähr so persönlich wie die grauen Wände in ihrem Bonsai-Büro. Ich habe immer gedacht, Banker wären klug und verschwiegen. Wie ist es dann möglich, dass bei meinem Konto sehr oft ärgerliche, verrückte, schwerwiegende Fehler zu meinen Ungunsten gemacht wurden?

Ich habe eine einfache Geldüberweisung von einer Anlage zur anderen verlangt. Kennwort IMMA. Aber sie wurde nicht rechtzeitig ausgeführt. Als ich vor kurzem umzog, wurde

meine Adressänderung nicht ordentlich vermerkt. Drei Monate sind vergangen, und ich habe immer noch keine Kontoauszüge erhalten. Wie sich herausstellte, wurde die Adresse niemals geändert, und meine Auszüge gehen an die falsche Anschrift. Nach all diesen Beleidigungen, nach all diesen Fehlern ihrer geschäftig tuenden, aber völlig unfähigen Angestellten, besaß Ihre Bank die Unverschämtheit, mir einen persönlichen Kredit abzuschlagen. Am unerträglichsten ist, dass ich dasitzen und mir anhören musste, wie dieses Fräulein Saubermann mich mit herablassender und scheinbar mitleidiger Stimme zurückwies. Ich beurteile Dienstleistungsunternehmen auf einer Skala bis zehn. Ich erwarte 9.9999 von 10. Ihre Bank hat jämmerlich versagt. Die Stunde der kleinen Leute wird kommen!

Er las den Brief mehrere Male und hielt ihn für nicht allzu schlecht – jedenfalls nicht, wenn man bedachte, dass er um halb drei Uhr morgens geschrieben war. Nein, eigentlich war der Brief gut.

Er würde ihn nochmals überarbeiten, dann unterschreiben und schließlich in seinem Aktenordner ablegen – so wie er es mit den anderen Briefen tat. Sie waren viel zu gefährlich und belastend, um sie durch das normale Postsystem zu schicken.

Verdamm! Er hasste die Banken leidenschaftlich. Versicherungsgesellschaften! Wichtigtuerische Investmentfirmen! Aufdringliche Internet-Anbieter! Die Regierung! All diese großmäuligen Typen mussten verschwinden. Und das würden sie. Letztendlich würde der Tag der kleinen Leute kommen.

Ich hatte Jannie etwas versprochen, als ich sie am Morgen verlassen hatte. Mit meinem heiligsten Eid hatte ich geschworen, dass ich bei Big Mike Giordano's halten und eine Pizza besorgen würde.

Ich jonglierte den heißen Karton in den Händen, als ich ihr

Krankenzimmer betrat. Sie würde nicht viel essen können, aber Dr. Petito hatte gemeint, ein Stück wäre in Ordnung.

»Lieferservice«, sagte ich, als ich ins Zimmer tanzelte.

»Hurra! Hurra!«, jubelte sie vom Bett aus. »Du hast mich vor diesem schrecklichen, widerlichen Krankenhausessen gerettet. Danke, Daddy. Du bist der Größte.«

Jannie sah nicht krank aus. Sie sah wirklich nicht so aus, als müsse sie im St. Anthony's sein. Ich wünschte, es wäre so. Ich verfügte bereits über alle wichtigen Informationen, was ihre Operation betraf. Die Gesamtzeit für Vorbereitung und Eingriff würde zwischen acht und zehn Stunden betragen. Der Chirurg würde den Tumor herausholen und anhand einer Gewebeprobe eine Biopsie – eine Gewebeuntersuchung – vornehmen. Bis zur Operation stabilisierte man Jannies Zustand mit Dilantin. Die Operation war für acht Uhr morgens angesetzt.

»Du wolltest doch Oliven und Sardellen, stimmt's?«, neckte ich sie, als ich die Pizzaschachtel aufmachte.

»Das haben Sie falsch verstanden, Mr Pizzabote. Bringen Sie diesen eklichen Kuchen lieber gleich zurück in den Laden, wenn diese widerlichen, schleimigen kleinen Sardellen drauf sind«, sagte sie und warf mir einen bösen Blick zu, den sie sich von ihrer Urgroßmutter abgeguckt haben musste.

»Er zieht dich nur auf«, sagte Nana und schenkte mir eine sanftere Version des bösen Blicks.

Jannie zuckte mit den Schultern. »Das weiß ich, Nana. Ich meine es ja auch nicht ernst. *Das ist nun mal unsere Sache: Was du willst, das mache!*« Sie sang den alten Schlager und lächelte.

»Ich mag Sardellen«, erklärte Damon, nur um zu widersprechen. »Sie sind so schön salzig.«

»Wundert mich bei dir nicht.« Jannie betrachtete ihren Bruder mit gerunzelter Stirn. »Ich glaube, du warst in einem früheren Leben 'ne Sardelle.«

Wir lachten so wie immer, als wir uns auf die Pizza mit der

Extraportion Käse stürzten. Wir erzählten uns, wie wir den Tag zugebracht hatten. Jannie stand wieder im Mittelpunkt. Ausführlich beschrieb sie ihre zweite Kernspintomographie, die eine halbe Stunde gedauert hatte. Dann erklärte sie: »Ich habe beschlossen, Ärztin zu werden. Meine Entscheidung ist endgültig. Wahrscheinlich gehe ich auf die John-Hopkins-Universität, wie Daddy.«

Gegen zwanzig Uhr standen Nana und Damon auf, um nach Hause zu fahren. Sie waren seit kurz nach drei Uhr im Krankenhaus, seit Damon aus der Schule gekommen war.

»Daddy bleibt noch eine Weile, weil er arbeiten musste, und weil ich noch nicht genug von ihm gehabt hab«, erklärte Jannie. Sie gab Nana einen Wink, sie zu umarmen. Beide hielten sich lange fest. Nana flüsterte Jannie etwas Vertrauliches ins Ohr, und diese nickte zum Zeichen, dass sie verstanden hatte.

Dann winkte Jannie ihren Bruder ans Bett. »Gib mir einen dicken Kuss und drück mich«, befahl sie.

Nach vielen Verabschiedungen, nochmaligem Winken, tapferem Lächeln und einer Unzahl Versprechen, morgen wiederzukommen, gingen Damon und Nana. Jannie saß strahlend da, mit nassen Wangen. Sie lächelte und weinte zugleich.

»Eigentlich gefällt mir das«, sagte sie. »Ihr wisst, dass ich im Mittelpunkt stehen *muss*. Und jetzt könnt ihr alle aufhören, euch Sorgen zu machen. Ich werde Ärztin. Ja, von jetzt an könnt ihr mich alle Dr. Jannie nennen.«

»Gute Nacht, Dr. Jannie. Träum was Schönes«, sagte Nana von der Tür her. »Bis morgen, mein Schatz.«

»Gute Nacht«, sagte Damon. Er drehte sich beiseite, schaute dann aber noch einmal zu ihr hinüber. »Ach ja, richtig – *Dr. Jannie*.«

Nachdem Damon und Nana gegangen waren, saßen wir eine Zeit lang schweigend da. Dann ging ich zu ihr und legte den Arm um sie. Ich glaube, die Abschiedsszene war für uns beide zu viel gewesen. Ich setzte mich auf die Bettkante und hielt sie

so fest, als würde sie zerbrechen. So verharnten wir lange. Dabei redeten wir ein bisschen, aber die meiste Zeit hielten wir uns einfach in den Armen.

Ich war erstaunt, als ich sah, dass Jannie in meinen Armen eingeschlafen war. Und endlich weinte auch ich.

Ich blieb die ganze Nacht bei Jannie im Krankenhaus. So traurig war ich noch nie zuvor gewesen, und ich hatte auch noch nie so große Angst gehabt. Ich schlief, wenn auch nicht viel. Ich dachte über die Banküberfälle nach, aber nur ein wenig – nur um meine Gedanken abzulenken. Unschuldige Menschen waren auf entsetzliche Weise ermordet worden, und das hatte mich und alle anderen bis ins Mark getroffen.

Ich dachte auch an Christine. Ich liebte sie; dagegen konnte ich nichts tun. Aber ich war sicher, dass ihre Entscheidung unumstößlich war und dass ich ihre Meinung nicht mehr würde ändern können. Sie wollte nicht mit einem Detective zusammenleben, der bei der Mordkommission arbeitete. Und zu einer anderen Arbeit war ich vermutlich nicht fähig.

Gegen fünf Uhr waren Jannie und ich wieder wach. Von ihrem Zimmer aus blickte man auf eine große Sonnenterrasse und einen kleinen Blumengarten. Still saßen wir da und beobachteten durchs Fenster den Sonnenaufgang. Er war so wunderschön, so heiter, dass ich wieder todtraurig wurde. *Und wenn das nun unser letzter gemeinsamer Sonnenaufgang war?* Ich wollte nicht so denken, aber ich konnte nicht anders.

»Mach dir keine Sorgen, Daddy«, sagte Jannie. Sie las in meinem Gesicht. Manchmal war sie eine kleine Zauberin. »Es wird in meinem Leben noch viele schöne Sonnenaufgänge geben, aber – ehrlich gesagt – ein bisschen Angst habe ich auch.«

»Ehrlich gesagt. Ja, wir wollen uns immer alles ehrlich sagen«, sagte ich.

»Okay. Ja, ich habe große Angst«, gestand Jannie mit dünnem Stimmchen.

»Ich auch, Schätzchen.«

Wir hielten uns an den Händen und schauten hinauf in die wunderschöne orangegelbe Sonne. Jannie war sehr still. Es bedurfte meiner gesamten Willenskraft, jetzt nicht schlappzumachen. Ein Kloß stieg mir in die Kehle. Ich vertuschte es mit einem falschen Gähnen, war aber sicher, dass ich Jannie nicht getäuscht hatte.

»Was passiert heute Morgen?«, fragte Jannie schließlich flüsternd.

»Nun, du wirst auf die Operation vorbereitet«, erklärte ich ihr. »Vielleicht machen sie noch eine Blutuntersuchung.«

Sie rümpfte die Nase. »Hier gibt's Vampire, weißt du. Deshalb wollte ich, dass du heute Nacht hier bleibst.«

»War 'ne gute Idee. Nach Mitternacht hab ich nämlich tatsächlich etliche Angriffe von Vampiren und Werwölfen zurückgeschlagen. Ich wollte dich nicht wecken. Hör mal, wahrscheinlich werden sie dich gleich rasieren.«

Jannie legte die Hände über den Kopf. »Nein!«

»Nur hinten, und nur ein bisschen. Sieht bestimmt echt cool aus.«

Sie schaute immer noch entsetzt drein. »Ja, bestimmt. Warum rasierst du dich nicht hinten am Kopf, wenn du 's so schön findest? Dann sehen wir beide echt cool aus.«

Ich grinste sie an. »Wenn du willst, mach ich das glatt.«

Dr. Petito betrat Jannies Zimmer und hörte, wie wir einander aufzumuntern versuchten.

»Du bist die Nummer eins auf unserer Liste, Jannie«, erklärte er und lächelte.

Jannie warf sich in die Brust. »Siehst du? Ich bin die Nummer eins.«

Um fünf nach sieben brachten sie Jannie fort.

Ständig hatte ich ein ganz besonderes Bild im Kopf: wie Jannie mit der Katze Rosie tanzt und dazu »Rosen sind rot«

singt. An jenem langen, schrecklichen Vormittag im St. Anthony's ließ ich die Szene immer wieder vor meinem geistigen Auge ablaufen. Ich denke, dass die Warterei in einem Krankenhaus am ehesten mit einem Aufenthalt in der Hölle zu vergleichen ist – oder zumindest mit dem Fegefeuer. Nana, Damon und ich wechselten die ganze Zeit über kein Wort. Sampson und Jannies Tanten kamen kurz vorbei. Auch sie waren am Boden zerstört. Es war schrecklich. Die schlimmsten Stunden meines Lebens.

Sampson ging mit Nana und Damon in die Cafeteria, um etwas zu essen, aber ich konnte nicht weg. Immer noch hatten wir keine Nachricht, wie es um Jannie stand. Alles im Krankenhaus kam mir unwirklich vor. Bilder von Marias Tod gingen mir durch den Kopf. Nachdem meine Frau von ihrem Mörder aus einem fahrenden Auto heraus erschossen worden war, hatte man auch sie ins St. Anthony's gebracht.

Kurz nach siebzehn Uhr betrat Dr. Petito den Warteraum, in dem wir uns versammelt hatten. Ich sah ihn, bevor er uns sah, und mir wurde übel. Plötzlich raste mein Herz und pochte laut. Ich konnte an seinem Gesichtsausdruck nichts erkennen, nur dass er müde aussah. Als er uns erblickte, winkte er und kam herüber.

Er lächelte. In diesem Augenblick wusste ich, dass alles gut war.

»Wir haben es geschafft«, sagte Dr. Petito. Er schüttelte mir die Hand, dann Nana und Damon. »Ich gratuliere.«

»Danke für Ihre Aufopferung«, flüsterte ich und erwiderte kräftig seinen Händedruck.

Eine Viertelstunde später ließ man Nana und mich auf die Wachstation. Unvermittelt fühlte ich mich wie auf Wolken, angenehm beschwingt. Jannie war die einzige Patientin. Leise, fast auf Zehenspitzen, gingen wir zu ihrem Bett. Ein Gazeturban bedeckte ihren kleinen Kopf. Sie war an Monitore und einen Tropf angeschlossen.

Ich nahm eine Hand, Nana die andere. Unserem kleinen Mädchen ging es gut. *Sie hatten es geschafft.*

»Ich habe das Gefühl, als wäre ich lebendig in den Himmel aufgefahren«, sagte Nana und lächelte mich an. »Du auch?«

Nach fünfundzwanzig Minuten bewegte Jannie sich und erwachte. Dr. Petito wurde gerufen und kam nach kurzer Zeit. Er bat Jannie, mehrmals tief zu atmen und dann zu husten.

»Hast du Kopfschmerzen, Jannie?«, fragte er.

»Ich glaube schon«, antwortete sie.

Dann schaute sie Nana und mich an. Als sie die Augen weit aufmachen wollte, musste sie blinzeln. Offensichtlich war sie noch etwas benommen. »Hallo, Daddy. Hallo, Nana. Ich wusste, ihr würdet auch im Himmel sein«, sagte sie.

Ich drehte mich um, damit sie sehen konnte, was ich getan hatte.

Ich hatte mir die gleiche Stelle kahl rasiert wie die Ärzte bei ihr.

Zwei Tage später wandte ich mich wieder den Raubmorden zu, die mich faszinierten und gleichzeitig abstießen. Die Arbeit wartete. Die Ermittlungen hatten auch ohne mich überlebt. Andererseits war auch noch niemand festgenommen worden. Mir fiel einer von Nanas Lieblingssprüchen ein: *Wenn du im Kreis läufst, könnte es sein, dass du Ecken abschneidest.* Vielleicht war das bis jetzt das Problem bei diesen Ermittlungen.

Ich traf mich mit Betsey Cavalierre im FBI-Büro an der Vierten Straße. Sie trug einen beigen Blazer, ein blaues T-Shirt und Jeans. Gut sah sie aus. Sie drohte mir mit dem Finger und lächelte dabei freundlich. Ich war froh, sie zu sehen. Dieses erste Lächeln schien das Eis zwischen uns zu brechen.

»Sie hätten mir von Ihrer kleinen Tochter erzählen sollen – von der Operation. Alles in Ordnung, Alex? Sie haben nicht viel geschlafen, stimmt's?«

»Der Arzt sagt, dass alles okay ist. Sie ist ein zähes kleines

Mädel. Heute Morgen hat sie mich gefragt, wann wir mit dem Boxunterricht weitermachen. Tut mir Leid, dass ich Ihnen nichts davon gesagt habe. Ich war nicht ich selbst.«

Sie winkte bei meinen letzten Worten ab. »Ich freue mich, dass es Ihrer Tochter gut geht«, sagte sie. »Und ich sehe die Erleichterung auf Ihrem Gesicht.«

Ich lächelte. »Kann ich mir vorstellen. Die Sache hat mir geholfen, viele Dinge in der richtigen Perspektive zu sehen. Aber gehen wir jetzt endlich an die Arbeit.«

Betsey blinzelte. »Ich bin seit sechs Uhr hier.«

»Angeberin«, sagte ich.

Ich setzte mich an den Schreibtisch und sah die Papierberge durch, die sich aufgetürmt hatten. Agentin Cavalierre saß mir gegenüber an ihrem Schreibtisch. Ich war froh, wieder an der Front zu sein. Ein oder mehrere Mörder waren da draußen und brachten Bankangestellte und deren Familien um. Ich wollte mein Bestes geben, dem ein Ende zu machen.

Ungefähr eine Stunde später schaute ich auf und sah, wie Agentin Cavalierre mit leerem Ausdruck in meine Richtung blickte. Ich nahm an, dass sie immer noch ihren Gedanken nachhing.

»Ich muss jemanden aufsuchen«, sagte ich. »Ich hätte schon früher an ihn denken sollen. Er hat Washington eine Zeit lang verlassen. Hat sich in Philadelphia, New York und Los Angeles herumgetrieben. Jetzt ist er wieder da. Er hat ‘ne Menge Banken ausgeraubt *und ist gewalttätig.*«

Betsey nickte. »Ich würde ihn gern treffen. Hört sich so an, als wäre der Bursche ein selten sympathisches Kerlchen.«

Wahrscheinlich begleitete sie mich, weil wir so wenige brauchbare Hinweise hatten. Wir fuhren in ihrem Wagen zu einem heruntergekommenen Hotel an der New York Avenue. Das »Doral« war eine schäbige Absteige, von dessen Fassade der Anstrich abblätterte. Ein Trio magerer Prostituierte in Miniröcken, denen man ihr langjähriges Gewerbe ansah, verließ

gerade das Hotel, als wir vorfuhren. Ein in die Jahre gekommener Zuhälter in goldenem Lamé-Anzug lehnte an einem gelben Cadillac und stocherte in den Zähnen.

»Sie führen mich ja in eine Luxusherberge«, sagte Agentin Cavalierre beim Aussteigen. Ich bemerkte, dass sie am Fußknöchel ein Holster trug. Für den Anlass passend gekleidet.

Tony Brophy wohnte in der *vida loca* im dritten Stock des »Doral«. Der Mann am Empfang hatte gesagt, er sei seit einer Woche da und ein äußerst unangenehmer Zeitgenosse, ein ausgesprochenes Arschloch.

»Ich glaube nicht, dass dieser Schuppen etwas mit dem ›Doral‹ in Miami zu tun hat«, sagte Betsey, als wir die Hintertreppe hinaufstiegen. »Was für eine Müllkippe.«

»Warten Sie erst mal, bis Sie Brophy sehen. Er passt hierher.«

Ohne Vorankündigung kamen wir zu seinem Zimmer und zogen unsere Waffen: Brophy war kein Chorknabe, sondern ein Verdächtiger für die Banküberfalle. Er passte ins Profil. Ich klopfe gegen die kahle verkratzte Holztür.

»Was ‘n los?«, rief eine mürrische Stimme. »Ich hab gefragt, was los is’!«

»Polizei. Aufmachen!«, rief ich.

Drinnen bewegte sich etwas, dann hörte ich, wie mehrere Schlosser geöffnet wurden. Langsam ging die Tür auf, und Brophy füllte den schmalen Türrahmen. Er war einsneunzig groß und wog an die zweieinhalf Zentner, ein Muskelberg. Sein Haar war fein säuberlich in Linien geschoren. Zwischen seinen Lippen baumelte eine filterlose Zigarette.

»Scheißbulle«, sagte er zu mir; dann schaute er Betsey an. »Und wer ist dieses hübsche Arschloch?«

»Ich kann durchaus für mich selbst sprechen«, sagte Betsey.

Tony Brophy grinste auf sie hinunter. Offensichtlich gefiel ihm die Antwort auf seine ruppige Begrüßung. »Okay. Rede.

Wuff!«

»Ich bin FBI-Agentin im gehobenen Dienst. Cavalierre«, sagte Betsey.

»Im *gehobenen* Dienst! Warte mal, wie heißt das immer in den Fernsehkrimis? Wir können es auf angenehme Weise hinter uns bringen – oder auf die harte Tour«, sagte er und grinste, wobei er erstaunlich regelmäßige weiße Zähne zeigte. Er trug schwarze paramilitärische Hosen, nicht mehr ganz weiße Gummisandalen, kein Hemd. Seine Arme und der Oberkörper waren von Knasttätowierungen und schwarzem Kraushaar bedeckt.

»Ich bin für die harte Tour. Aber das ist meine private Meinung«, erklärte Betsey.

Brophy drehte sich zu einer dünnen Blondine um, die auf einer limonengrünen Couch vor dem Fernseher saß. Sie trug ein loses Hemd über der Unterwäsche.

»Gefällt dir die Tussi genauso gut wie mir, Nora?«, fragte Brophy.

Die Frau zuckte mit den Achseln. Offenbar interessierte sie sich nur für die Seifenoper und sonst nichts. Wahrscheinlich hatte sie Drogen genommen und war high. Der Pony ihrer strähnigen Haare war mit Gel auf die Stirn geklebt. Um Fußknöchel, Handgelenke und den Hals hatte sie ein Stacheldrahtmuster tätowiert.

Brophy blickte wieder Betsey Cavalierre und mich an.

»Die geheimnisvolle Lady ist also vom FBI. Na, das ist echt gut. Ich nehme an, ihr wollt geschäftlich mit mir reden. Und es heißt doch, das FBI kann sich jede Information leisten – vielleicht hab ich was für euch.«

Betsey schüttelte den Kopf. »Irrtum. Lieber prügle ich es aus Ihnen heraus.«

Tony Brophys dunkle Augen blitzten auf. »Mann, die Kleine gefällt mir.«

Wir folgten Brophy zu dem schiefen Holztisch in der winzi-

gen Küche. Er setzte sich rittlings auf einen Stuhl, dessen Lehne gegen seine behaarte Brust und den Bauch drückte. Wir mussten uns auf ein finanzielles Arrangement einigen, ehe er mit irgendetwas herausrückte. In einem Punkt hatte er Recht: Betsey Cavalierres Budget war sehr viel höher als meins.

»Aber die Information muss wirklich gut sein«, warnte sie.

Er nickte zuversichtlich und selbstgefällig. »Das ist das Beste, was du kaufen kannst, Baby. Spitzenklasse. Ich hab nämlich den Mann *getroffen*, der hinter den Überfällen in Maryland und Virginia steckt. Schlimme Sache. Wollt ihr wissen, wie der Typ so ist? Ein eiskalter Wichser ist er. Und denkt dran, *wer* euch das sagt.«

Brophy blickte Betsey und mich scharf an. Jetzt hatte er unser ungeteiltes Interesse.

»Er nennt sich *Superhirn*«, sagte Brophy mit dem lässigen Akzent Floridas. »Und das hat er todernst gemeint. *Superhirn!* Ist das zu fassen? Wir haben uns im Sheraton-Flughafenhotel getroffen. Er hat über einen Typen Verbindung mit mir aufgenommen, den ich aus New York kannte. Dieses so genannte Superhirn wusste ein paar Dinge über mich. Er hat meine Stärken aufgezählt und meine Schwächen, und alles hat bis aufs i-Tüpfelchen gestimmt. Er hat sogar über die schöne Nora und ihre Gewohnheiten Bescheid gewusst.«

»Glauben Sie, dass er ein Bulle war? Bei all diesen Informationen über Sie?«, fragte ich Brophy.

Brophy grinste. »Nein. Der Typ war zu clever. Aber gut möglich, dass er sich mit Bullen unterhalten hat, wenn ich bedenke, was er alles gewusst hat. Deshalb bin ich auch geblieben und habe dem Scheißkerl zugehört. Außerdem hat er mir erklärt, dass er mir ‘n sechsstelliges Angebot machen würde. Da war ich natürlich sehr interessiert.«

Jetzt mussten Agentin Cavalierre und ich nur noch zuhören. Sobald Brophy erst einmal angefangen hatte, gab es kein Halten mehr.

»Wie hat er ausgesehen?«, fragte ich.

»Sie wollen wissen, wie er ausgesehen hat? Das ist die Eine-Million-Dollar-Frage. Ich will Ihnen mal die Szene beschreiben. Als ich in dieses Hotelzimmer gekommen bin, waren grelle Scheinwerfer auf mich gerichtet. Wie bei ‘ner Hollywood-premiere. Ich hab nichts gesehen, rein gar nichts.«

»Nicht mal Umrisse?«, fragte ich. »Irgendwas müssen Sie doch gesehen haben.«

»Seine Silhouette. Er hatte langes Haar. Könnte aber auch ‘ne Perücke gewesen sein. Große Nase, große Ohren. Wie ein Auto mit offenen Türen. Wir haben geredet – und dann hat er gesagt, dass er sich wieder meldet. Aber ich hab nie wieder von ihm gehört. Schätze, er wollte mich nicht dabeihaben.«

»Warum nicht?«, fragte ich, und diese Frage war durchaus ernst gemeint. »Warum wollte er jemand wie Sie nicht?«

Brophy imitierte mit der Hand eine Pistole und schoss auf mich. »Er will *Killer*, Mann. Ich bin kein Killer. Ich bin ein Lover. Stimmt’s, Agentin Cavalierre?«

Alles, was Brophy uns erzählt hatte, war äußerst beunruhigend und durfte nicht an die Presse dringen. Jemand, der sich Superhirn nannte, führte Einstellungsgespräche mit Profimördern und heuerte sie an. *Nur Killer*. Was hatte er als Nächstes vor? Weitere Banküberfälle mit Geiselnahme? Was, zum Teufel, spielte sich in diesem »Superhirn« überhaupt ab?

Abends nach der Arbeit schaute ich noch im Krankenhaus vorbei. Jannie ging es prima, aber ich blieb trotzdem noch eine Nacht bei ihr. Das St. Anthony’s wurde mein zweites Heim. Jannie nannte mich schon »Zimmergenosse«.

Am nächsten Morgen watete ich durch Aktenberge über verärgerte ehemalige Angestellte der Citibank, der First Virginia und der First Union; ferner ging ich Eintragungen über sämtliche Personen durch, die irgendwann ernsthafte Drohungen gegen diese Banken geäußert hatten. Die Stimmung im FBI-Büro

konnte man nur mit stiller Verzweiflung beschreiben. Keine Spur von der Erregung und dem Stimmengewirr, die sonst Hinweise, Fortschritte jeglicher Art oder Fahndungserfolge begleiteten. Immer noch hatten wir nicht einen einzigen konkreten Verdächtigen.

Für gewöhnlich kümmerte sich eine innerbetriebliche Untersuchungsabteilung des Sicherheitsdienstes um Drohungen und die Post von Spinnern. Die üblichen Hassbriefe stammen meist von Menschen, denen ein Kredit verweigert wurde oder deren Häuser man zwangsversteigert hatte. Hassbriefe können ebenso von Frauen wie von Männern kommen. Den psychologischen Profilen zufolge, die ich an diesem Vormittag las, waren es für gewöhnlich Personen, die am Arbeitsplatz Probleme hatten oder in finanziellen oder häuslichen Schwierigkeiten steckten. Gelegentlich kam es zu ernsthaften Drohungen gegen Banken wegen der Behandlung seitens der Angestellten oder wegen ihren Verbindungen zum Ausland, zum Beispiel Südafrika, Irak oder Nordirland. Post für die Großbanken wurde im Postraum geröntgt, und es gab häufig falschen Alarm. Weihnachten wurde er oft durch Grußkarten mit Musik ausgelöst.

Diese Arbeit war ermüdend, aber notwendig. Sie gehörte zu meinem Beruf. Gegen ein Uhr blickte ich zu Betsey Cavalierre hinüber. Sie saß wie wir alle an einem schlichten Metallschreibtisch und war hinter Papierbergen versteckt.

»Ich muss mal kurz weg«, sagte ich zu ihr. »Da ist ein Kerl, den ich überprüfen möchte. Er hat mehrere Drohungen gegen die Citibank ausgestoßen und wohnt in der Nähe.«

Betsey legte den Stift weg. »Ich komme mit, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Kyle sagt, er vertraut Ihren Ahnungen.«

»Schauen Sie sich an, wie weit es Kyle gebracht hat«, sagte ich und lächelte.

»Eben«, sagte Betsey und zwinkerte mir zu. »Gehen wir.«

Ich hatte die Akte über Joseph Petrillo immer wieder studiert. Sie unterschied sich von allen anderen. Der Direktor der

Citibank in New York hatte während der vergangenen zwei Jahre wütende, ja bösartige Briefe von Petrillo erhalten. Petrillo hatte von Januar 1990 bis vor zwei Jahren als Sicherheitsmann für die Bank gearbeitet. Man hatte ihn wegen Sparmaßnahmen entlassen, die jede Abteilung der Bank betrafen, nicht nur den Sicherheitsbereich. Doch Petrillo akzeptierte weder diese Begründung noch irgendetwas anderes, womit die Bank seine Kündigung zu erklären versuchte.

Irgendetwas am Tonfall seiner Briefe hatte mich alarmiert. Sie waren flott geschrieben, intelligent, aber es gab auch Anzeichen für Verfolgungswahn, möglicherweise sogar Schizophrenie. Bevor Petrillo für die Bank gearbeitet hatte, war er in Vietnam Captain gewesen. Ein Offizier, der an der Front gekämpft hatte. Die Polizei hatte ihn wegen der Drohbriefe befragt, doch eine Anklage war nicht gegen ihn erhoben worden.

»Das muss wohl eine Ihrer berühmten Eingebungen sein«, sagte Betsey, als wir zum Haus des Verdächtigen an der Fifth Avenue fuhren.

»Es ist eine dieser berühmten *schlimmen* Eingebungen«, sagte ich. »Der Detective, der Petrillo vor einigen Monaten befragt hat, hatte ebenfalls ein ungutes Gefühl. Aber die Bank hat sich geweigert, die Sache weiterzuverfolgen.«

Im Gegensatz zu ihrer Namensschwester in New York war die Fifth Avenue in Washington eine Straße mit billigen Mietwohnungen, die am Rand des vornehmen Capitol Hill verlief. Früher hatten dort vor allem Italoamerikaner gelebt, jetzt aber war alles multikulti. In der Straße stand eine Rostlaube neben der anderen. Ein voll beladener BMW hob sich von den anderen Fahrzeugen ab. Wahrscheinlich die Karre von einem Drogenhändler.

»Wie immer«, meinte Betsey. »Wie früher.«

»Sie kennen die Gegend?«, fragte ich, als wir in die Straße einbogen, in der Petrillo wohnte.

Sie nickte, und ihre braunen Augen wurden schmal. »Vor ei-

nigen Jahren – die genaue Zahl wird zum jetzigen Zeitpunkt nicht bekannt gegeben – wurde ich nicht weit von hier geboren. Genauer gesagt, vier Querstraßen entfernt.«

Ich blickte zu Betsey hinüber und sah den grimmigen Ausdruck auf ihrem Gesicht, als sie aus dem Fenster schaute. Sie hatte mir einen winzigen Teil ihrer Vergangenheit anvertraut: Sie war in Washington auf der falschen Seite der Bahn aufgewachsen. Aber das sah man ihr nicht an.

»Wir brauchen meiner Eingebung nicht nachzugehen«, sagte ich. »Ich kann das später alleine machen. Wahrscheinlich bringt es ohnehin nichts. Aber Petrillo wohnt so nahe bei der Außenstelle des FBI.«

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Sie haben heute eine Menge Akten studiert, und diese ist Ihnen aufgefallen. Wir sollten der Sache nachgehen. Es macht mir nichts aus, dass ich hier bin.«

Wir hielten vor einem Eckgeschäft, vor dem die Jugendlichen der Gegend wohl seit etlichen Dekaden herumhingen. Die jetzige Generation sah mit den weiten Jeans, den dunklen T-Shirts und den pomadisierten, straff zurückgekämmten Haaren ein bisschen altmodisch aus. Alle waren Weiße.

Wir überquerten die Straße und gingen zum Ende des Wohnblocks. Ich deutete auf ein kleines gelbes Haus. »Da wohnt Petrillo.«

»Gehen wir rein und unterhalten uns mit dem Mann«, sagte sie. »Mal sehen, ob er in letzter Zeit irgendwelche Banken überfallen hat.«

Wir stiegen die Betonstufen, die aussahen, als wären sie von Pockennarben übersät, bis zur grauen Metalltür hinauf. Ich klopste und rief: »Polizei! Ich möchte mit Joseph Petrillo sprechen.«

Dann schaute ich Betsey an, die links von mir stand, eine Stufe tiefer. Ich war nicht sicher, was ich ihr sagen wollte.

Was immer es war – *ich brachte es nie über die Lippen.*

Ein gewaltiger Knall ertönte, vermutlich ein Schuss aus ei-

nem Schrotgewehr. Sehr laut, ohrenbetäubend, furchteinflößender als ein Blitzschlag. Der Schuss kam aus dem Innern des Hauses, nicht weit von der Eingangstür entfernt.

Betsey schrie.

Ich warf mich kopfüber von der Treppe und riss Betsey mit mir. Wir lagen auf dem Rasen, schnappten nach Luft und zogen unsere Waffen.

»Mein Gott! Mein Gott!«, stieß sie hervor. Wir waren beide nicht getroffen worden, hatten aber Todesangst. Ich war außerdem wütend auf mich, weil ich an der Tür so unvorsichtig gewesen war.

»Verdamm! Ich hatte nicht damit gerechnet, dass er auf uns schießt.«

»Das war das letzte Mal, dass ich an Ihren Eingebungen aus dem Bauch heraus zweifle«, keuchte Betsey. »Ich rufe Verstärkung.«

»Erst die Polizei«, sagte ich. »Das ist unsere Stadt.«

Wir hockten uns neben eine unbeschnittene Hecke und wild wuchernde Rosenbüsch. Beide mit schussbereiten Pistolen. Ich hielt meine Waffe neben dem Gesicht gen Himmel gerichtet. War das Superhirn da drinnen? Hatten wir ihn endlich gefunden?

Von der gegenüberliegenden Straßenseite blickten die Jugendlichen neugierig herüber, um festzustellen, woher der Gelehrschuss gekommen war. Sie betrachteten uns mit großen Augen, als spielten wir die Hauptrollen in der Fernsehserie *New York Police Department*.

»He, Joe, du verrückter Bastard!«, rief ein Bursche, die Hände wie ein Megaphon an den Mund gelegt.

»Wenigstens schießt er im Moment nicht«, flüsterte Betsey.
»Dieser verrückte Bastard Joe.«

»Leider hat er seine Schrotflinte noch. Er kann weiterballern, wenn er will.«

Ich kroch ein Stück weiter, damit ich die Vorderseite des Hauses besser sehen konnte. In der Tür war kein Loch. Nichts.

»Joseph Petrillo!«, rief ich wieder.

Aus dem Haus kam keine Reaktion.

»Polizei!«, rief ich. *Wartest du darauf, dass ich dir wieder mein Gesicht zeige, du durchgeknallter Penner? Willst du diesmal ein besseres Ziel?*

Vorsichtig arbeitete ich mich zur Veranda vor, blieb aber unterhalb des Geländers in Deckung.

Die Bande gegenüber äffte mich nach. »Mr Petrillo? Verrückter Petrillo? Alles in Ordnung, du durchgedrehtes Arschloch?«

Wenige Minuten später traf Unterstützung ein. Zwei Streifenwagen mit heulenden Sirenen. Dann nochmal zwei. Dann mehrere FBI-Limousinen. Sämtliche Beamte waren bis an die Zähne bewaffnet und auf jede Menge Ärger vorbereitet. Die Polizisten errichteten Sperren zu beiden Seiten der Straße. Die Häuser direkt gegenüber wurden geräumt, ebenso das Geschäft an der Ecke. Ein Hubschrauber mit Fernsehleuten stattete uns einen unerwarteten und keineswegs willkommenen Besuch ab. Sensationsgeier.

Ich hatte an derartigen »Ausräucherungen« schon öfter teilgenommen, als mir lieb war. Üble Sache. Wir warteten weitere zwanzig Minuten, dann erschien das mobile Einsatzkommando. Die blauen Ritter. Sie trugen vollständige Schutzanzüge und brachen mit einem Rammböck die Tür auf. Dann stürmten wir hinein.

Obwohl ich nicht musste, folgte ich den Jungs vom Einsatzkommando als einer der Ersten ins Haus. Ich trug eine Kevlar-Weste, Agentin Cavalierre ebenfalls. Irgendwie gefiel mir, dass sie mit uns hineinging.

Drinnen war alles mehr als seltsam. Das Wohnzimmer sah aus wie der Dachboden einer Bibliothek: Schimmlige Bücher ohne Einbände, zerrissene Illustrierte und alte Zeitungen waren

bis zu zwei Meter hoch gestapelt und füllten fast den gesamten Raum. Überall waren Katzen, Dutzende. Sie miauteten laut und kläglich. Die Tiere sahen aus, als ließe ihr Besitzer sie langsam verhungern.

Auch Joseph Petrillo war im Zimmer. Er lag auf einem Haufen alter Ausgaben von *Newsweek*, *Time*, *Life* und *People*. Offenbar war er rücklings daraufgefallen, als er umgekippt war. Sein geöffneter Mund schien zu lächeln, sofern ein halber Mund lächeln kann.

Er hatte sich mit der Schrotflinte erschossen. Sie lag neben seinem blutigen Kopf auf dem Fußboden. Der größte Teil seiner rechten Gesichtshälfte fehlte. Auf der Wand, einem Sessel und ein paar Büchern befanden sich Blutspritzer. Eine Katze leckte eifrig seine Hand.

Ich blickte auf die Bücher und Papiere neben der Leiche. Ich sah eine Broschüre der Citibank. Außerdem mehrere Kontoadzüge Petrillos. Auf einem drei Jahre alten Auszug war der Kontostand mit 7711 Dollar angegeben, doch der letzte betrug nur noch 61 Dollar.

Betsey Cavalierre war neben der Leiche in die Hocke gegangen. Ich spürte, dass sie mit aller Kraft gegen die Übelkeit kämpfte. Einige der räudigen Katzen rieben sich an ihren Beinen, doch Betsey schien sie nicht wahrzunehmen.

»Der arme Kerl kann nicht das Superhirn gewesen sein«, sagte sie.

Ich schaute ihr in die Augen und sah Angst darin, hauptsächlich aber Traurigkeit. »Stimmt, Betsey. Ich bin sicher, dass er es nicht war. Nicht der arme Petrillo und seine halb verhungerten Katzen.«

Endlich kam ich mal wieder nach Hause in mein eigenes Bett. Jannie hatte Mitleid mit mir, weil ich vom Schlafen in dem Stuhl in ihrem Krankenzimmer schon eine wunde Stelle am Rücken hatte. Ich war im Tiefschlaf, als das Telefon klin-

gelte. Nach mehrmaligem schrillen Klingeln hob ich ab.

Es war Christine.

»Alex, bei mir im Haus ist jemand. Ich glaube, es ist Shafer. Er ist hier, weil er mich umbringen will! Bitte, hilf mir.«

»Ruf die Polizei. Und dann verlässt du mit dem kleinen Alex sofort das Haus. Ich bin schon unterwegs.«

Für gewöhnlich brauche ich bis Mitchellville eine halbe Stunde. An diesem Abend war ich in weniger als fünfzehn Minuten dort. Überall auf der Straße Festbeleuchtung. Vor Christines Haus parkten zwei Streifenwagen. Es schüttete wie aus Eimern.

Ich sprang aus dem Porsche und lief zur Veranda. Ein kräftiger Polizist im dunkelblauen Regenmantel hob die Hand, um mich aufzuhalten.

»Ich bin Detective Alex Cross, Metro-Polizei. Ich bin ein guter Freund von Christine Johnson.«

Er nickte und verzichtete darauf, einen Blick auf meine Polizeimarke zu werfen. »Sie ist mit den Kollegen im Haus. Es geht ihr gut, Detective. Dem kleinen Jungen auch.«

Ich hörte den kleinen Alex bereits weinen. Als ich das Wohnzimmer betrat, sah ich zwei uniformierte Polizisten bei Christine. Sie weinte, sprach aber dabei mit den Männern.

»Er ist hier! Wenn ich es Ihnen doch sage! Geoffrey Shafer – das Wiesel. Er ist hier irgendwo!«, schrie sie und fuhr sich mit beiden Händen durchs Haar.

Das Baby weinte in seiner Tragetasche. Ich ging hinüber und nahm es hoch. Sobald der Junge in meinen Armen war, beruhigte er sich. Ich trat zu Christine und den Polizisten.

»Erzähl ihnen von Geoffrey Shafer«, flehte Christine mich an. »Sag ihnen, was damals passiert ist ... wie verrückt er ist.«

Ich erklärte den Beamten, wer ich war und erzählte ihnen dann die grauenvolle Geschichte, als man Christine vor gut einem Jahr auf den Bermudas entführt hatte. Ich bemühte mich um eine Kurzfassung. Als ich fertig war, nickten sie. Sie hatten

kapiert.

»Ich erinnere mich an die Zeitungsberichte über den Fall«, sagte der eine Polizist. »Das Problem ist, dass wir keinerlei Beweise gefunden haben, dass heute Abend jemand hier war. Wir haben sämtliche Türen und Fenster überprüft und das Gelände abgesucht.«

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich mich auch noch mal umschau?«, fragte ich.

»Keineswegs. Wir warten hier mit Miss Johnson. Lassen Sie sich Zeit, Detective.«

Ich gab Christine das Baby und durchsuchte das Haus sehr sorgfältig. Ich schaute in jede Ecke, fand jedoch nicht die Spur eines Einbruchs. Ich ging in den Garten. Nirgends waren frische Fußspuren. Ich bezweifelte, dass Shafer da gewesen war.

Als ich ins Wohnzimmer zurückging, lag Christine mit dem Baby auf der Couch. Die beiden Polizisten warteten draußen auf der vorderen Veranda. Ich ging zu ihnen, um mit ihnen zu sprechen.

»Darf ich ganz ehrlich sein?«, fragte der eine. »Könnte Miss Johnson einen Albtraum gehabt haben? Irgendwie hört es sich so an. Sie ist ganz sicher, dass dieser Shafer in ihrem Haus war. In ihrem Schlafzimmer. Wir haben aber nichts gefunden, was diese Aussage unterstützt, Detective. Die Türen waren verschlossen, die Alarmanlage noch scharf. Hat Miss Johnson Albträume?«

»Manchmal. In letzter Zeit. Danke für Ihre Hilfe. Ich übernehme jetzt.«

Nachdem die Einsatzwagen fort waren, ging ich zurück ins Haus, um bei Christine zu sein. Sie schien sich ein wenig beruhigt zu haben, aber ihre Augen waren so verdammt traurig.

»Was geschieht mit mir?«, fragte sie mich. »Ich möchte mein Leben zurückhaben. *Ich komme einfach nicht von dieser Bestie los.*«

Ich wollte sie in die Arme nehmen, doch sie ließ es nicht zu,

nicht einmal unter diesen Umständen. Sie wollte nicht hören, dass sie von Geoffrey Shafer, dem Wiesel, wahrscheinlich nur geträumt hatte. Christine dankte mir, dass ich gekommen war, sagte mir jedoch auch, dass ich jetzt nach Hause fahren sollte.

»Du kannst nichts mehr für mich tun«, sagte sie.

Ich küsste das Baby und fuhr heim.

Während des Banküberfalls nannten sich die neuen Mitglieder Mr Blau, Mr Weiß, Mr Rot und Miss Grün. Punkt sieben Uhr morgens hatte Mr Weiß in einer dichten Fichtenschönung hinter dem Haus im Washingtoner Stadtviertel Woodley Park Stellung bezogen.

Wie an den drei Tagen zuvor verließ Bankdirektor Martin Casselman gegen zwanzig nach sieben sein Heim. Bevor er in den Wagen stieg, ließ er den Blick umherschweifen. Es war möglich, dass die letzten Banküberfälle in Maryland und Virginia ihm Angst gemacht hatten. Aber die meisten Menschen glaubten trotz allem, dass ihnen so etwas nie passieren könnte.

Casselmans Frau war Lehrerin an der Dumbarton Oaks Highschool. Sie unterrichtete Englisch, was Mr Blau schon immer gehasst hatte. Mrs C. würde kurz vor acht das Haus verlassen und zur Schule fahren. Beide Casselmans waren ungemein ordentlich und berechenbar, was diesen Job erleichterte.

Blau hockte sich neben eine alte Ulme, die im Sterben lag, und wartete auf den Anruf auf seinem Handy. Bis jetzt lief alles genau nach Plan, und Blau war entspannt. Ungefähr acht Minuten nachdem Martin Casselman gegangen war, klingelte das Telefon. Er drückte auf den grünen Knopf.

»Blau. Sprechen Sie.«

»Mr C. ist zu unserer Besprechung eingetroffen. Er befindet sich während unseres Gesprächs auf dem Parkplatz. Over.«

»Roger. Für meine Unterhaltung mit Mrs C. sieht alles gut aus.«

Kaum hatte Blau das Gespräch beendet, sah er Victoria Cas-

selman aus der Vordertür des Hauses kommen und hinter sich abschließen. Sie trug ein rosa Kostüm und erinnerte ihn an Farrah Fawcett in ihren besten Zeiten.

»Wo will sie denn jetzt hin, verdammt?«, sagte er verblüfft. Bei diesem Job sollte es angeblich keinerlei Überraschungen geben. Das Superhirn hatte doch alles perfekt ausgekundschaftet! *Das hier aber war keine Perfektion.*

Mr Blau ging mit schnellen Schritten durch das dichte Unterholz und das hohe Unkraut, das ihn vom Haus der Casselmanns trennte. Ihm war klar, dass er es nicht mehr rechtzeitig schaffen würde.

Fehler.

Meiner oder ihrer?

Von uns beiden! Sie geht heute Morgen zu früh! Ich bin nicht in der richtigen Stellung!

Er rannte zur Hawthorne Street, aber sie saß bereits in ihrem schwarzen Toyota Tercel und fuhr rückwärts aus der Einfahrt. Wenn sie nach rechts abbog, war alles im Eimer. Fuhr sie nach links, hatte er noch eine Chance. *Na los, Farrah-Schätzchen, nach links!*

Mr Blau zerbrach sich verzweifelt den Kopf, was er ihr zurufen könnte – etwas, das sie sofort zum Anhalten veranlasste. Aber was? Denk nach. *Denk nach!*

Braves Mädchen! Sie war nach links gefahren, und Mr Blau hielt es noch nicht für unmöglich, die beschissene Straße rechtzeitig zu erreichen, um sie aufzuhalten.

Er senkte den Kopf und rannte los. Unvermittelt spürte er eine starke Hitze in der Brust. Er konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal so ein Tempo vorgelegt hatte.

»He, können Sie mir helfen?«, rief er, so laut er konnte. »Bitte, helfen Sie mir!«

Victoria Casselman drehte den Kopf mit der blonden Haarmähne, als sie die Schreie auf der Straße hörte. Sie bremste, hielt aber nicht an.

Er musste sie aufhalten.

»Meine Frau kriegt ein Kind«, schrie Blau. »Bitte, helfen Sie mir. Meine Frau kriegt ein Kind.«

Er seufzte erleichtert, als der schwarze Wagen mitten auf der Straße hielt. Blau hoffte, dass kein neugieriger Nachbar ihn aus einem der Häuser an der Straße beobachtete. Aber eigentlich war es egal. Er musste Mrs C. aufhalten – so oder so. Immer noch nach Luft ringend, taumelte er zum Auto.

»Was ist mit Ihnen? Wo ist Ihre Frau?«, rief Victoria Caselman ihm durchs offene Fenster zu.

Mr Blau keuchte immer noch. Dann zog er eine Sig-Sauer-Pistole hervor und schlug ihr den Kolben gegen das Kinn. Victorias Kopf schnellte zur Seite. Sie schrie vor Schmerzen.

»Wir fahren zurück zum Haus!«, brüllte Mr Blau und setzte sich ins Auto. Er hielt ihr die Mündung der Pistole an die Stirn.

»Wo wollten Sie um halb acht hin? Ach, halten Sie die Schnauze. Ist mir doch scheißegal. Sie haben einen Fehler gemacht, Victoria. Einen ganz schlimmen Fehler.« Am liebsten hätte Mr Blau sie gleich auf dem Fahrersitz ihres Wagens erschossen.

In der Zweigstelle der Chase Manhattan Bank in der Nähe des Omni Shoreham Hotels in Washington fand gerade ein Überfall statt. Betsey Cavalierre und ich sprachen nicht viel auf der Fahrt vom FBI-Büro zur Bank. Wir fürchteten uns beide vor dem, was wir vorfinden würden. Betsey war ganz bei der Sache. Sie hatte eine Sirene auf unserem Wagendach befestigt, und nun rasten wir durch Washington. Es regnete wieder, und die Tropfen prasselten auf das Dach und gegen die Windschutzscheibe. Washington weinte. Dieser Albtraum wurde ständig schlimmer und schien immer schneller abzulaufen. Alles war genauso angsteinflößend und unberechenbar wie bei jedem anderen Fall von Serienmorden, an dem ich gearbeitet hatte. Es ergab keinen Sinn für mich. Eine Gruppe von Bank-

räubern – vielleicht auch mehrere Gruppen – operierte wie ein Bande Massenmörder. Die Berichterstattung in den Medien war umfassend, ja überwältigend, und die Öffentlichkeit war entsetzt – und das zu Recht. Die Banken waren empört, dass die Überfälle und Morde noch nicht gestoppt werden konnten.

Das Heulen der Polizeisirenen riss mich aus meinen Tagträumen. Der schrille Chor ließ mir die Haare zu Berge stehen. Dann sah ich das blauweiße Schild der Chase Bank.

Betsey hielt einen Block entfernt, an der Achtundzwanzigsten Straße. Näher konnten wir mit dem Wagen nicht heran. Trotz des starken Regens waren an die hundert Schaulustige sowie Dutzende von Krankenwagen und Streifenwagen eingetroffen, sogar ein Wagen der Feuerwehr.

Wir liefen durch den strömenden Regen zu einem bescheidenen Gebäude aus rotem Backstein an der Ecke der Calvert Street. Ich war Betsey ein paar Schritte voraus, aber sie folgte mir dicht auf den Fersen.

»Metro-Polizei. Detective Cross«, sagte ich und zeigte meine Marke einem Streifenpolizisten, der versuchte, den Weg zum Parkplatz der Bank abzusperren. Sobald er die goldene Marke sah, trat er beiseite.

Immer noch heulten verschiedene Sirenen, und ich fragte mich nach dem Grund. Sobald ich die Eingangshalle der Bank betrat, wusste ich warum. Ich zählte fünf Leichen. Angestellte und der Direktor: drei Frauen, zwei Männer. Alle waren erschossen worden. Wieder ein Massaker, wahrscheinlich das Schlimmste bis jetzt.

»Warum? Mein Gott!«, stammelte Agentin Cavalierre neben mir. Sie hielt sich einige Sekunden lang an meinem Arm fest, bevor es ihr bewusst wurde, und ließ mich dann los.

Ein FBI-Agent kam zu uns. Er hieß James Walsh; ich erinnerte mich an unser erstes Treffen im Außenbüro des FBI. »Fünf Tote. Alles Angestellte der Bank«, sagte Walsh.

»Gab es wieder eine Geiselnahme?«, fragte Betsey.

Walsh schüttelte den Kopf. »Die Frau des Direktors ist auch tot. Aus nächster Nähe erschossen. Hingerichtet, aus welchem Grund wissen wir nicht ... Betsey, sie haben einen Überlebenden in der Bank zurückgelassen. Er hat eine Botschaft für Sie und Detective Cross. Sie stammt von jemandem, der sich Superhirn nennt.«

Der Überlebende hieß Arthur Strickland. Man hatte ihn ins Büro des ermordeten Direktors gebracht, so weit wie möglich von der Presse entfernt. Er war der Sicherheitsmann der Bank.

Strickland war ein hoch gewachsener, gut gebauter Mann Ende vierzig. Er sah körperlich beeindruckend aus, stand aber unter Schock. Schweißperlen bedeckten sein Gesicht und seinen dichten Schnurrbart. Auch sein hellblaues Uniformhemd war schweißgetränkt.

Betsey ging zu ihm. »Ich bin Agentin Cavalierre vom FBI. Ich leite hier die Ermittlungen, Mr Strickland. Das ist Detective Cross von der Washingtoner Polizei. Ich habe gehört, dass Sie eine Botschaft für uns haben«, sagte sie leise und mitfühlend.

Plötzlich brach der kräftige Mann zusammen. Er schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte. Strickland brauchte über eine Minute, ehe er sich so weit gefasst hatte, dass er sprechen konnte.

»Es waren so nette Menschen. Sie waren meine Freunde«, sagte er. »Ich sollte sie beschützen ... und natürlich auch unsere Kunden.«

»Es ist schrecklich, was hier passiert ist, aber Sie trifft keine Schuld daran«, sagte Betsey zu ihm. Sie bemühte sich, freundlich zu sein und den Mann zu beruhigen, und das gelang ihr hervorragend. »Warum haben die Täter alle anderen erschossen, Sie aber nicht?«

Der Sicherheitsmann schüttelte verzweifelt den Kopf. »Sie haben mich zusammen mit den anderen in Schach gehalten ... draußen in der Halle. Es waren zwei. Dann haben sie uns be-

fohlen, uns mit dem Gesicht nach unten auf den Boden zu legen. Sie haben gesagt, dass sie um Viertel nach acht aus der Bank raus sein müssten. Auf keinen Fall später. Und keine Fehler. Das haben sie mehrmals gesagt. Keinen Alarm. Nicht auf irgendeinen Knopfdrücken.«

»Haben sie denn die Bank zu spät verlassen?«, fragte ich Arthur Strickland.

»Nein, Sir!«, antwortete der Mann. »Das ist es ja gerade. Sie hätten pünktlich abhauen können. Aber sie schienen es nicht zu wollen. Sie haben mir befohlen, aufzustehen. Ich dachte, dass sie mich gleich erschießen würden. Verdammtd, ich war in Vietnam, aber solche Angst hab ich noch nie gehabt.«

»Und die Täter haben Ihnen eine Botschaft für uns mitgegeben?«, fragte ich weiter.

»Ja, Sir. Eine Botschaft für Sie beide. ›Mögen Sie diese Bank?‹, hat mich der eine gefragt. Ich habe gesagt, dass ich meine Arbeit mag. Dann hat er mich ein dämliches Arschloch genannt und gesagt, dass ich ihr Bote sein soll. Ich solle FBI-Agentin Cavalierre und Detective Cross sagen, dass man in der Bank einen Fehler gemacht habe. Und dass es keine weiteren Fehler geben dürfe. Das hat er mehrere Male wiederholt: ›Keine weiteren Fehler.‹ Dann hat er befohlen: ›Sag ihnen, diese Botschaft kommt vom Superhirn.‹ Und dann haben sie alle anderen erschossen. Sie haben sie einfach abgeknallt, als sie wehrlos auf dem Boden lagen – kaltblütig, gnadenlos. Es ist alles meine Schuld. Ich war der Dienst habende Sicherheitsmann der Bank. Ich habe es zugelassen!«

»Nein, Mr Strickland«, sagte Betsey. »Sie trifft keine Schuld. Sie nicht – aber uns.«

Keine weiteren Fehler.

Das Superhirn wusste alles über Betsey Cavalierre vom FBI und über Detective Cross von der Washingtoner Polizei. Er triumphierte über alle, sogar über die Bullen, die mit dem Fall

betraut waren. Sie waren jetzt Teil seines Plans.

Es war ein herrlicher Tag für einen Ausflug aufs Land, außerhalb Washingtons. Die Lilien und Sonnenblumen blühten, und der Himmel war azurblau und klar; nur im Osten und Westen waren ein paar Wolken zu sehen.

Die für den letzten Bankraub zuständige Mannschaft hielt sich in einem Farmhaus südlich von Hayfield, Virginia, auf. Es stand etwas mehr als achtzig Meilen südwestlich von Washington, fast schon in West Virginia.

Er fuhr auf der Schotterstraße um eine Biegung und sah das Heck von Mr Blaus Kombi aus einer verblichenen roten Scheune ragen. Zwei Hunde liefen auf dem Hof umher und jagten Kuhfliegen. Noch sah er kein Bandenmitglied, auch keine der Freundinnen, aber er hörte ihre laute Rock'n'Roll-Musik: hauptsächlich Gitarren – Rock, wie er in den Südstaaten beliebt war und von morgens bis abends gespielt wurde.

Er betrat das große Wohnzimmer der Farm, das zu einem Lagerraum umgebaut worden war. Er sah Mr Blau, Mr Rot, Mr Weiß samt Freundinnen und Miss Grün. Er roch frischen Kaffee. An einer Wand lehnte ein Besen, was verriet, dass die anderen vor seiner Ankunft ein wenig sauber gemacht hatten. Neben dem Besen stand ein Präzisionsgewehr von Heckler und Koch.

»Hallo, alle miteinander«, sagte er und winkte scheu – *ganz seine Art*. Er lächelte, wusste jedoch, dass sie ihn alle für einen arroganten Arsch hielten. Aber das war in Ordnung. Miss Grün betrachtete ihn, als wäre er ein Blödmann, der scharf auf sie war.

»Hallo, mon professeur«, sagte Blau und schenkte ihm ein so unaufrichtiges Grinsen, dass es wehtat. Das Superhirn ließ sich nicht täuschen. Mr Blau war ein eiskalter Mörder. Deshalb hatte er ihn für die Überfälle auf die First Union und die Chase ausgewählt. Alle hier waren Killer, sogar die drei Tussis.

»Pizza!« Er hielt zwei Schachteln und eine Papiertüte hoch.

»Ich habe Pizza mitgebracht und eine Flasche ausgezeichneten Chianti.«

Mordsspaß, dachte er.

Mordmaschine.

Mordzeit.

Mordidee.

Mörderisches Gelände.

Die Lippen des Superhirns verzogen sich bei diesem Wortspiel zu einem schmalen Lächeln. Aber diese Andeutung eines Lächelns fühlte sich unangenehm auf seinem Gesicht an, falsch und gezwungen. Es war erst kurz nach vier Uhr nachmittags und immer noch strahlend sonnig. Er hatte einen schönen Spaziergang auf den Feldern gemacht. Er hatte alles genau durchdacht. Jetzt kehrte er zum Farmhaus zurück.

Er betrat es durch die vordere Fliegengittertür und ließ den Blick über die Leichen gleiten. Die Bewohner der Farm waren tot – alle sechs. Ihre Körper waren schrecklich verkrampt, so wie Metall nach einem Großbrand gewunden und verdreht ist. Er hatte dieses Phänomen einmal gesehen, nach einem Feuersturm, der hier in Kalifornien, in den Hügeln außerhalb Berkeleys gewütet hatte. Diese reine, schlichte Schönheit der Naturkatastrophe hatte ihm sehr gefallen.

Er blieb stehen und betrachtete die Toten. Sie alle waren Mörder, und deshalb hatten sie leiden müssen. Diesmal hatte er ein anderes Gift gewählt. Interessanterweise war dieses Anti-depressivum am wirkungsvollsten, wenn man es mit Käse oder Rotwein einnahm, besonders mit Chianti. Diese chemische Mischung führte zu einem plötzlichen Anstieg des Blutdrucks, gefolgt von Hirnblutungen und anschließendem Kreislaufkollaps. *Voilà!*

Er betrachtete die Leichen genauer, es war ungemein faszinierend. Ihre Pupillen waren geweitet. Die Münden geöffnet und zu grässlichen Schreien verzerrt. Geschwollene bläuliche

Zungen hingen aus den Mundwinkeln. Jetzt musste man sie nur noch fortschaffen. Er musste die Leichen so verschwinden lassen, als hätten sie nie existiert.

Eine der jungen Frauen, Gersh Adamson, lag in der Nähe der Eingangstür. Sie hatte hinauslaufen wollen, richtig? Gut für sie. Sie war Miss Grün, eine zierliche blonde Lady, die behauptet hatte, einundzwanzig zu sein; jetzt aber sah sie nicht älter als fünfzehn aus. Ihr Mund war von einem qualvollen Schrei verzerrt. Er genoss diesen Anblick in vollen Zügen. Er konnte die Augen kaum von Gersh Adamsons Lippen abwenden.

Seiner Berechnung nach war sie am leichtesten zu tragen. Sie wog wohl kaum mehr als fünfzig Kilo.

»Hallo, Miss Grün. Wissen Sie, ich habe Sie immer gemocht. Aber ich bin ein bisschen schüchtern ... ich sollte wohl besser sagen, ich war früher mal *scheu*. Aber ich komme drüber weg.«

Er berührte ihre kleinen Brüste. Er war verblüfft, als er feststellte, dass Miss Grün unter der Bluse einen Stützbüstenhalter trug. Offenbar war sie doch nicht die kleine Hippie-Tussi, für die sie sich ausgab. Er knöpfte ihre Bluse auf, zog sie ihr aus und starrte auf die Brüste.

Dann öffnete er die Jeans der toten jungen Frau und steckte einen Finger in ihr Höschen. Der Körper war ein bisschen kalt. Im Nabel trug sie einen Silberring. Er berührte ihn und zog daran wie am Verschluss einer Getränkedose.

Sie trug sattingraue Plateauschuhe. Auch diese zog er vorsichtig von ihren Füßen. Dann streifte er ihr die enge Jeans herunter. Miss Grüns Zehennägel waren leuchtend blau lackiert.

Das Superhirn löste den Verschluss des Büstenhalters und knetete die kleinen Brüste. Er rieb sie zwischen den Handflächen. Kniff in die winzigen, makellosen Brustwarzen. Darauf war er schon scharf gewesen, seit er sie zum ersten Mal gesehen hatte. Er wollte ihr ein bisschen wehtun – vielleicht auch

sehr wehtun.

Er schaute durchs Fenster des Farmhauses, dann wieder auf die Leichen. »Ich beleidige doch keinen von euch durch mein unanständiges Tun, oder?«, fragte er.

Er schleifte Miss Grün an den bloßen Füßen zu dem verblichenen Teppich in der Mitte des Zimmers. Dann zog er seine Hosen aus. Er bekam einen Steifen. Das gelang ihm normalerweise nicht mehr. Vielleicht hatte das FBI Recht: Er war vielleicht doch ein Mörder mit einem bestimmten Verhaltensmuster. Vielleicht fing er jetzt erst an, richtig zu verstehen, wer er in Wirklichkeit war.

»Ich bin ein Ghul. Ein Unhold mit makabren Gelüsten«, sagte das Superhirn. Dann schob er das Höschen der Toten herunter und drang gewaltsam in sie ein. »Ich bin verrückt, Miss Grün, und das ist der größte Witz von allen ...«, keuchte er. »Ich bin derjenige, der verrückt ist. Wenn das die Polizei wüsste. Was für ein ... überaus wichtiger ... Hinweis ...«

DRITTES BUCH

**MITGEFANGEN
MITGEHANGEN**

Drei Tage waren ohne einen weiteren Überfall vergangen. Einer davon war ein Samstag, und so konnte ich den Nachmittag mit dem kleinen Alex verbringen. Gegen sechs Uhr brachte ich ihn schließlich zurück zu Christine.

Ehe wir hineingingen, trug ich den kleinen Alex noch im Blumengarten hinter ihrem Haus in Mitchellville umher. Ich nannte es gern ihren »Landsitz«. Der Garten war prachtvoll. Christine hatte alles selbst gepflanzt und aufgezogen. Verschiedene Rosen standen dort: Teerosen, Floribunda und Grandiflora. Das erinnerte mich daran, wie sie vor der Entführung auf den Bermudas gewesen war. Alles an diesem Garten war schön anzuschauen. Das war wohl der Grund, weshalb ich so verdammtd traurig war, dass ich ohne sie hier sein musste.

Ich trug den Jungen auf der Hüfte, sprach zu ihm und zeigte ihm den gepflegten Rasen, eine Trauerweide, den Himmel und die untergehende Sonne. Dann zeigte ich ihm, wie ähnlich unsere Gesichter waren: die Nasen, die Augen und der Mund. Alle paar Minuten blieb ich stehen, um Alex auf die Wange, den Nacken oder den Scheitel zu küssen.

»Riechst du die Rosen?«, flüsterte ich.

Ein paar Minuten später sah ich Christine eilig das Haus verlassen. Sie wirkte sehr entschlossen. Ihre Schwester Natalie folgte ihr auf den Fersen. Zum Schutz? Ich hatte das Gefühl, dass die beiden sich gleich auf mich stürzen wollten.

»Alex, wir müssen miteinander reden«, sagte Christine, als sie vor mir im Garten stand. »Natalie, kannst du ein paar Minuten auf das Baby aufpassen?«

Widerstrebend reichte ich Natalie den kleinen Alex. Es hörte sich nicht so an, als hätte ich eine Wahl. Christine hatte sich in den vergangenen Monaten sehr verändert. Manchmal hatte ich das Gefühl, sie überhaupt nicht mehr zu kennen. Vielleicht

hing das alles mit ihren Albträumen zusammen. Sie schienen nicht nachzulassen.

»Ich muss einige Dinge loswerden. Sag nichts, bitte!«, begann sie.

Ich biss mir auf die Zunge. So war es nun schon seit Monaten zwischen uns. Ich bemerkte, dass ihre Augen rot gerändert waren. Sie hatte geweint.

»Du bist wieder mit der Aufklärung eines neuen Mordfalls beschäftigt, Alex. Ich nehme an, das ist gut so – es ist dein Leben. Offensichtlich bist du auf dem Gebiet ja auch besonders fähig.«

Ich konnte den Mund nicht halten. »Ich habe dir angeboten, den Polizeidienst zu verlassen und eine Privatpraxis aufzumachen. Das Angebot steht immer noch, Christine.«

Sie machte eine finstere Miene und schüttelte den Kopf. »Ich fühle mich sehr geehrt.«

»Ich will keinen Streit mit dir«, sagte ich. »Tut mir Leid, sprich weiter. Ich wollte dich nicht unterbrechen.«

»Ich kann hier in Washington nicht mehr leben. Ich habe ständig Angst ... ich bin *starr vor* Angst. Ich hasse es, in die Schule zu gehen. Ich habe das Gefühl, als hätte man mir mein Leben weggenommen. Erst George, dann das, was auf den Bermudas geschehen ist ... Ich habe Angst, dass Shafer wieder kommt und mich tötet.«

»Das wird er nicht, Christine.«

»Sag das nicht!« Sie hob die Stimme. »*Das weißt du doch gar nicht. Du kannst es nicht wissen!*«

Ich hatte keine Ahnung, worauf Christine hinauswollte, aber sie schien kurz vor einem Zusammenbruch zu stehen. Es war so wie an dem Abend, als sie den Albtraum gehabt hatte und dachte, dass Geoffrey Shafer in ihrem Haus war.

»Ich ziehe weg aus Washington und Umgebung«, erklärte sie. »Sobald das Schuljahr vorüber ist, gehe ich fort. Ich will

nicht, dass du weißt, wohin ich ziehe. Und ich will nicht, dass du nach mir suchst. Bitte, spiel bei mir nicht den Polizisten, Alex. *Und auch nicht den Seelenklempner.«*

Ich konnte nicht glauben, was ich hörte. So etwas hatte ich wirklich nicht erwartet. Ich stand sprachlos da und starre Christine an. Ich glaube nicht, dass ich mich je im Leben so am Boden zerstört gefühlt habe, so tieftraurig und so allein. Ich fühlte mich ausgeöhlt und leer.

»Und was ist mit dem Baby?«, fragte ich schließlich flüsternd. Meine Stimme klang heiser, als wäre mir die Kehle zugeschnürt.

Plötzlich traten ihr Tränen in die wunderschönen Augen. Christine fing an zu schluchzen und zu zittern. Unkontrollierbar. »Ich kann Alex nicht mitnehmen. Nicht in dem Zustand, in dem ich mich befinden. Nicht *so*. Das Baby soll fürs Erste bei dir und Nana bleiben.«

Ich wollte sprechen, brachte aber nichts heraus. Kein Wort. Christine hielt kurz Blickkontakt mit mir. Ihre Augen waren so traurig, so verletzt, so verwirrt. Dann wandte sie sich ab, ging zurück zum Haus und verschwand darin.

Ich war wütend und traurig und fraß alles in mich hinein. Ich wusste, dass es ein Fehler war und alles nur noch schlimmer machte. *Arzt, heile dich selbst!*

Sonntagmorgen traf ich zufällig meine Psychiaterin, Adele Finaly, in der Kirche. Wir besuchten mit unseren Familien den Gottesdienst um neun Uhr. Wir gingen ins Vestibül, um zu reden. Adele hatte offensichtlich etwas in meinen Augen gelesen. Ihr entgeht kaum etwas, und sie kennt mich inzwischen gut, da ich seit fast vier Jahren zu ihr gehe.

»Ist Ihre Katze Rosie gestorben oder so?«, fragte sie und lächelte.

»Rosie geht es bestens, Adele. Mir auch. Danke der Nachfrage.«

»Aha. Sehen Sie deshalb so aus wie Ali am Morgen nach dem Kampf gegen Joe Frazier in Manila? Können Sie mir das näher erklären? Außerdem haben Sie sich für die Kirche nicht rasiert.«

»Was für ein hübsches Kleid«, sagte ich. »Die Farbe steht Ihnen hervorragend.«

Adele machte ein düsteres Gesicht und ließ sich nicht beirren. »Richtig. Grau ist eindeutig nicht meine Farbe, Alex. Was ist los?«

»Nichts, alles bestens.«

Adele zündete eine Opferkerze an. »Ich liebe diese Magie«, flüsterte sie und lächelte schelmisch. »Ich habe Sie schon eine Zeit lang nicht gesehen, Alex. Das ist entweder sehr gut oder sehr schlecht.«

Auch ich zündete eine Kerze an und sprach ein Gebet. »Lieber Gott, wache weiter über Jannie. Außerdem wünschte ich, Christine würde nicht aus Washington wegziehen. Ich weiß, dass du mich wieder auf die Probestellst.«

Adele zuckte zusammen, als hätte sie sich verbrannt. Sie löste den Blick von der flackernden Kerzenflamme und schaute mir in die Augen. »Oh, Alex. Das tut mir Leid. Mehr Proben brauchen Sie wirklich nicht.«

»Mir geht's gut«, versicherte ich ihr. Ich wollte das Thema nicht vertiefen, nicht einmal mit Adele.

»Ach, Alex, Alex.« Sie schüttelte den Kopf. »Das können Sie mir doch nicht weismachen.«

»Mir geht es wirklich gut.«

Adele schaute mich an, der Verzweiflung nahe. »Na schön. Das kostet hundert für eine Sitzung. Sie können es in den Klinigelbeutel tun.«

Dann ging sie zurück zu ihrer Familie, die bereits auf halber Strecke des Mittelgangs Platz genommen hatte. Sie drehte sich noch einmal um, schaute mich an, lächelte aber nicht mehr.

Als ich in unsere Kirchenbank kam, fragte Damon mich, wer

die hübsche Dame gewesen sei, mit der ich hinten in der Kirche gesprochen hatte.

»Sie ist Ärztin. Eine Freundin«, sagte ich, und das stimmte ja auch.

»Ist sie deine Ärztin? Was für eine Ärztin ist sie? Sie sieht aus, als wäre sie wütend auf dich«, flüsterte er. »Was hast du angestellt?«

»Ich habe nichts angestellt«, flüsterte ich Damon zu. »Habe ich kein Recht auf ein Privatleben?«

»Nein. Außerdem sind wir in der Kirche. Na los, ich hör mir deine Beichte an.«

»Ich habe dir nichts zu beichten. Mir geht's prima. Alles bestens. Ich lebe in Frieden mit der Welt. Ich könnte nicht glücklicher sein.«

Damon schaute mich ebenso verzweifelt an wie zuvor Adele. Dann schüttelte er den Kopf und wandte sich ab. Er glaubte mir auch nicht. Als der Klingelbeutel kam, legte ich hundert Dollar hinein.

Das Superhirn hielt einen sehr knappen Zeitplan ein. Die Uhr in seinem Kopf tickte laut. Sie tickte ständig.

Die beste Mannschaft für Banküberfälle, die crème de la crème, sollte sich mit ihm in seiner Suite im Holiday Inn treffen, in der Nähe vom Colonial Village in Washington. Selbstverständlich erschienen die Leute pünktlich. Das war seine Bedingung für das Treffen gewesen.

Brian Macdougall stolzierte allen voran in die Suite. Das Superhirn lächelte über die absurd überhebliche Art, die Macdougall an den Tag legte – er hatte gewusst, dass der Bursche als Erster das Zimmer betreten würde. Ihm folgten seine Untergebenen, B. J. Stringer und Robert Shaw. *Die drei sehen wirklich nicht nach Meisterdieben aus*, dachte er. Zwei der drei Männer trugen die gleichen königsblau-weißen T-Shirts der Softball-Liga Long Island.

»Mr O’Malley und Mr Crews?«, fragte das Superhirn hinter dem Schirm greller Scheinwerfer, die verhinderten, dass die anderen ihn sahen. »Wo sind sie, wenn die Frage gestattet ist?«

Macdougall sprach für die Gruppe. »Sie müssen heute arbeiten. Sie haben uns ziemlich kurzfristig herbestellt, Partner. Drei von uns haben den Vormittag frei genommen. Es hätte Verdacht erregt, hätten wir uns alle krankgemeldet.«

Das Superhirn beobachtete die drei Kerle aus New York, die außerhalb der Scheinwerfer saßen. Jeder sah wie Otto Normalverbraucher aus. In Wahrheit bildeten sie die gefährlichste aller Mannschaften, die er für die Banküberfälle eingesetzt hatte. Sie waren genau das, was er für den nächsten Test brauchte.

»Also, was soll das hier? Sollen wir Ihnen vorsingen?«, fragte Macdougall. Er trug ein schwarzes Seidenhemd, schwarze Hosen und schwarze Schuhe. Das Haar hatte er straff nach hinten gekämmt. Außerdem hatte er einen Spitzbart.

»Vorsingen? Nein, keineswegs. Der Job gehört Ihnen, wenn Sie wollen. Ich kenne Ihre Arbeitsweise. Ich weiß alles über Sie. Ich kenne Ihre bisherigen Ergebnisse.«

Macdougall starrte in die grellen Lichter vor ihm, als könne er durch sie hindurchblicken. »Für so eine Absprache muss man dem Partner ins Gesicht sehen«, erklärte er knallhart. »*Nur so* erledigen wir den Job.«

Das Superhirn stand abrupt auf. Er war wütend, wie vom Donner gerührt. Die Beine seines Stuhls scharrten über den Boden. »Das ist unmöglich. Darüber waren Sie von Anfang an informiert. Die Besprechung ist *beendet!*«

Betroffenes Schweigen breitete sich aus. Macdougall schaute zu Stringer und Shaw hinüber. Dann kratzte er sich mehrmals am Bart. Unvermittelt lachte er auf. »Ich habe Sie bloß auf die Probe gestellt, Partner. Ich schätze, wir überleben es, dass wir Ihr Gesicht nicht sehen – wenn Sie unseren Lohn dabeihaben.«

»Ich habe das Geld, Gentlemen. Fünfzigtausend Dollar. Nur für dieses Gespräch mit mir. Ich halte immer meine Verspre-

chen.«

»Und wir können mit dem Geld verschwinden, wenn uns Ihr Plan für den Job nicht gefällt?«

Jetzt war die Reihe am Superhirn, zu lächeln. »Der Plan wird Ihnen gefallen«, sagte er. »Besonders der Teil, bei dem es um Ihren Anteil geht – fünfzehn Millionen Dollar.«

Hat er fünfzehn Millionen gesagt?«

»Genau das hat der Knilch gesagt. Was, zum Teufel, sollen wir ausrauben?«

Vincent O’Malley und Jimmy Crews waren an diesem Tag nicht zur Arbeit erschienen. Sie warteten in einem Toyota Camry und einem Honda Acura und waren per Funk miteinander verbunden. Ihre Autos parkten auf gegenüberliegenden Seiten des Holiday Inn in Washington. Sie warteten, dass das Superhirn hier draußen auftauchte; dann wollten sie ihm folgen und herausfinden, wer er wirklich war.

O’Malley und Crews hörten die Besprechung mit, die ihre Partner mit dem Superhirn führten, denn Brian Mac-dougall war verdrahtet. Sie hörten, wie von *fünfzehn Millionen* gesprochen wurde und fragten sich, um welch verfluchten Job es sich handeln könnte. Der Typ, der sich Superhirn nannte, war wirklich eine seltsame Nummer. Er redete ... nein, eigentlich hielt er einen Vortrag, als wäre dieser wahnwitzige Auftrag ein Spaziergang im Park. Sechs bis acht Stunden Arbeit, dreißig Millionen, die geteilt werden mussten. Am beeindruckendsten war, dass der Bursche sämtliche knallharten Fragen Macdougalls locker beantwortete.

O’Malley funkte Crews im anderen Wagen an. »Hörst du diesen Scheiß, Jimmy? Kannst du das fassen?«

»Er hat meine ungeteilte Aufmerksamkeit. Ich würde jetzt für mein Leben gern den dämlichen Ausdruck auf Macdougalls Gesicht sehen. Dieses Arschloch hat ihn voll im Griff. Hört sich an, als wüsste er *alles* über Brian. He, ich glaube, die Be-

sprechung ist gleich zu Ende.«

O'Malley und Crews schwiegen die nächsten paar Minuten. Dann meldete sich O'Malley. »Er ist vor dem Hotel. Ich sehe ihn, Jimmy. Er ist zu Fuß. Jetzt geht er die Sechzehnte Straße nach Süden runter. Scheint sich keine Sorgen zu machen, dass ihm jemand folgt. Ich bin an ihm dran.«

»Vielleicht ist er doch nicht superintelligent«, meinte Crews.

O'Malley lachte. »Scheiße. Ich hatte gehofft, dass er so intelligent *ist*.«

»Ich fahre parallel die Vierzehnte runter«, sagte Crews.
»Wie sieht er aus? Was hat er an?«

»Ein großer Kerl. Weißer. Knapp zwei Meter. Bart ... vielleicht ein falscher. Langes Haar. Ziemlich unauffällige Klamotten. Dunkle Sportjacke und Hose, blaues Hemd ... Er legt ein ganz schönes Tempo vor. Jetzt joggt er los. Verlässt die Hauptstraße und rennt zurück über einen Hof. Verfluchte Kiste, der Hurensohn ist schnell! Los geht's, Jimmy!«

Vincent O'Malley sprang aus dem Wagen und folgte dem Superhirn. Er hielt sich dicht bei den Ahornbäumen und Eichen, die die meisten Wohnblocks an der Straße säumten. Dabei erstattete er Crews Bericht. »Er läuft in den Wald beim Shepherd Park. Der Hurensohn will uns entwischen. Stell dir das vor!«

O'Malley verfolgte das Superhirn, so gut es ging, konnte aber nicht Schritt halten. Der Kerl war ein verdammter Langstreckenläufer. Er sah zwar nicht so aus, aber er war schnell und ausdauernd.

Schließlich verlor O'Malley ihn. »Jetzt ist er weg! Verfluchte Scheiße! Er ist mir entwischt, Jimmy. Ich sehe ihn nirgends. Das ist gar nicht gut.«

Crews entdeckte ihn. »*Ich sehe den Burschen!* Ich bin auch zu Fuß. Der Penner rennt wie ein Taschendieb mit meinem Portemonnaie.«

»Kannst du an ihm dranbleiben?«

»Ich hoffe. Mal sehen. Für fünfzehn Millionen Dollar bleib ich bis zum Arsch der Welt an ihm dran.«

Schließlich tauchte das Superhirn aus dem Wald auf und lief in eine Seitenstraße mit Backsteinbauten. Crews keuchte, als er ins Mikrofon sprach. »Gott sei Dank, dass ich jeden Tag jogge. Der Typ aber wohl auch. Jetzt läuft er auf dem Morningside Drive ... Verdammt, jetzt rennt er wieder in den Scheißwald ... wird schneller. Der Wichser trainiert wohl auf der Bergstraße durch die Appalachen.«

Es kam zu einem unglaublichen Katz-und-Maus-Spiel. Obwohl O’Malley und Crews gute Läufer waren, verloren sie ihre Beute während der nächsten zwanzig Minuten noch zweimal. Sie waren jetzt meilenweit vom Holiday Inn entfernt, irgendwo südlich vom Walter-Reed-Armeekrankenhaus.

Dann entdeckte Crews ihn auf einer schmalen Straße, die Powhaten Place hieß. Das Superhirn bog plötzlich ab, anscheinend in irgendeinen Hinterhof. Crews folgte. Dann sah er ein Metallschild und konnte kaum fassen, was darauf stand.

Crews berichtete alles O’Malley. Dann sprach er mit Brian Macdougall, der sich ebenfalls an der fröhlichen Schnitzeljagd beteiligt hatte.

Crews konnte die Ironie nicht aus der Stimme verbannen. »Ich weiß, wo der Kerl ist, Kumpels. Das haltet ihr im Kopf nicht aus – der Typ steckt im Irrenhaus! Der Arsch ist auf dem Gelände von ‘ner psychiatrischen Klinik, die Hazelwood heißt. Und jetzt habe ich ihn wieder verloren!«

Montagmorgen erhielt ich sehr früh einen Anruf. Ich sollte mich mit Kyle Craig und Betsey Cavalierre im Hoover-Gebäude an der Ecke Zehnte Straße und Pennsylvania Avenue treffen. Sie wollten, dass ich um acht Uhr im Büro des Direktors erschien. Eine »Notstandsbesprechung« war anberaumt worden.

Das Hoover-Gebäude wird auch der »Puzzle-Palast« genannt

– der Grund war offensichtlich. Kyle und Betsey warteten schon, als ich den Konferenzraum des FBI-Direktors betrat. Betsey sah ungewöhnlich angespannt aus. Sie hatte die zierlichen Hände zu Fausten geballt. Die Knöchel waren weiß.

Ich tat so, als wäre ich verärgert, weil Direktor Burns noch nicht da war. »Er ist spät dran«, sagte ich. »Lasst uns abhauen. Wir haben Besseres zu tun.«

Genau in diesem Moment öffnete sich eine der polierten Eichentüren, die ins Zimmer führten. Ich kannte beide Männer, die eintraten. Keiner schaute glücklich drein. Der eine war der FBI-Direktor Ronald Burns, den ich während der Casanova-Morde in Durham und Chapel Hill, North Carolina, kennen gelernt hatte. Der andere war Justizminister Richard Pollett. Ihm war ich begegnet, als ich an einem Fall gearbeitet hatte, in den der Präsident verstrickt war.

»Wegen dieser Raubmorde stehen wir ganz schön unter Druck. Die Großbanken, Wall Street«, sagte Pollett zu Kyle. Er nickte in meine Richtung. »Hallo, Detective.« Dann schaute er Betsey an. »Tut mir Leid, aber wir sind uns noch nicht begegnet.«

»Ich bin Betsey Cavalierre, Agentin im gehobenen Dienst«, sagte sie und stand auf, um dem Minister die Hand zu schütteln. »Ich bin die Einsatzleiterin.«

»Ach, Miss Cavalierre leitet die Ermittlungen?«, fragte Pollett Direktor Burns.

»Ja, allerdings«, beantwortete Kyle die Frage. »Es ist ihr Fall.«

Minister Pollett heftete seinen eindringlichen Blick auf sie. »Na schön, Sie leiten also die Ermittlungen. Und wo sind die Ergebnisse, Miss Cavalierre? Ich bin in dieses Zimmer gekommen, um ein paar Köpfe rollen zu lassen. Nennen Sie mir einen Grund, weshalb ich das nicht tun sollte.« Richard Pollett hatte eine große und erfolgreiche Investment-Firma an der Wall Street geleitet, ehe er nach Washington gekommen war.

Er hatte von Polizeiarbeit keinen blassen Schimmer, war aber der Meinung, er sei klug genug, alles zu durchschauen, sobald er über einige Fakten verfüge.

»Haben Sie jemals bei einer landesweiten Menschenjagd mitgemacht?« Betsey blickte ihm unerschrocken in die Augen.

»Ich glaube nicht, dass diese Frage relevant ist«, erwiderte der Minister trocken. »Ich habe einige sehr wichtige Untersuchungen geleitet, und ich habe immer *Ergebnisse* erzielt.«

»Die Überfälle sind sehr schnell nacheinander erfolgt«, erklärte ich Pollett. »Offensichtlich haben wir bei null angefangen. Jetzt wissen wir immerhin, dass ein einziger Mann die Überfälle und Morde bei der Citibank, der First Union, der First Virginia und der Chase geplant hat. Wir wissen, dass er Teams zusammenstellt, die bereit sind, zu töten. *Er ist nur daran interessiert, Killer zu rekrutieren.*

»Unser Profil weist darauf hin, dass er ein männlicher Weißer ist, zwischen fünfunddreißig und fünfzig Jahre alt. Wahrscheinlich hat er eine sehr gute Schulbildung und verfügt über ausgezeichnete Kenntnisse, was Banken und deren Sicherheitssysteme betrifft. Vielleicht hat er in der Vergangenheit für ein Geldinstitut gearbeitet, oder für mehrere, und möglicherweise hegt er irgendeinen Hass gegen Banken. Er raubt sie wegen des Geldes aus, aber die Morde sind offenbar Racheakte. Letzteres wissen wir allerdings nicht mit Sicherheit.«

Ich schaute in die Runde. Alle lauschten mir andächtig, ohne zu widersprechen. »Vor wenigen Tagen haben wir einen Mann namens Tony Brophy gefunden und vernommen. Er war für einen der Jobs rekrutiert worden, wurde dann jedoch abgelehnt. Er war nicht kaltschnäuzig genug. Er war kein Killer.«

Betsey meldete sich zu Wort. »Wir haben über zweihundert Agenten draußen. Bei dem Überfall auf die Chase in Washington haben wir sie nur knapp verpasst, nur um wenige Minuten«, sagte sie. »Wir wissen, dass er sich selbst das Superhirn nennt. In relativ kurzer Zeit haben wir große Fortschritte er-

zielt.«

Pollett wandte sich an den FBI-Direktor und nickte knapp. »Ich bin keineswegs zufrieden, aber zumindest habe ich ein paar Antworten bekommen. Es ist Ihre Aufgabe, Ron, dieses Superhirn zu fassen. Tun Sie es! Denn was da geschehen ist, lässt unsere gesamten finanziellen Systeme verletzbar erscheinen. Die Meinungsumfragen besagen, dass das Vertrauen in die Banken gesunken ist. Und das ist eine Katastrophe für dieses Land. Ich nehme an, Ihr *Superhirn* hat das bereits herausgefunden.«

Zehn Minuten später fuhren Betsey Cavalierre und ich mit dem Fahrstuhl in die Tiefgarage des FBI. Kyle war mit Direktor Burns zurückgeblieben.

Als wir ins Kellergeschoss kamen, sagte Betsey: »Ich schulde Ihnen einen Gefallen für vorhin. Sie haben mich in letzter Sekunde gerettet. Ich war verdammt nahe daran, meine Wut an diesem arroganten Wall-Street-Arschloch auszulassen.«

Ich schaute sie an, und ein Lächeln legte sich auf meine Lippen. »Sie sind sehr temperamentvoll. Und ich hoffe sehr, Sie hegen keinen Groll gegen das Big Business oder die Banken.«

Endlich grinste sie. »Und ob! Wer nicht?«

Ich verbrachte die nächsten Stunden bei Jannie im Krankenhaus. Wieder erklärte sie mir, Ärztin werden zu wollen, und sie redete tatsächlich, als wäre sie wild entschlossen, ihr medizinisches Staatsexamen abzulegen. Sie genoss es, Wörter wie pilozytisches Astrozytom (ihr Tumor), Prothrombin (ein Plasmaprotein, das man bei der Blutverdickung benutzt) und Kontrastmittel (Farbemittel, das man bei ihrer Computertomographie am Morgen verwendet hatte) zu benutzen.

»Ich bin wieder da«, erklärte sie schließlich. »Und das neue, verfeinerte Jannie-Modell ist besser als je zuvor.«

»Vielleicht solltest du lieber in die Werbung gehen, wenn du groß bist«, neckte ich sie. »Arbeite für J. Walter Thompson

oder Young und Rubicam in New York.«

Sie verzog den Mund und sah aus, als hätte sie soeben in eine Zitrone gebissen. »*Doktor* Janelle Cross. Du solltest dir merken, wo du das zum ersten Mal gehört hast.«

»Keine Bange«, sagte ich. »Ich werde nichts von alledem vergessen.«

Gegen ein Uhr ging ich hinüber zum Krisenzentrum in der FBI-Außenstelle an der Vierten. Nach der Besprechung mit Pollett und Burns war ich sicher, dass wir Überstunden machen würden. Im zweiten Stock war ein Konferenzraum eingerichtet worden. Über hundert FBI-Beamte waren von hier aus tätig. Hinzu kamen ungefähr sechzig Kriminalbeamte aus Washington und Umgebung.

Inzwischen hatten wir etliche weitere Verdächtige. Alle waren Bankräuber mit den Fähigkeiten und der Erfahrung, große Jobs durchzuziehen. Ich studierte die Liste und machte mir bei einigen Namen Notizen.

Mitchell Brand war Verdächtiger in mehreren ungelösten Raubüberfällen in und um Washington. Stephan Schnurmacher war der Kopf bei mindestens zwei erfolgreichen Überfällen in der Gegend um Philadelphia. Jimmy Doud war ein Barkeeper aus Boston, den man nie erwischt hatte, der aber Dutzende von Banken in New England ausgeraubt hatte. Victor Kenyon hatte seine Bemühungen auf Zentralflorida konzentriert. Alle überfielen Banken, und keinen von ihnen hatte man bis jetzt festnehmen können. Sie waren gerissen und leisteten gute Arbeit. Aber waren sie Superhirne?

Die Stimmung während der langen Sitzung an der Fourth Avenue war äußerst angespannt und zutiefst frustrierend. Ich holte telefonisch einige Informationen über die Verdächtigen ein, besonders über Mitchell Brand, da er von Washington aus operierte. Es ging bereits auf Mitternacht zu, als ich zum ersten Mal an diesem langen Abend auf die Armbanduhr schaute.

Betsey Cavalierre und ich hatten keine Gelegenheit gehabt,

auch nur ein Wort zu wechseln, seit ich am Nachmittag gekommen war. Ich schlenderte zu ihr hinüber, um ihr gute Nacht zu sagen, ehe ich das Gebäude verließ. Betsey war immer noch voll in Fahrt. Sie redete gerade mit mehreren Agenten, gab mir jedoch ein Handzeichen, dass ich warten solle.

Endlich kam sie zu mir. Es gelang ihr, immer noch frisch und hellwach auszusehen. Ich fragte mich, wie sie das schaffte.

»Die Metro-Polizei hat ein paar Hinweise auf Mitchell Brand«, sagte ich. »Er ist gewalttätig genug, um in so eine Sache verstrickt zu sein.«

Unvermittelt gähnte sie. »Der längste Tag meines Lebens! Uaah! Wie geht es Jannie?« Die Frage erstaunte und erfreute mich gleichzeitig.

»Oh, es geht ihr gut, sogar *großartig*. Es besteht Hoffnung, dass sie bald nach Hause darf. Sie will jetzt Ärztin werden.«

»Gehen wir was trinken, Alex«, sagte sie. »Es ist ein Schuss ins Blaue, aber ich habe das Gefühl, dass Sie mit jemandem reden müssen. Warum nicht mit mir?«

Ich muss gestehen, das Angebot traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich stammelte eine Antwort. »Das würde ich gern, aber nicht heute Abend. Ich muss nach Hause. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, stimmt's?«

»Sicher, ich verstehe. In Ordnung. Ein anderes Mal«, sagte sie, doch ich hatte noch gesehen, wie ein Ausdruck von Enttäuschung über ihr Gesicht gehuscht war.

Von Agentin Betsey Cavalierre hätte ich das nie erwartet. Sie hatte Besorgnis für meine Familie gezeigt. Und sie war *verletzbar*.

Das war der Ort, der richtige Zeitpunkt, die Gelegenheit.

Das Renaissance Mayflower Hotel auf der Connecticut Avenue in der Nähe der Siebzehnten.

An diesem Morgen herrschte dort reges, wichtigtuerisches Treiben. Im Mayflower hatte seit Calvin Coolidge stets der

Amtseinführungsbau des Präsidenten stattgefunden. 1992 war das Hotel vollständig renoviert worden. Architekten und Historiker hatten zusammengearbeitet, um es wieder in seinem früheren Glanz erstrahlen zu lassen. Es war ein beliebter Ort für Konferenzen und Aufsichtsratsversammlungen. Deshalb hatte das Superhirn es gewählt.

Seit kurz vor neun Uhr wartete ein blaugoldener Charterbus vor dem Mayflower. Er sollte um halb zehn abfahren und hielt planmäßig am Kennedy Center, dem Weißen Haus, dem Lincoln Memorial, dem Vietnam Memorial, dem Smithsonian und anderen beliebten Sehenswürdigkeiten in Washington. Das Busunternehmen nannte sich »Washington On Wheels«. Die Fahrgäste waren Mitarbeiter der MetroHartford-Versicherungsgruppe.

Sechzehn Frauen und zwei Kinder saßen im Bus, als der Fahrer, Joseph Denyeau, gegen neun Uhr vierzig die Tür schloss. »Alle an Bord – bereit für mehrere Museen, historische Schauplätze und *Lunch?*«, sagte der Fahrer ins Mikrofon.

Eine Firmenmitarbeiterin namens Mary Jordan, die vorn saß, stand auf und wandte sich an die Gruppe. Jordan war Anfang dreißig, attraktiv, liebenswert und fleißig. Zu den wichtigen Damen im Bus war sie höflich, ohne schmeichelhaft oder gar unterwürfig zu sein. Bei der MetroHartford hatte man ihr den Spitznamen »Fröhliche Mary« gegeben.

»Sie alle kennen die Programmpunkte, die heute Vormittag anstehen«, sagte sie. Dann lächelte sie strahlend. »Aber vielleicht sollten wir das alles vergessen und einen lüpfen gehen. Kleiner Scherz«, fügte sie schnell hinzu.

»He, das hört sich gut an, Mary«, sagte eine Dame. »Lassen Sie uns in eine richtige Bar gehen. Wohin geht Teddy Kennedy, um seinen Aufwachtrunk zu nehmen?«

Der Bus fuhr langsam die Hotelauffahrt hinunter und dann auf die Connecticut Avenue. Wenige Minuten später bog er auf die Oliver Street ein, die durch eine Wohngegend führte. Es

war eine Abkürzung, die Busfahrer oft vom Mayflower aus nahmen.

Aus einer Einfahrt, ungefähr eine halbe Querstraße weiter, schob sich rückwärts ein dunkelblauer Chevy-Kombi. Offenbar sah der Fahrer den Bus nicht – aber der sah den Chevrolet. Er bremste weich und hielt mitten auf der Straße.

Der Chevy-Fahrer bremste nicht einmal, als der Busfahrer hupte. Denyeau sagte sich, dass der Mann es offenbar satt hatte, dass die vielen Laster und Busse diese Seitenstraße als Abkürzung benutzten. Welchen anderen Grund konnte es geben, dass der Kerl jetzt einfach dasaß und ihn wütend anstarrte.

Plötzlich tauchten zwei maskierte Männer hinter einer hohen Hecke auf. Der eine stellte sich direkt vor den Bus, der andere stieß knapp eine Handbreit vor dem Kopf des Busfahrers eine Pistole durchs offene Fenster.

»Mach die Tür auf oder du bist tot, Joseph«, brüllte er den Fahrer an. »Keinem passiert was, wenn du artig bist. Du hast drei Sekunden, den Befehl zu befolgen. Eins ...«

»Es ist offen, es ist offen«, rief Denyeau mit schriller, verängstigter Stimme. »Bleiben Sie ruhig.«

Mehrere Damen hielten mitten im Gespräch inne und schauten nach vorn. Mary Jordan rutschte hinter die Lehne des Fahrers. Sie saß allein. Sie konnte den Mann mit der Waffe sehen. Er zwinkerte ihr zu.

»Tun Sie, was er sagt, Joe«, flüsterte Mary Jordan. »Spielen Sie nicht den Helden.«

»Keine Angst. Der Gedanke ist mir nicht eine Sekunde lang gekommen.«

Schnell stieg der bewaffnete maskierte Mann in den Bus. Er zielte mit einer automatischen Walther auf die Fahrgäste. Einige begannen zu schreien.

»Das ist eine Geiselnahme!«, rief der Maskierte. »Uns geht es nur darum, von der MetroHartford Geld zu bekommen. Ich verspreche Ihnen, niemand wird verletzt. Ich habe Kinder, Sie

haben Kinder. Lassen Sie uns dafür sorgen, dass alle Kinder uns morgen früh Wiedersehen.«

Im Bus wurde es eigenartig still. Sogar die kleinen Kinder gaben keinen Laut von sich.

Brian Macdougall beherrschte die Situation und genoss es ungemein, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen. »Es gibt ein paar Verhaltensmaßregeln. Erstens, keiner schreit. Zweitens, niemand weint, nicht mal die Kinder. Drittens, niemand ruft nach Hilfe. Ist bis jetzt alles klar? Alles kapiert?«

Die Fahrgäste starrten mit offenem Mund auf den Mann mit der Pistole. Ein zweiter Mann war auf das Dach des Busses geklettert und wechselte das Nummernschild aus, anhand dessen die Polizei den Bus aus der Luft leicht identifizieren konnte.

»Ich hab gefragt, ob bis jetzt alles klar ist!«, brüllte Brian Macdougall.

Die Frauen und Kinder nickten und antworteten mit erstickten Stimmen.

»Nächster Punkt der Geschäftsordnung. Jeder, der ein Handy hat, gibt es nach vorn – sofort. Wie wir alle wissen, kann die Polizei Anrufe von Handys zurückverfolgen. Es ist nicht einfach, aber möglich. Jeder, der noch ein Handy bei sich hat, wenn wir eine Leibesvisitation durchführen, wird getötet. Das gilt auch für Kinder. So einfach ist das. Kapiert? Okay bis jetzt? Ist alles kristallklar?«

Eilig wurden die Handys nach vorn gereicht. Es waren neun Stück. Der Mann mit der Waffe warf sie aus dem Bus in die Büsche. Dann benutzte er einen kleinen Hammer und zerstörte die Funk sprechanlage des Busses so gründlich, dass sie nicht mehr zu reparieren war.

»So, jetzt nehmen alle die Köpfe nach unten, unter die Fensterleisten. Alle verhalten sich mucksmäuschenstill. Das gilt auch für die Kinder. Köpfe nach unten. Und keiner schaut auf,

bis ich die Anordnung gebe. Los, jetzt!«

Die Frauen und Kinder im Bus gehorchten.

»Big Joe«, wandte sich der Mann mit der Pistole an den Busfahrer. »Für dich gilt nur ein Befehl: *Folge dem blauen Kombi*. Und keine Spielchen, sonst bist du tot. Für uns bist du nichts wert – tot oder lebend. Also, Joe, was machst du?«

»Ich folge dem schwarzen Kombi.«

»Sehr gut, Joe. Ausgezeichnet. Aber der Kombi ist *blau*, Joe. Siehst du den *blauen* Kombi? Los, hinterher! Und fahr vorsichtig. Wir wollen auf unserer Spritztour doch keine Strafzettel oder Blechschäden.«

Drei Chefsekretärinnen waren damit beschäftigt, Telefonanrufe zu beantworten und die Post und Faxe für die sechsunddreißig Direktoren zu sammeln, die im berühmten Chinesischen Zimmer im Mayflower Hotel arbeiteten. Die Chefsekretärinnen waren froh, nicht in ihren Büros sein zu müssen, besonders, da diese sich in Hartford, Connecticut, befanden.

Sarah Wilson, die jüngste Sekretärin, sah als Erste das Fax der Entführer. Sie las es schnell und gab es dann an die beiden älteren Sekretärinnen weiter. Ihr Gesicht war kalkweiß, und ihre Hände zitterten.

»Soll das irgendein abartiger Scherz sein?«, fragte Liz Beeton, als sie das Fax sah. »Das ist doch verrückt. Was soll das?«

Nancy Hall war Chefsekretärin für den Verwaltungsratsvorsitzenden, John Dooner. Ohne anzuklopfen, stürzte sie in die Aufsichtsratsbesprechung und rief in den Saal hinein. Eigentlich hätte sie die Stimme gar nicht erheben müssen, da die Decke des Chinesischen Zimmers im Mayflower eine ausladende Kuppel war. Selbst ein Flüstern auf der einen Seite des Raums war auf der anderen deutlich zu verstehen.

»Mr Dooner, ich muss Sie sprechen. *Dringend!*«, rief Nancy. So aufgewühlt und erregt hatte ihr Chef sie noch nie gesehen.

Die Abwesenheit des Vorsitzenden ließ die Stimmung in der

Runde lockerer werden, doch das Plaudern und Lächeln war nur von kurzer Dauer. In weniger als fünf Minuten war Dooner zurück. Mit leichenblassem Gesicht eilte er ans Podium.

»Zeit ist von größter Wichtigkeit«, erklärte Dooner mit einer zitternden Stimme, die die anderen Mitglieder des Verwaltungsrats schockierte. »Bitte, hören Sie mir genau zu. Der Bus, den wir für meine Frau und viele Ihrer Frauen gemietet haben, wurde entführt. Die Entführer behaupten, dieselben wahnsinnigen Mistkerle zu sein, die für die Banküberfälle und Geiselnahmen der letzten Wochen in Maryland und Virginia verantwortlich sind. Sie teilen uns mit, dass die Überfälle und Morde als ›Anschauungsunterricht‹ für die Personen in diesem Konferenzzimmer dienen sollten. Sie wollten uns zu verstehen geben, dass sie es mit ihren Forderungen todernst meinen und dass diese pünktlich ausgeführt werden müssen – auf die Sekunde.«

Dooners Gesicht wurde von der Lampe auf dem Podium dramatisch angestrahlt, als er fortfuhr: »Ihre Forderungen sind ganz einfach und präzise. Sie wollen dreißig Millionen Dollar. Die Übergabe soll in genau vier Stunden erfolgen, sonst werden sämtliche Geiseln ermordet. Wir wissen nicht, wie die Entführer den Bus in ihre Gewalt gebracht haben. Steve Bolding ist auf dem Weg hierher. Er entscheidet, welche Ämter und Dienststellen eingeschaltet werden sollen. Wahrscheinlich das FBI.«

Dooner machte eine Pause, um Atem zu schöpfen.

Langsam kehrte wieder Farbe in sein Gesicht zurück. »Wie Sie alle wissen, haben wir eine Entführungs-Versicherung, die bis zu fünfzig Millionen Dollar Lösegeld deckt. Ich vermute, den Entführern ist das bekannt. Sie scheinen sehr sorgfältig und planmäßig zu operieren und wissen genau, was ihnen einen Vorteil verschafft. Ich glaube, diese Leute sind darüber informiert, dass wir das Geld bekommen können, und zwar in kürzester Zeit.

Wir müssen über unsere Alternativen sprechen, meine Da-

men und Herren. Falls es Alternativen gibt. Denn die Entführer haben eines klipp und klar zum Ausdruck gebracht: Es darf keine Fehler geben, sonst sterben die Geiseln.«

Ich war in der Außenstelle des FBI an der Vierten Straße, als wir den Notruf empfingen.

Ein Charterbus von »Washington On Wheels« war mitsamt dem Fahrer und den achtzehn Fahrgästen entführt worden, kurz nachdem er vom Renaissance Mayflower Hotel abgefahren war. Wenige Minuten später verlangte man von der MetroHartford-Versicherungsgesellschaft dreißig Millionen Dollar Lösegeld.

Die Anweisung der Entführer lautete: *Keine Polizei*. Aber es gab keinen Grund, sich zurückzuziehen und ihnen zu trauen. Wir nisteten uns im Capitol Hilton ein, das in der Nähe des Mayflower stand, an der Sechzehnten Straße, Ecke K Street. Wir hatten vier mobile Einsatzleitungen, zusätzlich zu den Dutzenden von Agenten, die bereits im Mayflower operierten. Es war gefährlich, aber Betseys Meinung nach brauchten wir unbedingt eine Überwachung aus erster Hand im Hotel. Zu unseren technischen Waffen zählten versteckte Abhörvorrichtungen und Videokameras, die jedoch nur in begrenztem Umfang zum Einsatz kamen. Das gesamte Sonderkommando des FBI in Washington war in höchster Alarmbereitschaft.

Hightech-Hubschrauber vom Typ Apache suchten aus der Luft nach dem Touristenbus. Diese Apaches verfügten über hoch empfindliche Monitore, falls die Entführer versuchen sollten, den Bus samt Fahrgästen zu verstecken. Das aus Buchstaben und Ziffern bestehende Kennzeichen auf dem Dach des Busses war an die Polizei der Umgebung, an das Militär, die Stadt, den Staat und sogar an Zivilflugzeuge weitergegeben worden. Doch man hatte keiner der beteiligten Gruppen gesagt, weshalb wir nach dem Bus suchten.

Das Capitol Hilton war für uns nahe genug, um notfalls in-

nerhalb von neunzig Sekunden das Mayflower zu erreichen. Wir hofften, dass es andererseits weit genug entfernt war, damit die Verbrecher nichts von unserer Existenz bemerkten. Jetzt blieben uns noch genau zwei Stunden bis zur Geldübergabe. Der Zeitplan war unglaublich knapp. Für die Entführer und für uns.

Und dann wurde die Arbeit noch schwieriger.

Jill Abramson vom internen Sicherheitsausschuss und Steve Bolding vom Sicherheitsdienst der Versicherung trafen im Hilton ein. Abramson war eine etwas korpulente Frau in einem Kostüm mit gelben Nadelstreifen. Sie sah aus, als wäre sie Ende vierzig. Bolding war groß, mit beginnender Glatze, und wirkte körperlich gut in Form. Ich schätzte ihn auf Anfang fünfzig. Er trug einen blauen Blazer, ein weißes Hemd und Jeans. Sie waren ins Hilton gekommen, um uns zu sagen, wie wir unsere Arbeit erledigen sollten.

Betsey machte den Mund auf, um etwas zu sagen, doch Bolding gebot ihr mit einer abrupten Handbewegung Schweigen. Er wollte zuerst eine Erklärung abgeben. Es war offensichtlich, dass er die Leitung der Besprechung übernehmen wollte.

»Also, wir werden folgendermaßen vorgehen: Ich habe Sie an dieser Aktion beteiligt, kann Sie aber auch jederzeit wieder ausschließen. Ich war früher Einsatzleiter beim FBI und weiß daher genau, wie man vorzugehen hat und wie nicht. Wir haben keine Zeit für den Austausch von Höflichkeiten. Agentin Cavalierre, gibt es irgendwelche Hinweise auf die Identität der Entführer? Jetzt ist es elf Uhr sechsundvierzig. Unsere Stunde null ist dreizehn Uhr fünfundvierzig. *Auf die Sekunde.*«

Betsey holte kurz Luft, ehe sie Holdings Frage beantwortete. Sie wahrte gegenüber diesem großkotzigen Experten eines privaten Sicherheitsdienstes die Fassung weitaus besser, als ich es vermocht hätte.

»Verdächtige, ja, aber nichts, was wir dazu benutzen könnten, um den Geiseln zu helfen. Ein Mann aus der Gegend hat

die Entführung und Geiselnahme des Busses gesehen. Der Augenzeuge sagte aus, dass zwei Männer beteiligt waren. Sie trugen Skimasken. Der Bus wurde auf der DeSales Street gesichtet, aber wir wissen nicht, ob es vor oder nach der Geiselnahme war. Jetzt ist es elf Uhr siebenundvierzig, Mr Bolding.«

Miss Abramson sagte etwas, das uns alle völlig verblüffte. »Wir lassen soeben das Geld ins Mayflower bringen. Das Lösegeld wird bezahlt.«

»Genau nach Zeitplan«, erklärte Bolding. »Wir warten auf weitere Anweisungen der Geiselnehmer. Seit dem ersten Kontakt haben sie sich in Schweigen gehüllt. Unsere Leute erledigen die Geldübergabe, und zwar allein.«

Betsey Cavalierre platzte nun doch der Kragen. »Ich habe Ihnen zugehört, und jetzt hören Sie *mir* zu, Mister.

Sie *waren* Einsatzleiter, ich *bin* einer. Wären Sie beim FBI geblieben, wäre ich jetzt Ihre Vorgesetzte. Meine Leute erledigen die Lösegeldforderung. Ich werde dabei sein – Sie nicht. So wird die Sache durchgezogen.«

Abramson und Bolding wollten heftig widersprechen, doch Betsey schnitt ihnen sofort das Wort ab.

»Ich bin nicht gewillt, mir noch mehr Blödsinn von Ihnen beiden anzuhören. Alles wird im vollen Bewusstsein um die Gefährlichkeit und Unberechenbarkeit der Entführer vorgenommen. Wenn Ihnen meine Bedingungen nicht passen, sind *Sie* raus. Dann lasse ich Sie hier sofort verhaften, Bolding. Das gilt auch für Sie, Miss Abramson. Auf uns wartet eine Menge Arbeit – *und wir haben dafür genau eine Stunde und sieben- und fünfzig Minuten*.«

In der belebten Eingangshalle des Capitol Hilton Hotels ging er ungehindert zwischen den Leuten und auf den riesigen Korridoren ins Nichts dahin. Niemand hatte eine Vorstellung dessen, was hier gerade ablief, und genauso liebte er es. Nur er verfügte über die Antworten – und auch über die Fragen.

Er hatte die FBI-Agenten und Detective Cross von der Metro-Polizei bereits bei deren Ankunft entdeckt. Sie hatten *ihn* natürlich nicht gesehen, aber selbst wenn sie ihn entdecken würden, gab es keine Möglichkeit, ihn aufzuhalten oder zu verhaften. Es war schlichtweg unmöglich.

Die Chancen waren absolut ungerecht verteilt: sein Verstand und seine Erfahrung gegen ihre. Manchmal empfand er es kaum noch als Herausforderung. Das war der Knackpunkt, das einzige Problem, das er sah: *Wenn es ihn zu sehr langweilte, wurde er womöglich unvorsichtiger, und dann hatten sie vielleicht eine Chance, ihn zu erwischen.*

Auf der anderen Seite der Eingangshalle fiel ihm eine kleine Gruppe auf. Alle wirkten sehr nervös und besorgt, als sie zu dem Nest der Konferenzräume des Hotels schritten. Dort hatte das FBI sein Lager aufgeschlagen. MetroHartford hatte seine Warnung missachtet, aber das hatte er vorher gewusst. Es spielte eigentlich keine große Rolle. Nicht diesmal. Er hatte gewollt, dass das FBI und Cross zu diesem Fall hinzugezogen wurden.

Schließlich beschloss er, das Hilton zu verlassen. Er ging zum Renaissance Mayflower – *dem Schauplatz des entsetzlichen Verbrechens*. Dort würde sich das wahre Drama abspielen.

Und dort wollte auch das Superhirn sein. Wollte zuschauen, vor Ort sein.

Um dreizehn Uhr zehn riefen die Entführer schließlich den Vorstand der MetroHartford an. Bis zum Ablauf der Frist waren es nur noch fünfunddreißig Minuten.

Wir wussten, was geschehen würde, wenn wir die Frist verstreichen ließen. Oder wenn die Entführer es taten – sogar, wenn dies absichtlich geschah.

Betsey und ich eilten ins Mayflower Hotel. Wir hatten das Glück, dass der Personalausgang der Küche zu einer kleinen

Laderampe und einem Hinterhof führte. Während der Amtseinführung Clintons hatte dort der Geheimdienst geparkt. Über diesen Hinterhof gelangten wir ungesehen ins Hotel. Der zweite Glücksfall für uns war, dass die FBI-Agenten im Hotel herausgefunden hatten, dass der Konferenzraum – das Chinesische Zimmer, in dem der Vorstand der MetroHartford tagte – eine einzigartige Vorrichtung besaß, die uns nützen konnte. Direkt dahinter gab es eine schmale Metalltreppe, die zu einer Laufplanke führte, die um das Kuppeldach herum verlief. Darin befanden sich kleine Sichtlöcher, durch die wir alles beobachten und hören konnten, ohne selbst gesehen zu werden.

Ich rannte mit Betsey zu dem Rundlauf; dann gingen wir hoch über dem Konferenzraum geduckt in Stellung. Aber diese Mühe hätten wir uns sparen können.

Die Entführer waren noch am Telefon.

»Wir nehmen an, dass das FBI und vielleicht auch die Washingtoner Polizei zu diesem Zeitpunkt bereits hinzugezogen wurden«, sagte ein Entführer durch den Lautsprecher im Chinesischen Zimmer. »Wir haben nichts dagegen. Wir haben ohnehin fest damit gerechnet. Willkommen an Bord.«

Betsey und ich warfen uns einen fassungslosen Blick zu; dann eilten wir nach unten ins Chinesische Zimmer. Zahllose Fragen schwirrten mir durch den Kopf. Das Superhirn verstand es wirklich, uns durch Überraschungen aus dem Gleichgewicht zu bringen.

»Als Erstes wiederhole ich unsere Forderungen bezüglich des Lösegelds«, erklärte die verzerrte Stimme aus dem Lautsprecher. »Das ist wichtig. Bitte befolgen Sie die Anweisungen. Wie gesagt werden uns fünf der dreißig Millionen in Form ungeschliffener Diamanten ausgehändigt. Diese Diamanten müssen in einer Sporttasche verpackt sein. Es sollten nicht mehr als acht weitere Sporttaschen sein. Das Bargeld in Noten von zwanzig und fünfzig Dollar. Keine Hundertdollar-Scheine. Keine Farbsicherung. Keinerlei Sender. So, und mit wem spre-

che ich jetzt?«

Inzwischen waren Betsey und ich am Mikrofon. »Hier ist Spezialagentin Elizabeth Cavalierre vom FBI. Ich leite den Einsatz.«

»Und ich bin Alex Cross von der Washingtoner Polizei. Verbindungsmann zum FBI.«

»Wie schön. Ihre Namen sind mir bekannt, auch Ihr Ruf. Liegt unser Geld wie bestellt bereit?«

»Ja, Geld und Diamanten sind hier im Mayflower«, antwortete Betsey.

»Hervorragend! Wir melden uns wieder.«

Wir hörten das Klicken, als er auflegte.

Der Aufsichtsratsvorsitzende der MetroHartford, Mr Dooner, explodierte vor Wut. »Die wissen, dass Sie da sind! Du lieber Himmel, was haben wir getan! Sie werden die Geiseln umbringen.«

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ruhig Blut. Bitte. Ist die Lösegeldübergabe genauso arrangiert wie verlangt?«, fragte ich.

Er nickte. »Ja. Die Diamanten werden jeden Moment eintreffen. Das Bargeld ist bereits da. Von unserer Seite aus tun wir alles, was wir können. Aber was tun Sie und Ihre Leute?«

Ich sprach weiter mit ruhiger, leiser Stimme. »Und niemand von MetroHartford hat gehört, wo Geld und Diamanten übergeben werden sollen? Das ist eine überaus wichtige Frage.«

Der Vorsitzende der Versicherung hatte furchtbare Angst – und das aus gutem Grund. »Sie haben doch gehört, was der Mann am Telefon gesagt hat. Er hat gesagt, dass sie sich wieder melden. *Nein*, wir haben kein Wort darüber gehört, wohin wir Geld und Diamanten bringen sollen.«

»Das ist eine gute Neuigkeit, Mr Dooner. Diese Kerle arbeiten absolut professionell. Wir aber auch. Ich glaube nicht, dass sie einer der Geiseln bis jetzt auch nur ein Haar gekrümmmt haben. Wir warten auf den nächsten Anruf. Die Übergabe und

Freilassung der Geiseln ist für die Gegenseite der schwierigste Teil des Unternehmens.«

»Meine Frau ist in diesem Bus«, sagte Mr Dooner. »Und meine Tochter.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Ich weiß.«

Und ich wusste auch, dass das Superhirn nichts lieber tat, als Familien Schmerz zuzufügen.

Wir taten, was wir konnten, aber bis jetzt waren wir ihnen hilflos ausgeliefert, und die Zeit lief uns davon. Die Uhr tickte, und zwar sehr schnell.

Bis jetzt war der Bus aus der Luft nicht entdeckt worden; das bedeutete, dass er entweder schnell von der Straße verschwunden war oder dass sie die Kennung auf dem Dach verändert hatten. Die Armee-Hubschrauber hatten auch mit Wärmekameras nichts gefunden. Um zwanzig nach eins kam wieder ein Anruf ins Chinesische Zimmer des Mayflower. Es war dieselbe maschinell verzerrte, widerliche Stimme wie beim ersten Anruf.

»Wird Zeit, sich in Bewegung zu setzen. An der Rezeption ist eine Lieferung für Mr Dooner. In dem Paket sind Handie-Talkies.«

»Wie geht es dann weiter?«, fragte Betsey.

»Sie verstauen die Diamanten und das Geld in einem Van und fahren auf der Connecticut Avenue nach Norden. Sollten Sie von der Route abweichen, die ich Ihnen durchgebe, wird eine Geisel erschossen.«

Dann war die Leitung tot.

Wir hatten einen Van auf dem Hinterhof der Hotelküche geparkt. Die Entführer wussten das offensichtlich. Aber woher? Betsey Cavalierre, zwei weitere Agenten und ich liefen zum Van und fuhren auf die Connecticut Avenue.

Wir waren immer noch auf der Connecticut, als sich mein »Handie-Talkie« meldete, wie FBI-Agenten ihre Walkie-

Talkies nannten. Der Entführer hatte am Telefon ebenfalls diese Bezeichnung verwendet. Was sollte dieser Hinweis bedeuten? War es überhaupt ein Hinweis? Wollte der Anrufer uns nur übermitteln, dass er alles über uns wusste?

»Detective Cross?«

»Ja, hier bin ich. Wir sind schon auf der Connecticut. Was jetzt?«

»Ich wusste, dass Sie dran sein würden. Hören Sie genau zu. Sollten wir über der Route, die wir Ihnen vorgeben, Hubschrauber oder Beobachtungsflugzeuge sehen, wird eine Geisel erschossen. Verstanden?«

»Alles verstanden«, antwortete ich und schaute zu Betsey hinüber. Sie musste die Überwachung aus der Luft sofort abblasen. Die Entführer schienen alles zu wissen, was wir taten.

»Fahren Sie so schnell wie möglich zum Baltimore-Washington-Bahnhof. Sie und die FBI-Agenten steigen in den Zug um siebzehn Uhr zehn von Baltimore nach Boston. Nehmen Sie die Sporttaschen mit dem Geld und die Taschen mit den Klunkern mit. Den Siebzehn-Uhr-zehn nach Boston! Wir sind uns sehr wohl der Tatsache bewusst, dass Ihnen sämtliche FBI-Agenten im Nordosten zur Verfügung stehen. Sie können alle in Alarmbereitschaft versetzen und losschicken. Uns ist das völlig egal. Wagen Sie es ruhig, die Lösegeldübergabe zu verhindern. Es ist unmöglich!«

»Spreche ich mit dem Superhirn?«

Klick. Wieder war die Leitung tot.

FBI-Agenten und die örtliche Polizei waren an sämtlichen Bahnhöfen entlang der Route des Nordost-Korridor-Zuges postiert, doch es war unmöglich, die gesamte Strecke flächendekkend abzusichern. Das wussten die Entführer. Alles lief jetzt zu ihren Gunsten.

Die Agenten Cavalierre, Walsh, Doud und ich saßen in dem Zug, als dieser Baltimore verließ. Wir hatten uns vorn im zwei-

ten Waggon niedergelassen.

Der ratternde Zug war ein sehr geräuschvoller Ort. Wir konnten weder klar denken noch uns einigermaßen unterhalten. Wir warteten auf den nächsten Kontakt mit den Entführern. Jede Minute dehnte sich endlos.

»Bald werden sie uns sagen, dass wir die Sporttaschen aus dem fahrenden Zug werfen sollen«, sagte ich. »Sehen Sie das auch so? Oder haben Sie andere Ideen?«

Betsey nickte. »Ich glaube nicht, dass sie das Risiko eingehen, an einem Bahnhof auf den Zug zu warten. Warum auch? Sie wissen genau, dass wir unmöglich das gesamte Gebiet zwischen hier und Boston abdecken können. Dass sie sämtliche Flugzeuge und Hubschrauber aus der Umgebung des Zugs verscheucht haben, war verdammt clever.«

»Ja, sie scheinen das riskante Problem der Geldübergabe gelöst zu haben. Er ist ein verflucht gescheiter Hurensohn«, sagte Agent Walsh.

»Vielleicht ist Er eine Sie«, meinte Betsey.

»Tony Brophy hat gesagt, er hätte sich mit einem Mann getroffen, falls wir ihm glauben können«, erinnerte ich Betsey.

»Falls die Person, die Brophy gesehen hat, tatsächlich das Superhirn war«, erwiderte sie.

»Der Name schlägt mir auf den Magen«, sagte Agent Doud. »Klingt nach ‘nem eingebildeten Affen. Einem Verlierer. *Das Superhirn.*«

»Das hat Brophy auch gemeint. Er hat gesagt, der Mann, mit dem er gesprochen hat, sei ein ausgesprochenes Arschloch, aber Brophy wollte nun mal den Job«, sagte Betsey.

»Klar, die Bezahlung ist gut«, meinte Doud.

Betsey zuckte mit den Schultern. »Vielleicht ist er ein arroganter Blödmann, vielleicht auch eine Art Computergenie. Das würde mich überhaupt nicht überraschen. Eingebildete Pinsel regieren doch heutzutage die Welt, stimmt’s? Sie wollen sich dafür rächen, was man ihnen an der Highschool angetan hat.

Da bin ich ganz sicher.«

»Ich war an der Highschool ziemlich beliebt«, sagte ich und zwinkerte ihr zu.

Plötzlich meldete sich das Handie-Talkie wieder.

»Hallo, ihr Stars aller Gesetzesgüter. Jetzt fängt der Spaß erst richtig an. Denken Sie daran: Sollten wir Hubschrauber oder Flugzeuge in der Nähe des Zuges sehen, *wird eine Geisel erschossen*«, erklärte die vertraute Stimme. War es das Superhirn?

»Woher wissen wir, dass die Geiseln noch leben?«, fragte Betsey. »Warum sollten wir uns darauf verlassen, dass Sie die Wahrheit sagen? Sie haben zuvor unschuldige Menschen ermordet.«

»Sie wissen überhaupt nichts. Verlassen sollten Sie sich auch nicht darauf. Stimmt, wir haben ein paar Exemplar statuiert. Aber die Geiseln im Bus leben noch. So, öffnen Sie jetzt die Tür des Waggon. Halten Sie sich für mein nächstes Signal bereit. Schaffen Sie die Sporttaschen zur Tür. Jetzt, jetzt, jetzt! Bewegung! Los! Bringen Sie uns nicht dazu, jemanden zu töten.«

Wir vier schafften in Windeseile die schweren Geldtaschen zur nächsten Tür. Ich begann zu schwitzen. Mein Gesicht und die Kopfhaut wurden heiß.

»*Los, macht schon! Bewegung!*«, rief die hektische Stimme aus dem Handie-Talkie ihre Befehle. »*Das ist der Augenblick der Wahrheit.*«

Betsey alarmierte bereits ihre Leute per Funkgerät. Die Landschaft, die draußen am Fenster vorüberhuschte, war strahlend grün und schlammig braun. Wir waren irgendwo in der Nähe von Aberdeen, Maryland. Vor sieben Minuten hatten wir den letzten Bahnhof passiert.

»*Sind Sie bereit? Enttäuschen Sie mich nicht!*«, quäkte die Stimme.

Bis jetzt war uns nur eine einzige Finte eingefallen: Die Sporttaschen mit dem Geld auf einem möglichst großen Gelände zu verstreuen. Wir hatten sogar überlegt, eine Tasche an Bord zu behalten, um die Entführer zu zwingen, einige Zeit danach zu suchen. Dann aber waren wir übereingekommen, dass es für die Geiseln zu gefährlich wäre.

Wieder verstummte das Handie-Talkie.

»Verflucht!«, brüllte Doud.

»Schmeißen wir jetzt die Taschen mit dem Geld raus?« Walsh schrie, um das Rattern des Zuges und das Tosen des Windes zu übertönen.

»Nein, wartet!«, rief ich ihm und Doud zu, der sich gefährlich weit aus dem Zug beugte. »Warten Sie auf die Anweisungen. Bis jetzt hat er noch nicht befohlen, das Geld rauszuwerfen. Noch nicht werfen!«

»Dieser verdammte Scheißkerl!«, fluchte Betsey und schlug mit der Faust gegen die Wand. »Der treibt mit uns sein Spielchen. Der lacht doch über uns.«

»Ja, wahrscheinlich«, pflichtete ich ihr bei. »Wir müssen die Fassung wahren und dürfen nicht die Nerven verlieren.«

Das FBI versuchte unter Hochdruck, den Kanal aufzuspüren, den die Entführer mit ihren Funkgeräten benutzten. Es funktionierte nicht. Die Funkgeräte waren allerneueste Modelle, die eigentlich nur vom Militär benutzt wurden. Die Verzerrer-Chips dieser Geräte waren so codiert, dass sie bei jeder Benutzung die Frequenz wechselten. Es war auch durchaus möglich, dass die Entführer mehrere Geräte hatten, jedes nur ein einziges Mal benutztten und es dann wegwarfen.

Betsey war immer noch auf hundert. Ihre braunen Augen blitzten. »Er hat an alles gedacht – auch daran, uns keine Zeit zum Planen zu geben. Wer ist dieser Dreckscherl?«

Wieder krächzte das Handie-Talkie.

»Öffnen Sie die Tür! Machen Sie sich bereit, die Taschen hinauszuwerfen«, befahl uns die widerliche Stimme.

Ich packte zwei Taschen, prall gefüllt mit Zwanzig- und Fünfzig-Dollar-Scheinen. Mir schlug das Herz bis zum Hals, als ich zum zweiten Mal die Tür aufmachte. Draußen rauschte der Wind.

Jetzt raste der Zug durch tiefe Wälder. Ulmen, Fichten und dichtes Gebüsch. Ich sah keine Häuser – auch keinen Menschen, der sich im Wald herumtrieb. Offenbar eine gute Stelle, die Taschen abzuwerfen.

Wieder verstummte das Handie-Talkie.

»Arschlöcher!«, brüllte Agent Doud, so laut er konnte. Wir anderen stöhnten und ließen uns zu Boden fallen.

Die Stimme wiederholte diese Übung während der nächsten Stunde elfmal. Dreimal mussten wir das Geld an verschiedene Türen im Zug schleppen.

Man schickte uns in den hintersten Waggon, dann befahl man uns, sofort wieder nach vorn zu gehen.

»Ihr Burschen seid nicht übel. Gehorsam wie die Rekruten«, erklärte die Stimme.

Dann verstummte sie wieder.

Ich halte das nicht mehr aus!«, rief Betsey schrill. »Dieser Mistkerl soll zur Hölle fahren. Ich könnte ihn auf der Stelle ermorden.« Die Sporttaschen mit dem Geld waren groß und schwer. Von der ewigen Schlepperei durch den Zug waren wir erschöpft, verschwitzt und dreckig. Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Das ständige Rattern des Zuges wurde unerträglich laut. Agent Walsh registrierte die Bahnhöfe, durch die wir fuhren.

Dann kam das nächste Lebenszeichen aus dem Handie-Talkie. »Halten Sie die Taschen mit dem Geld und den Diamanten bereit. Öffnen Sie die Tür! Jetzt! Und wenn Sie die Taschen hinauswerfen, dann bitte alle zusammen. Wenn nicht, wird eine Geisel erschossen! Wir beobachten jeden Ihrer Schritte. Übrigens sind Sie sehr hübsch, Agentin Cavalierre.«

»Ja, und Sie sind ein Arsch«, murmelte Betsey. Ihr hellblaues T-Shirt war durch das Schwitzen bereits eine Schattierung dunkler geworden. Ihr schwarzes Haar klebte ihr am Kopf. Falls sie zuvor irgendwo ein bisschen Fett angesetzt hatte, war es während dieser entnervenden Bahnfahrt weggeschmolzen.

»Falscher Alarm«, verkündete die Stimme aus dem Funkgerät mit unüberhörbarer Schadenfreude. »Stehen Sie bequem. Das ist im Moment alles.«

Wieder Funkstille.

»Verfluchter Mist!«

Alle sanken auf den Sporttaschen zusammen und lagen schwer atmend da. Ich bemühte mich, weiterhin einigermaßen klar zu denken, aber nach jedem falschen Alarm wurde es schwieriger. Ich war nicht mehr sicher, ob ich noch einmal bis in den letzten Waggon rennen konnte.

»Vielleicht sollten wir einfach den Zug mit den Taschen verlassen«, sagte Walsh. »Zumindest würden wir damit den Zeitplan dieser Hurensöhne versauen. Wir tun etwas, womit sie nicht rechnen.«

»Keine schlechte Idee, aber zu gefährlich für die Geiseln«, erklärte ihm Betsey.

Walsh und Doud fluchten lauthals, als sich das Funkgerät wieder meldete. Wir waren beinahe an der Grenze unserer Belastbarkeit. Wo lag diese Grenze?

»Keine Ruhe für die Gottlosen«, sagte die Stimme. Wir hörten das Zischen, als er eine Dose Bier oder Limonade öffnete. Dann folgte ein genüsslicher Seufzer. »Vielleicht sollte es doch besser heißen: Ruhe für die Gottlosen?«

Plötzlich schrie die Stimme uns an: »Werfen Sie die Taschen raus. Jetzt! Los! Wir beobachten den Zug. Wir sehen Sie! Werfen Sie jetzt die Taschen raus, sonst knallen wir sämtliche Geiseln ab!«

Uns blieb keine Wahl. Wir konnten nichts anderes tun, als die Taschen rasch nacheinander hinauszuwerfen. Wir waren zu

müde, um so schnell zu arbeiten, wie wir es normalerweise getan hätten. Ich hatte das Gefühl, als bewegte ich mich in einem Traum. Meine Kleidung war schweißgetränkt, Arme und Beine taten scheußlich weh.

»Werfen Sie die Taschen schneller raus, verdammt!«, blaffte die Stimme. »Zeigen Sie mal Ihre Muskeln, Agentin Cavalierre.«

Konnte er uns sehen? Wahrscheinlich. Jedenfalls klang es so. Zweifellos steckte er mit seinem Funkgerät im Wald. Wie viele waren da draußen?

Nachdem wir die neun Sporttaschen hinausgeworfen hatten, rauschte der Zug um eine scharfe Biegung. Wir konnten nicht sehen, was auf dem hinter uns liegenden Stück ablief. Wir ließen uns fluchend und stöhnend auf den Boden fallen.

Betsey rang nach Luft. »Verdammt, verdammt! Sie haben es geschafft. Sie sind damit durchgekommen. In der Hölle sollen sie schmoren, diese Hurensöhne.«

Wieder meldete sich das Handie-Talkie. Unser Freund war noch nicht fertig mit uns. »Danke für die Hilfe. Ihr seid wirklich die Besten. Ihr könnt jederzeit ‘nen Job als Kistenpacker im nächsten Supermarkt bekommen. Vielleicht keine so übeln Karriereaussichten nach den heutigen Ereignissen.«

»Sind Sie das Superhirn?«, fragte ich. Die Leitung war tot.

Die Funkstimme war weg und ebenso die Diamanten und das Geld – und diese Verbrecher hatten immer noch neunzehn Geiseln in ihrer Gewalt.

Sieben Meilen weiter, auf dem nächsten Bahnhof, verließen die Agenten Cavalierre, Doud, Walsh und ich todmüde den Zug.

Zwei schwarze Limousinen warteten auf uns. Mehrere FBI-Agenten standen mit Gewehren neben den Fahrzeugen. Auf dem Bahnhof hatte sich eine Menschenmenge versammelt. Die Leute deuteten auf die Gewehre und die Agenten, als hätten sie

die Mannschaft der Washington Redskins entdeckt, die gerade von einem geselligen Jagdausflug zurückkam.

Man gab uns detaillierte Informationen über den neuesten Stand. »Es sieht so aus, als hätten sie den Wald bereits verlassen«, teilte uns ein Agent mit. »Kyle Craig ist jetzt auf dem Weg hierher. Wir stellen Straßensperren auf, können aber nur mit Zufallstreffern rechnen. Aber es gibt auch eine gute Neuigkeit. Vielleicht haben wir bei der Suche nach dem Bus einen Treffer gelandet.«

Gleich darauf wurden wir telefonisch mit einer Frau aus Tinden verbunden, einer Kleinstadt in Virginia. Angeblich hatte diese Frau Informationen über den Verbleib des Busses. Sie wollte aber nur mit der »Polizei« reden, weil sie für das FBI und dessen Methoden nicht viel übrig hatte.

Erst nachdem ich mich ausgewiesen hatte, war die offenbar ältere Frau bereit, mit mir zu sprechen. Sie wirkte nervös und hyperaktiv.

Die Frau hieß Isabelle Morris und hatte den Bus im Farmgebiet draußen im Bezirk Warren gesehen. Sie hatte Verdacht geschöpft, weil ihr eine örtliche Buslinie gehörte und der Bus keiner von ihren war.

»War der Bus blau mit goldenen Streifen?«, fragte Betsey, ohne sich als FBI-Agentin zu erkennen zu geben.

»Blau und Gold. Keiner von meinen Bussen. Deshalb habe ich keine Ahnung, was dieser Bus da draußen wollte«, sagte Mrs Morris. »Kein Grund, dass so ein Bus sich in dieser Gegend rumtreibt. Hier arbeiten alle hart. Tinden steht nicht auf der Route für Touristenbusse.«

»Haben Sie sich das Nummernschild gemerkt oder wenigstens einen Teil davon?«, fragte ich sie.

Sie schien über die Frage verärgert zu sein. »Ich hatte nicht den geringsten Grund, das Nummernschild zu überprüfen. Warum sollte ich?«

»Aber warum, in Gottes Namen, haben Sie dann den Bus bei

der örtlichen Polizei gemeldet?«

»Das habe ich Ihnen doch schon gesagt! Hören Sie mir denn gar nicht zu? Es gibt keinen Grund, dass dort ein Touristenbus herumfährt. Außerdem ist mein Freund bei der Bürgerwehr. Ich bin Witwe, müssen Sie wissen. Eigentlich war er es, der die Polizei angerufen hat. Und weshalb sind *Sie* so interessiert an dem Bus, wenn ich fragen darf?«

»Mrs Morris, waren Fahrgäste an Bord, als Sie den Bus gesehen haben?«

Betsey und ich schauten uns an, während wir auf ihre Antwort warteten.

»Nein, nur der Fahrer. Ein riesengroßer Mann. Sonst habe ich niemand gesehen. Was ist mit der Polizei? Und dem schrecklichen FBI? Warum sind Sie alle so interessiert daran?«

»Ich komme sofort darauf, Mrs Morris. Ist Ihnen an dem Bus irgendein Kennzeichen aufgefallen? Ein Schild mit dem Fahrziel? Ein Firmenschild? Jede Kleinigkeit, die Sie gesehen haben, könnte uns weiterhelfen. Es sind Menschenleben in Gefahr.«

»Ach du liebe Güte«, sagte sie. »Ja, an der Seite war so ein Aufkleber. *Besucht Williamsburg*. Daran erinnere ich mich. Und da war noch was. Ich glaube, an der Seite stand auch ›Washington On Wheels‹. Ja, ich bin fast sicher. ›Washington On Wheels‹. Hilft Ihnen das irgendwie weiter?«

Betsey telefonierte bereits mit Kyle Craig. Die beiden machten Pläne, wie wir so schnell wie möglich nach Tinden, Virginia, kommen könnten. Mrs Morris redete unaufhörlich weiter, bis mir der Schädel brummte. Plötzlich erinnerte sie sich an alle möglichen Kleinigkeiten. Sie erzählte mir, dass sie den Bus auf einer schmalen Landstraße unweit ihres Hauses gesehen hatte.

»An dieser Straße gibt es nur drei Farmen, und die kenne ich alle sehr gut. Zwei Farmen grenzen an einen verlassenen Ar-

mee-Stützpunkt, den man in den Achtzigerjahren gebaut hat. Ich muss mir diese komische Sache unbedingt selbst mal näher ansehen, denn ...«

Ich unterbrach sie. »*Nein, nein.* Mrs Morris, Sie bleiben hübsch sitzen und röhren sich nicht von der Stelle. Wir sind schon auf dem Weg zu Ihnen.«

»Ich kenne die Gegend. Ich kann Ihnen helfen«, protestierte sie.

»Wir sind schon unterwegs. Bitte, bleiben Sie, wo Sie sind.«

Ein Hubschrauber, der die Gegend absuchte, wurde zum Bahnhof dirigiert. Er landete gerade, als Kyle Craig ebenfalls eintraf. Noch nie war ich so froh gewesen, ihn zu sehen.

Betsey erklärte Kyle genau, wie sie in Virginia vorgehen wollte. »Wir fliegen mit dem Hubschrauber so nahe wie möglich heran, ohne dass man uns entdeckt, bis auf vier oder fünf Meilen an Tinden heran. Ich möchte keine große Streitmacht einbeziehen. Ein Dutzend guter Leute, vielleicht weniger.«

Kyle stimmte dem Plan ohne Einwände zu, weil er gut war. Er wusste auch sofort, welche Agenten in Quantico in Frage kamen und schickte sie auf den Weg nach Tinden.

Sobald wir an Bord des Hubschraubers waren, sprachen wir noch einmal alles durch, was wir während der Banküberfälle an Informationen gesammelt hatten. Außerdem bekamen wir Informationen über die Gegend, in der Mrs Morris den Bus gesehen hatte. Der Armee-Stützpunkt, den sie erwähnt hatte, war in den Achtzigerjahren auch ein Lager für Atomsprengköpfe gewesen. »Außerhalb Washingtons wurden Interkontinentalraketen in mehreren unterirdischen Depots gelagert«, erklärte Kyle. »Falls der Bus dort ist, könnte ihn ein Betonsilo vor den Wärmesuchgeräten der Helikopter abgeschirmt haben.«

Unser Hubschrauber setzte zur Landung auf einem freien Feld in der Nähe einer Highschool an. Ich warf einen Blick auf die Armbanduhr. Achtzehn Uhr war längst verstrichen. Lebten die Geiseln noch? Was für ein sadistisches Spiel trieb das Su-

perhirn mit uns?

Hinter der idyllisch aussehenden Schule aus rotem Backstein erstreckten sich schöne grüne Sportplätze. Die gesamte Gegend war verlassen, abgesehen von zwei Limousinen und einem schwarzen Van, die auf uns warteten. Wir waren vier oder fünf Meilen von der Straße entfernt, auf der Mrs Morris den Bus von »Washington On Wheels« gesehen hatte.

Isabelle Morris saß in der ersten Limousine. Sie schien Ende siebzig zu sein, eine robuste Frau, die mit ihren dritten Zähnen unangebracht fröhlich lächelte. Die nette Omi von nebenan.

»Zu welcher Farm sollen wir als Erstes fahren?«, fragte ich sie. »Wo könnte sich jemand verstecken?«

Die blaugrauen Augen der alten Dame verengten sich zu Schlitzen, als sie angestrengt nachdachte. »Donald Brownes Farm«, erklärte sie schließlich. »Da wohnt jetzt keiner mehr. Browne ist im vorigen Frühjahr gestorben, der arme Kerl. Dort könnte man sich mit Leichtigkeit verstecken.«

Nicht anhalten. Fahren Sie vorbei«, sagte ich zu unserem Fahrer, als wir die Browne-Farm an der Staatsstraße 24 erreichten. Er befolgte meine Anweisungen. Wir fuhren knapp hundert Meter weiter um eine Kurve. Dann hielten wir.

»Ich habe jemanden auf der Farm gesehen. Er lehnte an einem Baum und hat die Straße beobachtet, Kyle. Hat uns vorbeifahren sehen. *Falls sie es sind, dann sind sie noch dort.*«

Ein Stück weiter vorn sah ich die Überreste der alten Raketenstation, die früher hier in Betrieb gewesen war. Meiner Vermutung nach würden wir den Bus in einem Raketsilo versteckt finden, geschützt vor unseren Apache-Suchhubschraubern. Was die neunzehn Geiseln der MetroHartford-Versicherung betraf, war ich weniger optimistisch. Schließlich hasste das Superhirn Versicherungen. Ging es um Rache?

Blitzartig liefen die grässlichen Bilder der ermordeten Gei-

seln, die bei den Banküberfällen getötet worden waren, vor meinem inneren Auge ab. Ich befürchtete, auf der Farm wieder ein Massaker vorzufinden. Man hatte uns gewarnt. Keine Irrtümer. Keine Fehler. Während der Banküberfälle waren diese Worte in die Tat umgesetzt worden. Hatte sich etwas geändert?

»Gehen wir durch den Wald«, schlug Kyle vor. »Wir haben nicht die Zeit, besonders wählerisch zu sein.«

Er nahm Verbindung mit den anderen Einheiten auf. Dann eilten er, Betsey und ich in Richtung Norden durch den dichten Wald. Noch konnten wir das Farmhaus nicht sehen, aber auch wir waren vor Blicken geschützt.

Der Wald reichte bis nahe ans Haupthaus heran, was ein Glück für uns war. Das Unterholz war sehr dicht, fast bis zur Zufahrt. Im Haus brannte kein Licht. Ich konnte auch keine Bewegung erkennen. Kein Laut war zu hören.

Immer noch sah ich den Wachposten der Entführer. Er war nicht weit von uns entfernt und drehte uns den Rücken zu. Wo waren die anderen? Wo waren die Geiseln? Warum brannte im Haus kein Licht?

»Was, zum Henker, macht der Kerl?«, murmelte Kyle. Auch er stand vor einem Rätsel.

»Was soll dieser Posten?«, flüsterte Betsey. »Das gefällt mir ganz und gar nicht.«

»Mir auch nicht«, sagte ich. Es ergab keinen Sinn. Warum einen einzelnen Wachposten aufstellen? Und weshalb sollten die Entführer noch da sein?

»Okay, machen wir den Burschen unschädlich, dann gehen wir ins Haus«, flüsterte Kyle.

Ich gab Kyle und Betsey durch Handzeichen zu verstehen, dass ich den Mann übernehmen würde. Sehr schnell und fast lautlos erreichte ich den Posten. Ich versetzte ihm einen kräftigen Schlag mit dem Pistolenkolben. Es folgte ein mir angenehmes Knacken, und der Entführer ging zu Boden. Er gab

keinen Laut von sich. *Das war zu leicht gegangen. Was, zum Teufel, war hier los?*

Betsey lief gebückt zu mir. »Was für ein beschissener Wachposten war denn das? Bis jetzt waren diese Mistkerle doch immer übervorsichtig«, flüsterte sie.

Hinter uns tauchten aus dem Wald ein halbes Dutzend Agenten auf. Betsey gab ihnen Zeichen, stehen zu bleiben. Im Farmhaus war immer noch kein Licht, keine Bewegung, kein Laut. Die Szene war gespenstisch und unwirklich.

Dann gab Kyle den Befehl, zum Haus vorzurücken. Schweigend rannten alle los. Anscheinend gab es keine weiteren Posten. War das eine Falle? Rechneten sie damit, dass wir das Haus stürmten? Was war mit Mrs Morris? War sie eine Mitwisserin?

Ich erreichte das Farmhaus zusammen mit den ersten FBI-Agenten. Angst erfüllte mich. Ich hob meine Glock und trat die Vordertür auf. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Nur mühsam unterdrückte ich einen Schrei.

Die Geiseln waren im Wohnzimmer der Farm. Sie starrten mich an. Unübersehbar hatten alle furchtbare Angst, doch sie waren unverletzt. Ich zählte rasch: sechzehn Frauen, zwei Kinder und der Busfahrer. Alle lebten. Niemand hatte eine Strafaktion durchgeführt, obwohl wir die Regeln verletzt hatten.

»Die Entführer?«, fragte ich leise. »Sind noch welche hier?«

Eine dunkelhaarige Frau trat vor. »Sie haben Wachen um das Haus zurückgelassen. An der Ulme vorn steht ein Mann.«

»Jetzt nicht mehr. Und weitere haben wir nicht gesehen«, sagte Betsey. »Okay, alle bleiben hier, während wir uns umsehen.«

Die FBI-Agenten schwärmt aus und durchsuchten das Haus. Mehrere Geiseln brachen in Tränen aus, als ihnen klar wurde, dass sie nicht sterben mussten, sondern endlich befreit wurden.

»Sie haben gesagt, wir würden umgebracht, wenn wir versu-

chen, das Haus vor morgen früh zu verlassen. Sie haben uns von den Familien Buccieri und Casselman erzählt«, stieß eine große dunkelhaarige Frau zwischen Schluchzern hervor. Sie hieß Mary Jordan und war die Reiseleiterin.

Wir durchsuchten das Haus sehr sorgfältig – niemand war hier. Es gab keine erkennbaren Spuren, aber vielleicht fanden ja die Spezialisten etwas: Die Spurensicherung würde bald hier sein. In einem Schuppen des ehemaligen Armeestützpunktes hatte man den Bus gefunden.

Nach einer guten halben Stunde stolzierte Mrs Morris durch die Vordertür. Vergeblich versuchten einige Agenten sie aufzuhalten. Wenn man die Anspannung der vergangenen Stunden bedachte, war das Auftauchen dieser Frau aus der Gegend ein fast komischer Höhepunkt. »Warum haben Sie den alten Bud O’Mara zusammengeschlagen? Er ist ein netter Kerl und arbeitet hier bei der Fernfahrerkneipe. Sie haben Bud Geld gegeben, damit er sich da hinstellt und aufpasst. Für die Beule am Kopf hat er nur hundert Mäuse bekommen. Bud ist ein harmloser Bursche.«

Als schließlich weitere Fahrzeuge vorfuhren, um die Geiseln fortzubringen, kam es zu einem seltsamen Zwischenfall: Die Geiseln klatschten und jubelten. Wir waren ihnen zur Hilfe gekommen und hatten sie nicht sterben lassen.

Aber ich wusste es besser: Aus unerfindlichen Gründen hatte das Superhirn nicht gewollt, dass sie starben.

VIERTES BUCH

ZUGRIFF UND PLEITE

Selbstverständlich wurde der Fall in sämtlichen Medien breitgetreten und ausdiskutiert. Die Presse hatte von der Existenz eines »Superhirns« erfahren und nutzte dies für Sensationsschlagzeilen.

Ich schuftete täglich zwölf bis sechzehn Stunden. Der Washingtoner Bankräuber Mitchell Brand stand immer noch ganz oben auf der FBI-Liste der Verdächtigen. Länger als eine Woche hing er an der Wand der mutmaßlichen Täter. Es war uns noch nicht gelungen, Brand zu finden, aber er passte ins Profil. Inzwischen kämmte die Spurensicherung den Ort der Lösegeldübergabe durch. FBI-Techniker suchten jeden Quadratzentimeter des Farmhauses der Brownes ab. In der Spülé fanden sich Spuren von Bühnenschminke. Ich sprach mit mehreren Geiseln, und diese untermauerten die Theorie, dass die Entführer offenbar Make-up, Perücken und möglicherweise dicke Einlagen in den Schuhen getragen hatten.

Sampson und ich arbeiteten die ersten zwei Tage in Washington. MetroHartford hatte eine Million Dollar Belohnung für Hinweise ausgesetzt, die zur Ergreifung der Verbrecher führten. Die Belohnung zielte auf die Haupttäter ab, sprach daneben aber jeden an, der an dem Bankraub beteiligt war und dessen Anteil an der Beute weniger als die ausgesetzte Belohnung betrug.

Auch die Suche nach dem Bankräuber Mitchell Brand konzentrierte sich auf Washington. Brand war ein dreißigjähriger Schwarzer, der verdächtigt wurde, an einem halben Dutzend Banküberfällen beteiligt zu sein, doch man hatte ihn nie offiziell angeklagt, und er war plötzlich in den Untergrund abgetaucht. Früher war er Army-Sergeant beim Unternehmen Desert Storm gewesen. Brand war als gewalttätig bekannt. Seiner Armee-Dienstakte zufolge betrug sein IQ mehr als hundert-

fünfzig.

Berge von Beweisen wurden zusammengetragen, aber die traurige Berühmtheit des Falles arbeitete auch gegen uns. Im FBI-Außenbüro riss die Flut der Telefonanrufe und Faxe nicht ab. Mit einem Mal mussten wir Hunderten von Hinweisen nachgehen. Ich fragte mich, ob das Superhirn immer noch gegen uns arbeitete.

Am zweiten Abend nach der MetroHartford-Entführung tauchte Sampson gegen elf Uhr abends bei mir auf. Ich war auch gerade erst nach Hause gekommen. Ich holte ein paar kühle Biere, und wir unterhielten uns im Wintergarten wie mehr oder weniger zivilisierte Erwachsene.

»Ich hatte gehofft, heute den kleinen Prinzen zu sehen«, sagte Sampson, nachdem wir uns gesetzt hatten.

»Er wird bei uns wohnen.« Ich berichtete John kurz von den neuesten Entwicklungen. Jedenfalls teilweise.

Er lächelte breit. Seine Zähne waren so groß und weiß wie Klaviertasten. »Das ist ja großartig, Süßer. Ich nehme an, Christine gehört auch zu diesem Überraschungspäckchen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, sie kommt nicht, John. Sie ist noch nicht über das hinweg, was damals mit Geoffrey Shaffer passiert ist. Sie hat immer noch Angst um ihr Leben – um das Leben von uns allen. Sie will mich nicht mehr sehen. Es ist aus zwischen uns.«

Sampson starnte mich an. »Ihr habt doch fantastisch zueinander gepasst. Das glaube ich einfach nicht, Süßer.«

»Ich hab's auch nicht geglaubt. Jedenfalls ein paar Monate nicht. Ich habe angeboten, den Dienst bei der Polizei aufzugeben, und ich hätte es auch getan, aber Christine sagte, es würde nichts nützen.«

Ich blickte meinem Freund in die Augen. »Ich habe sie verloren, John. Ich bemühe mich weiterzumachen. Aber es bricht mir das Herz.«

Mein Piepser meldete sich spät am nächsten Abend. Ich war zu Hause. Es war Sampson. »Hier ist die Hölle los, Alex«, sagte er. »Ehrlich.«

»Wo bist du?«, fragte ich.

»Im Augenblick mit Rakeem Powell bei den Wohnblöcken am East Capitol. Einer seiner Spitzel hat uns einen guten Tipp gegeben. Vielleicht haben wir Mitchell Brand gefunden.«

»Wo liegt dann das Problem?«

»Rakeem hat seinen Lieutenant angerufen. Dieser Arsch hat Chief Pittman verständigt. Und jetzt hat der Chief halb Washington hergeschickt.«

Ich glaube, ich sah in diesem Augenblick tatsächlich rot. »Verflucht, es ist immer noch mein Fall. Pittman hat mich aber nicht angerufen.«

»Deshalb rufe ich dich ja an, Süßer. Komm so schnell wie möglich her.«

Ich traf Sampson bei den Wohnblöcken im East Capitol District. Nach Aussage des Spitzels hatte Brand sich dort versteckt. Diese East-Capitol-Siedlung könnte man als »behördlich subventioniertes menschliches Lagerhaus« bezeichnen. Eigentlich sieht es wie ein fehlgeplantes Gefängnis aus. Kalte weiße Schlackenblöcke bildeten Zäune um die Gebäude, die wie Bunker aussahen. Alles war zutiefst deprimierend, aber nicht untypisch für viele Wohnblocks im Southeast. Die armen Menschen, die hier wohnen, schlagen sich durch, so gut es unter diesen Umständen geht.

»Das ist völlig außer Kontrolle geraten, Alex«, schimpfte Sampson, als wir auf einem der kahlen Höfe standen, die die Gebäude trennten. »Viel zu viel Feuerkraft. Zu viele Köche in der Küche. Der Chief of Detectives schlägt mal wieder zu.«

Ich schaute mich um, schüttelte den Kopf und fluchte leise vor mich hin. Das war ein gottverdammter Zirkus. Ich sah mobile Einsatzkommandos und mehrere Detectives von der Mordkommission. Dazu die üblichen Gaffer aus der Gegend.

Mitchell Brand. Herrgott. Konnte er tatsächlich das Superhirn sein?

Schnell streifte ich die Kevlar-Weste über und überprüfte meine Glock. Dann ging ich los und sprach mit dem Chief of Detectives. Ich erinnerte Pittman daran, dass es mein Fall war, was er nicht bestreiten konnte. Er schien mehr als überrascht zu sein, dass auch ich am Schauplatz war.

»Ich übernehme jetzt«, erklärte ich ihm.

»Wir haben Brand in der Falle. Versauen Sie es gar nicht erst«, knurrte Pittman wütend und stapfte davon.

Agent James Walsh erschien kurz nach mir. Aber Betsey Cavalierre kam nicht. Ich ging zu Walsh. Während der letzten Wochen hatten wir uns ein wenig angefreundet, heute Abend kam er mir jedoch sehr distanziert vor. Auch ihm gefiel nicht, was hier ablief. Auch ihn hatte man erst sehr spät angerufen.

»Wo ist Agentin Cavalierre?«, fragte ich ihn.

»Sie hat ein paar Tage frei. Ich glaube, sie besucht eine Freundin in Maryland. Kennen Sie diesen Mitchell Brand?«, fragte Walsh.

»Ich weiß genug über ihn. Wahrscheinlich ist er schwer bewaffnet, falls er da oben ist. Offenbar hat er eine neue Freundin. Sie heißt Theresa Lopez und wohnt in dieser Siedlung. Lopez hat drei Kinder. Ich kenne die Frau vom Sehen.«

»Na, einfach großartig«, sagte Walsh, schüttelte den Kopf und verdrehte die Augen. »Drei Kinder, ihre Mama und ein mutmaßlicher, bis an die Zähne bewaffneter Bankräuber.«

»Sie sagen es. Willkommen in Washington, Agent Walsh. Aber Brand könnte einer von der Bande sein, die bei der MetroHartford zugeschlagen hat. Er könnte das Superhirn sein. Wir müssen ihn kriegen.«

Ich traf mich mit dem Einsatzkommando an einem OP, einem Observierungspunkt, in einem Gebäude in der Nähe. Der OP war ein Studioapartment, das die Drogenfahnder der Wa-

shingtoner Polizei benutzten, die in der Gegend East Capitol arbeiteten. Ich war früher schon öfter in dem Apartment gewesen. Es war meine Gegend.

Wir wollten mit acht Mann in die Wohnung im fünften Stock eindringen und Mitchell Brand überwältigen. Acht Mann waren mehr als genug. »Je mehr, desto sicherer« trifft nur bis zu einem gewissen Punkt zu.

Während die Mannschaft die Waffen überprüfte und die Kevlar-Westen anlegte, blickte ich auf die Straße hinunter. Die Natriumdämpfe der Straßenlaternen schufen unter mir eine gelbliche Nebelatmosphäre. Was für ein übles Bild. Und wenngleich so viele Polizisten in der Gegend waren, ging der Drogenhandel munter weiter. Nichts konnte ihn aufhalten. Ich sah eine Gruppe junger Holzlöffel, die hinter der letzten Häuserecke der Siedlung Crack verkauften. Ein Süchtiger lief mit gesenktem Kopf dorthin. Ein für diese Gegend typisches Früchtchen. Ein mir sehr vertrauter Anblick. Ich kehrte dem Drogenverkauf den Rücken zu, als fände er überhaupt nicht statt.

Ich wandte mich an die Mannschaft. »Mitchell Brand wird gesucht, weil wir ihn wegen des Überfalls auf eine Bank der First Union in Church Falls verhören wollen. Er könnte durchaus unser Verbindungsglied zu der Person sein, die hinter den Banküberfällen steckt. Von allen, die wir bisher haben, ist er der am meisten Verdächtige. Er *könnte* sogar das Superhirn sein.

Unserem letzten Wissensstand zufolge hält Brand sich in der Wohnung seiner Freundin auf. Sie ist sein neuestes Schätzchen. Detective Sampson wird den Plan einer Standardwohnung mit Schlafzimmer herumgehen lassen. In diesem Schlafzimmer vermuten wir Brand, seine Freundin und ihre drei Kinder im Alter zwischen zwei und sechs.«

Ich schaute Agent Walsh an. Zwei seiner Männer gehörten zum Einsatzkommando. Er hatte meinen Worten nichts hinzugefügt.

zufügen, sagte aber zu seinen Leuten: »Die Washingtoner Polizei wird zuerst in die Wohnung der Freundin des Verdächtigen eindringen. Wir werden ihr beim Vordringen Rückendeckung geben und dann die Wohnung stürmen. Das wär's.«

»Okay, machen wir uns auf die Socken«, sagte ich. »Alle müssen äußerst vorsichtig sein. Unseren Informationen über Brand zufolge ist der Mann gefährlich und schwer bewaffnet.«

»Er war in der Armee. Bei einer Spezialeinheit«, fügte John Sampson hinzu. »Wie ist das als Schlagsahne auf der Scheibe?«

Bewaffnet und gefährlich – eigentlich eine sehr verbreitete Wendung, aber für Polizisten bedeutungsschwer.

Wir betraten das Gebäude im Gänsemarsch durch den schmuddligen, spärlich beleuchteten Keller. Dann eilten wir die Treppe hinauf in den fünften Stock. Das Treppenhaus war ebenfalls schmutzig und besaß die Farbe schlechter Zähne. Es gab Hinweise darauf, dass es hier vor kurzem gebrannt hatte: An den Wänden, auf dem Boden, sogar am metallenen Geländer war Ruß. Versteckte sich hier das Superhirn? War er ein Schwarzer? Das FBI hielt es für undenkbar. Warum?

Im dritten Stock scheuchten wir zwei mitleiderregend dünne Crackköpfe auf. Wir hielten unsere Waffen auf die Burschen gerichtet. Sie starrten uns mit hervorquellenden Augen an und hatten eine Heidenangst, sich zu bewegen.

»Wir ha'm niemand nix getan«, krächzte der eine kaputte Typ. Er sah aus wie Ende vierzig, war aber wohl erst Mitte zwanzig.

»Ganz ruhig«, sagte ich leise und zeigte streng mit dem Finger auf sie. »Keinen Mucks.«

Die verängstigten Junkies hatten offensichtlich geglaubt, wir wären ihretwegen gekommen. Sie konnten es nicht fassen, als wir an ihnen vorbeiliefen. Ich hörte Sampson sagen: »Verpisst euch! Das ist euer *letzter* Glückstag.«

Ich hörte Säuglinge weinen und kleine Kinder kreischen und das Stimmengewirr mehrerer Fernseher. Durch die papierdünnen Wände drang Jazz, Hip-Hop und Salsa-Musik. Die ganze Sache schlug mir auf den Magen. Einen Burschen wie Brand in einem Wohngebäude mit so vielen Menschen auszuheben war eine wirklich üble Geschichte, aber alle wollten Ergebnisse. Brand war ein *hervorragender* Verdächtiger.

Sampson berührte mich leicht an der Schulter. »Ich gehe mit Rakeem rein«, sagte er. »Du *folgst*, Süßer. Keine Widerrede!«

Ich runzelte die Stirn, nickte jedoch. Sampson und Rakeem Powell waren die besten Scharfschützen, die wir hatten. Sie waren vorsichtig, clever und erfahren, aber es war verdammt schwierig, die Wohnung zu stürmen. Ich hatte Angst. *Bewaffnet und gefährlich*. Alles konnte jetzt passieren.

Ich wandte mich an einen Detective, der mit beiden Händen einen schweren metallenen Rammsporn hielt, der wie eine kleine stumpfe Rakete aussah. »Brechen Sie die Tür schon auf, Officer. Verdammt noch mal, ich bitte Sie, nicht erst anzuklopfen.«

Ich blickte auf die hinter mir aufgereihten Männer. Alle waren angespannt und besorgt. Ich hielt eine Faust hoch. »Bei vier schlagen wir zu!«, sagte ich.

Ich gab mit den Fingern das Zeichen: eins, zwei, drei, vier!

Der Rammsporn donnerte mit der Durchschlagskraft eines professionellen Footballstürmers gegen die Tür. Die Schlösser platzten sofort auf. Wir stürmten hinein. Sampson und Powell waren mir einen Schritt voraus. Bis jetzt war noch kein Schuss gefallen.

»*Mammiiii!*«, schrie ein kleines Kind erschrocken. Ich hatte instinktiv Angst wegen der Familien, die das Superhirn schon ermordet hatte. Wir wollten nicht, dass hier Blut floss.

Bewaffnet und gefährlich.

Zwei Kinder schauten sich *South Park* im Fernsehen an. Wo war Mitchell Brand? Und wo die Mutter der Kinder, Theresa

Lopez? Vielleicht waren sie gar nicht zu Hause? Manche Menschen ließen ihre Kinder tagelang allein in der Wohnung.

Die Schlafzimmertür vor uns war geschlossen. Irgendwo in der Wohnung erklang Musik. Wenn Mitchell Brand heute Abend hier war, war er nicht allzu besorgt um seine Sicherheit. Aber das hielt ich für unwahrscheinlich. Mir gefiel die ganze Sache überhaupt nicht.

In der Hocke und schussbereit riss ich die Schlafzimmertür auf und schaute hinein. Mein Herz hämmerte. Ein drittes kleines Kind spielte mit einem Teddybär auf dem Fußboden. »Blaubär«, erklärte es mir.

»Blaubär«, flüsterte ich.

Ich lief schnell zurück auf den Flur und sah, wie Sampson eine andere Tür eintrat. *Man hatte uns einen falschen Plan der Wohnung gegeben! Sie hatte zwei Schlafzimmer!*

Plötzlich erschien Mitchell Brand auf dem Korridor. Er schlepppte Theresa Lopez mit sich und drückte ihr einen 45er-Revolver gegen die Stirn. Theresa war eine hübsche junge Frau mit hellbrauner Haut. Sie zitterte am ganzen Leib. Lopez und Brand waren nackt, abgesehen von den dicken Goldketten um seinen Stiernacken, die Handgelenke und den linken Knöchel.

»Runter mit der Waffe, Brand«, rief ich, um den Geräuschpegel der Wohnung zu übertönen. »Sie gehen nirgendwo hin. Sie kommen hier nicht raus. Sie sind klug genug, um das zu wissen. *Runter mit der Waffe!*«

»Aus dem Weg! Lassen Sie mich durch«, brüllte er. »Ich bin klug genug, dir als Erstes ein Loch in die Visage zu ballern.«

Ich blieb ungerührt vor Brand stehen. Sampson und Rakeem Powell waren neben mir. »Der Überfall auf die First Union Bank in Church Falls. Wenn Sie nichts damit zu tun haben, dann haben Sie auch kein Problem.« Ich senkte die Stimme ein wenig. »Lassen Sie die Waffe fallen.«

»Ich hab die First Union nicht ausgeraubt!«, brüllte Brand. »Ich war die ganze Woche in New York City, bei der Hochzeit

von Theresas Schwester. *Jemand will mich reinlegen und mir die Schuld in die Schuhe schieben.*

Theresa Lopez brach in hemmungsloses Schluchzen aus. Ihre Kinder weinten und riefen nach der Mutter. Polizisten und FBI-Beamte hielten sie in sicherer Entfernung zurück.

»Er war wirklich auf der Hochzeit meiner Schwester«, rief Theresa Lopez mir entgegen. In ihren Augen lag ein Flehen. »*Er war auf der Hochzeit!*«

»Mammi! Mammi!«, riefen die Kinder.

»Waffe runter, Brand. Ziehen Sie sich was an. Wir müssen uns mit Ihnen unterhalten. Ich glaube Ihnen, dass Sie auf der Hochzeit waren. Ich glaube Ihnen und Theresa. *Lassen Sie die Waffe fallen!*«

Ich bemerkte, dass mein Hemd bis auf die Haut schweißgetränt war. Ein Kind stand immer noch hinter Brand und Lopez. Genau in der Schusslinie. *Lieber Gott, mach, dass ich diesen Mann nicht erschießen muss.*

Ganz langsam nahm Brand den Revolver von Theresa Lopez' Stirn und ließ die Waffe sinken. Er küsste Theresa auf die Schläfe. »Tut mir Leid, Baby«, flüsterte er.

Mir dämmerte, dass wir einen Fehler begangen hatten. Ich spürte es im Bauch. Als er die Waffe senkte, war ich sicher. Irgendjemand hatte Brand den Überfall *tatsächlich* in die Schuhe schieben wollen. Wir hatten Unmengen an Zeit und Kraft verschwendet, den Mann festzunehmen. Tagelang hatte man uns mit einer falschen Spur geködert.

Ich spürte den eiskalten Atem des Superhirns im Nacken.

Ich kam erst sehr spät aus der Siedlung am East Capitol nach Hause und war nicht gerade in Hochstimmung: zu viel Arbeit, dann die Sache mit Christine und die Festnahme von Mitchell Brand am Abend.

Ich musste mich ein bisschen entspannen, deshalb spielte ich Gershwin und Cole Porter auf dem Klavier, bis ich die Augen

nicht mehr offen halten konnte. Dann schleppte ich mich nach oben. Ich schlief in der Sekunde ein, in der mein Kopf das Kissen berührte.

Am nächsten Morgen schlief ich lange. Erst gegen halb acht ging ich nach unten, um mit Nana und Damon zu frühstücken. Für die Familie Cross war dies ein großer Tag. Ich würde nicht einmal zur Arbeit gehen. Ich hatte wichtigere Dinge zu erledigen.

Wir verließen das Haus um halb neun Uhr und fuhren zum St. Anthony's-Krankenhaus. Jannie kam heute nach Hause.

Sie wartete schon auf uns, hatte bereits gepackt und trug Jeans und ein »Sorge um die Erde«-T-Shirt, als wir ihr Zimmer betraten. Nana hatte ihr die Sachen am Vortag gekauft – natürlich hatte Jannie ihr genau gesagt, was sie sich wünschte.

»Los, gehen wir! Ich kann es nicht erwarten, nach Hause zu kommen.« Sie kicherte. »Hier ist mein Gepäck.« Sie reichte Damon ihren kleinen rosa Rucksack. Er verdrehte die Augen, nahm ihn aber.

»Und wie lange soll diese Spezialbehandlung dauern?«, fragte er.

»Den Rest deines Lebens.« Sie klärte ihren Bruder knallhart über Männer und Frauen auf. »Vielleicht sogar noch länger.«

Plötzlich huschte ein Ausdruck von Angst über Jannies Gesicht. »Ich darf doch nach Hause, oder nicht?«, fragte sie mich.

Ich nickte und lächelte. »Klar doch. Aber du darfst nicht zu Fuß hinausgehen. Krankenhausvorschriften, mein Schatz.«

Jannie schaute ein bisschen niedergeschlagen drein. »Nicht im Rollstuhl! Nicht bei meinem großen Abschied!«

Ich hob sie hoch. »Doch, im Rollstuhl«, sagte ich. »Du bist sehr hübsch angezogen. Du siehst bei deinem Abschied wunderschön aus, Prinzessin.«

Wir machten am Schwesternzimmer Halt, und Jannie verabschiedete sich von allen und wurde fest in die Arme geschlossen. Danach verließen wir endlich das St. Anthony's-

Krankenhaus.

Jannie war wieder gesund. Die Diagnose der Biopsie an dem entfernten Tumor hatte ergeben, dass dieser gutartig war. Jannie hatte alle Aussichten auf ein gesundes Leben, und ich war noch nie so erleichtert gewesen. Falls ich je vergessen hätte, wie teuer Jannie mir war – was ich allerdings stark bezweifle –, würde ich es nie wieder vergessen. Jannie, Damon und der kleine Alex waren meine Schätze.

Die Heimfahrt dauerte kaum zehn Minuten. Jannie benahm sich im Auto wie ein ausgelassenes Hündchen. Sie streckte das Gesicht durchs Fenster, schaute alles mit großen Augen an und schnupperte die versmogte Stadtluft, die sie als »echt ätzend« und »absolut einmalig« einstufte.

Zu Hause parkte ich den Wagen, Jannie stieg langsam, beinahe ehrfürchtig aus. Sie betrachtete unser altes Heim, als wäre es die Kathedrale von Notre Dame. Dann drehte sie sich dreihundertsechzig Grad um die eigene Achse, beäugte die Gegend an der Fünften Straße und nickte beifällig.

»Nirgends ist es schöner als zu Hause«, flüsterte sie schließlich. »Genau wie im *Zauberer von Oz*.« Sie blickte mich an. »Du hast sogar den Drachen mit Batman und Robin vom Baum geholt. Gelobt sei der Herr.«

Ich grinste und spürte, wie sich ein wohliges, warmes Gefühl in meinem Innern ausbreitete. Ich wusste, was es war: *Ich hatte keine Todesangst mehr, Jannie zu verlieren.* »Na ja, ehrlich gesagt ist Nana hochgeklettert und hat den Drachen runtergeholt«, sagte ich.

»Hör auf!« Nana Mama lachte und winkte mir zu.

Wir folgten Jannie ins Haus, und sie hob sofort die Katze Rosie hoch. Sie hielt Rosie dicht ans Gesicht, worauf diese sie mit der Sandpapierzunge ableckte. Dann tanzte sie mit der Katze einen magischen Moment lang, so wie sie es am Abend der Taufe des kleinen Alex getan hatte.

Leise sang sie dabei: »Rosen sind rot, Veilchen sind blau.

Ich bin so glücklich, zu Hause zu sein. Ich liebe euch alle.«

Es war so schön, ihr zuzuschauen und ein Teil dessen zu sein. *Ja, Jannie Cross, du hast Recht. Nirgends ist es so schön wie zu Hause. Vielleicht arbeite ich deshalb so wild entschlossen daran, mein Heim zu schützen.*

Aber – vielleicht denke ich auch nur ganz sachlich über mich nach – wie ich nun mal bin und wahrscheinlich immer sein werde.

Am nächsten Morgen ging ich schon früh ins FBI-Außenbüro. Überall im Raum klingelten Telefone, piepten Faxgeräte, ratterten Drucker – gute und schlechte Energie. Inzwischen hatte sich herausgestellt, dass Mitchell Brand nicht unser Mann war und dass man ihm wohl absichtlich den Überfall in die Schuhe geschoben hatte.

Betsey Cavalierre war von ihrem freien Wochenende zurück. Sie war sonnengebräunt, lächelte strahlend und sah sehr erholt aus. Ich fragte mich kurz, wo sie gewesen war, wurde dann aber wieder von dem mächtigen Strudel der Ermittlungen mitgerissen.

Das Hightech-Heerlager des FBI bestand immer noch, aber jetzt waren drei der vier Wände mit Hinweisen bedeckt. Das FBI vertrat den Standpunkt, dass jede Avenue durchforstet werden musste. Der Direktor hielt bereits den traurigen Rekord, die größte Menschenjagd in der Geschichte des FBI zu veranstalten. Die amerikanische Großindustrie übte enormen Druck aus. Das Gleiche war damals passiert, als Anfang der Neunzigerjahre der Unabomber einen New Yorker Geschäftsmann getötet hatte.

Ich verbrachte den Großteil des Tages in einem fensterlosen, stickigen Konferenzraum und schaute mir gemeinsam mit mehreren Detectives und FBI-Agenten eine endlose Zahl von Dias an. Ständig zeigte man uns auf der großen Leinwand Verdächtige. Dann diskutierten wir darüber und teilten sie in drei Katego-

gorien ein: *ausgeschieden*, *aktiv* und *extrem aktiv*.

Um achtzehn Uhr hielt Agent Walsh eine Konferenz ab, bei der die Möglichkeit besprochen wurde, dass die Verbrecher erneut zuschlagen könnten. Betsey Cavalierre kam zu spät zur Besprechung. Sie setzte sich hinten hin und beobachtete alles genau.

Zwei Verhaltenspsychologen des FBI hatten eine Liste denkbarer künftiger Ziele des Superhirns erarbeitet. Diese Ziele schlossen multinationale Banken ein, die größten Versicherungsgesellschaften, Kreditkarten-Unternehmen, Kommunikations-Zentren und Wall-Street-Firmen.

Eine der Verhaltensforscher, Dr. Joanna Rodman, erklärte, dass die Raubüberfälle ein so großes Maß an Hass und Rücksichtslosigkeit zeigten, wie sie es noch nie erlebt hatte. Ihrer Meinung nach genossen es diese Verbrecher, die Behörden auszutricksen; möglicherweise hungerten sie nach öffentlichem Ruhm.

Dann stellte Rodman ihre gewagteste Behauptung in den Raum. Sie glaubte, das Superhirn würde wieder zuschlagen. »Ich bin bereit, jede Wette einzugehen«, sagte sie. »Und ich bin kein Mensch, der üblicherweise wettet.«

Ich schwieg während der Besprechung. Mir war es lieber, hinten zu sitzen und zuzuhören. So hatte ich mich auch als Student an der Georgetown- und später an der John-Hopkins-Universität verhalten.

Agentin Cavalierre war anderer Ansicht. »Was meinen Sie, Dr. Cross? Wird das Superhirn wieder zuschlagen?«, fragte sie, gleich nachdem Dr. Rodman verstummt war. »Würden Sie ebenfalls wetten?«

Ich rieb mir das Kinn und erinnerte mich, dass ich dieselbe Angewohnheit während der letzten Studienjahre gehabt hatte.

»Ich wette eigentlich nie. Die Liste der möglichen Ziele halte ich für sehr exakt. Mit dem meisten von dem, was hier gesagt wurde, stimme ich überein. Eine Person ist der Kopf dieser

Verbrechen, und diese Person hat verschiedene Mannschaften für sehr spezifische Aufgaben angeheuert.«

Ich warf Betsey einen leicht missbilligenden Blick zu, dann fuhr ich fort: »Meiner Ansicht nach dienten die ersten Raubmorde dazu, Angst und Schrecken zu verbreiten, was den Tätern ja auch gelungen ist. Im MetroHartford-Fall allerdings sollte die Mannschaft schnell und entschlossen vorgehen – *je doch ohne Blutvergießen*. Bei dieser Geiselnahme sehe ich keinerlei Hinweise auf Hassgefühle. Das geht vor allem auch aus den Aussagen der Geiseln hervor. Dieser Fall liegt nicht konsequent auf der Linie der früheren Banküberfälle. Die Tatsache, dass niemand getötet wurde, verleitet mich zu der Annahme ... dass der Spuk vorbei ist. Es ist zu Ende.«

»Dreißig Millionen und dann Schluss?«, fragte Betsey Cavalierre. »Das war's?«

Ich nickte. »Ja. Ich glaube, das Superhirn spielt jetzt ›fangt mich, wenn ihr könnt‹. Und *wir können es nicht!*«

Betsey Cavalierre kam zu mir, als die Besprechung zu Ende war. »Ich möchte Ihnen keinen Honig ums Maul schmieren, aber ich stimme Ihnen zu«, sagte sie. »Ich glaube, dass er mit uns spielt. Er könnte uns sogar selbst auf Mitchell Brand gethetzt haben.«

»Das halte ich für durchaus möglich«, sagte ich. »Auch wenn es oberflächlich betrachtet seltsam und verrückt erscheint. Er hat ein über großes Ego und liebt den Wettkampf. Das ist das Beste, was wir bisher haben – unser einziger, leider sehrdürftiger Hinweis.«

»Für heute machen wir Schluss. Trinken Sie doch unten einen Schluck mit mir, Alex. Ich möchte mit Ihnen reden. Ich verspreche auch, nicht über das Superhirn zu quasseln.«

Ich zuckte zusammen. »Betsey, ich muss heute Abend nach Hause. Meine kleine Tochter ist gestern aus dem Krankenhaus entlassen worden«, erklärte ich ihr. »Tut mir ehrlich Leid. Ich

finde es unmöglich, dass ich Ihnen schon zum zweiten Mal absagen muss. Ich will Ihnen wirklich nicht aus dem Weg gehen oder Sie vor den Kopfstoßen.«

Sie lächelte freundlich. »Ich verstehe. Ist doch keine große Sache. Mir hat nur mein sechster Sinn gesagt, dass Sie es nötig haben, mit jemandem zu reden. Fahren Sie nach Hause. Ich habe hier noch jede Menge Arbeit. Ach, noch etwas. Morgen statthen einige von uns der MetroHartford einen Besuch ab. Wir wollen Angestellte und ehemalige Mitarbeiter des Unternehmens befragen. Sie, Alex, sollten zu diesem Team gehören. Es ist wichtig. Wir fahren so gegen acht Uhr vom Bolling Field ab.«

»Ich werde am Bolling sein. Irgendwie werden wir das Superhirn erwischen. Es war sein erster Fehler, uns Mitchell Brand unterzujubeln. Das bedeutet, dass er Risiken eingeht, die er nicht eingehen müsste.«

Ich fuhr nach Hause und genoss ein fantastisches Abendessen mit Nana und den Kindern, das beste in ganz Washington an diesem Abend. Nana hatte einen Truthahn gebraten, was sie alle paar Monate tut. Das weiße Fleisch des Truthahns, sagt sie, sei viel zu lecker, um es nur zweimal im Jahr – zu Thanksgiving und zu Weihnachten – zu essen.

»Hast du das gelesen, Alex?«, fragte sie und reichte mir einen Artikel, den sie aus der *Washington Post* ausgeschnitten hatte. Es war eine Liste, die das Komitee für die Rechte der Kinder aufgestellt hatte. Dort standen die besten und die schlechtesten Orte, um Kinder großzuziehen. Washington, D.C., stand mit Abstand an letzter Stelle.

»Ich hab's gelesen«, sagte ich, konnte eine kleine Stichelei aber nicht unterdrücken. »Jetzt verstehst du hoffentlich, warum ich an so vielen Abenden so lange arbeite. Ich bemühe mich, in unserer Hauptstadt eine Riesensauerei zu beseitigen.«

Nana blickte mir in die Augen. »Du stehst auf verlorenem Posten, Großer.«

Ironischerweise war es der Abend, den wir immer für unser wöchentliches Boxtraining reserviert hatten. Jannie bestand darauf, dass ich mit Damon nach unten ging und sie zuschauen durfte. Damon hatte sich schon eine spitze Bemerkung zurechtgelegt. »Du willst ja bloß sehen, ob ich auch im Krankenhaus lande.«

»Haha!«, erwiderte Jannie. »Außerdem hat Dr. Petito gesagt, dass dein ›Phantomschlag‹ nichts mit meinem Tumor zu tun hatte. Mach dir nichts vor, Damon, du bist kein Muhammad Ali.«

Wir gingen in den Keller und konzentrierten uns auf die Beinarbeit – die Grundlagen. Ich zeigte den Kindern sogar, wie Ali in den beiden Kämpfen in Miami und Lewiston, Maine, Sonny Liston weggeputzt hatte und dann noch Floyd Patterson, nachdem Floyd ihn vor dem Kampf monatelang gereizt hatte.

»Ist das eine Boxstunde oder eine über Alte Geschichte?«, fragte Damon schließlich mit leisem Vorwurf in der Stimme.

»Zwei für den Preis von einer«, rief Jannie begeistert. »Das ist nicht zu schlagen. Boxen und Geschichte. Ich finde das riesig.« Sie war wieder ganz die Alte.

Nachdem die Kinder zu Bett gegangen waren, rief ich Christine an, erreichte aber wieder nur den Anrufbeantworter. Sie nahm nicht ab. Ich hatte das Gefühl, als hätte man mir ein Messer zwischen die Rippen gestoßen. Mir war bewusst, dass ich irgendwie weiterleben musste, hoffte aber immer noch, Christine dazu zu bringen, ihre Meinung zu ändern. Aber das konnte nicht geschehen, solange sie nicht mit mir sprach oder mich auch nur mit dem kleinen Alex sprechen ließ. Ich vermisste ihn schmerzlich.

Wieder endete es damit, dass ich Klavier spielte und daran erinnert wurde, dass Marmelade eine Substanz war, die für gewöhnlich auf Weißbrot, Kindergesichtern und Klaviertasten landete.

Vorsichtig wischte ich das Klavier ab und spielte anschlie-

ßend Bach und Mozart, um meine Seele zu trösten. Aber es funktionierte nicht.

Am nächsten Morgen traf ich um zehn vor acht auf dem Luftwaffenstützpunkt Bolling Field in Anacostia ein. Einsatzleiterin Betsey Cavalierre und drei weitere Agenten, darunter James Walsh, waren pünktlich um acht Uhr zur Stelle. Die Verhaltenspsychologin, Dr. Joanna Rodman aus Quantico, kam wenige Minuten später. Wir flogen in einem glänzend schwarzen Bell-Hubschrauber los, der offiziell und wichtig aussah. Wir waren auf der Jagd nach dem Superhirn. Ich hoffte, dass es umgekehrt nicht auch so war.

Um halb zehn landeten wir an der Zentrale der MetroHartford in der Innenstadt. Als ich das Gebäude betrat, hatte ich das überwältigende Gefühl, dass es von der Versicherungsgesellschaft bewusst so angelegt worden war, um jedermann Vertrauen und Ehrfurcht einzuflößen. Die Eingangshalle hatte eine enorm hohe Decke, überall funkeln des Glas, wie Eis glänzende schwarze Böden und übergroße, moderne schrille Kunstwerke an den Wänden. Im Gegensatz zu dem prächtigen, der Öffentlichkeit zugänglichen Teil wirkten die Büros, als hätte ein unfähiger Praktikant des Architekturbüros oder der einfallsloseste Lohnzeichner sie entworfen. Auf jeder Etage gab es in großen, stickigen Räumen ein Gewirr aus winzigen Büros, die durch halbhhohe Wände getrennt waren. In diesen Löchern fand eine rege »Maulwurftätigkeit« statt, ausreichend Futter für eine Dilbert-Satire. Das FBI hatte zuvor schon Agenten hergeschickt, aber jetzt war es an der Zeit, dass schwerere Geschütze aufgefahren wurden.

Ich sprach an diesem Tag mit achtundzwanzig Leuten und stellte sehr schnell fest, dass nur ganz wenige Angestellte der MetroHartford Sinn für Humor besaßen. *Was gibt's denn hier zu lachen?*, schien das Firmenmotto zu lauten. Auffällig war auch, dass es so wenige Mitarbeiter gab, die gewillt waren, ein

Risiko einzugehen. Einige sagten sogar klipp und klar: »Man kann nie vorsichtig genug sein!«

Meine letzte Befragung erwies sich als die interessanteste. Ich sprach mit einer Frau names Hildie Rader. Ich war gelangweilt und abgelenkt, doch ihre ersten Worte ließen mich sofort aufhorchen.

»Ich glaube, ich bin einem der Entführer begegnet. Er war hier im Hauptbüro. Ich war ihm so nahe wie jetzt Ihnen«, sagte sie.

Ich bemühte mich, nicht allzu viel Erstaunen zu zeigen.
»Warum haben Sie das nicht schon früher jemandem gesagt?«

»Ich habe die Hotline angerufen, die MetroHartford eingerichtet hat. Ich habe mit irgendwelchen Schwachköpfen geredet. Jetzt ist es das erste Mal, dass jemand mich dazu befragt«, erklärte sie.

»Sie haben meine ungeteilte Aufmerksamkeit, Hildie«, versicherte ich ihr.

Hildie war eine korpulente Frau mit liebenswürdigem Lächeln. Sie war zweiundvierzig Jahre alt und hatte als Chefsekretärin gearbeitet. Jetzt war sie nicht mehr für MetroHartford tätig, was der Grund sein mochte, dass niemand sie schon eher befragt hatte. Die Versicherung hatte sie *zweimal* gefeuert. Beim ersten Mal wurde sie aufgrund einer der regelmäßig wiederkehrenden wirtschaftlichen Entschlackungsmaßnahmen entlassen. Zwei Jahre später hatte man Hildie wieder eingestellt, um ihr dann vor drei Monaten wieder zu kündigen – wegen der »schlechten Chemie« zwischen ihrem Chef und ihr, wie sie es ausdrückte. Er war einer der Direktoren der MetroHartford, Louis Fincher. Und Finchers Frau war eine der Geiseln im Bus gewesen.

»Erzählen Sie mir mehr über den Mann, den Sie bei Hartford gesehen haben und der möglicherweise an der Geiselnahme beteiligt war«, forderte ich sie auf, nachdem ich sie hatte reden

lassen.

»Ist da Geld für mich drin?«, fragte sie und beäugte mich misstrauisch. »Ich bin zurzeit arbeitslos, müssen Sie wissen.«

»Das Unternehmen hat eine Belohnung für Informationen ausgesetzt, die zur Festnahme der Täter führen.«

Sie schüttelte den Kopf und lachte. »Ha! Das klingt nach einer langwierigen Sache. Außerdem, kann ich dem Wort der Metro trauen?«

Was sie gesagt hatte, konnte ich nicht widerlegen. Ich wartete, dass sie ihre Gedanken sammelte. Ich spürte, dass sie darüber nachdachte, wie viel sie mir erzählen sollte.

»Ich habe ihn danach bei Tom Quinn's an der Asylum Street wiedergetroffen, in der Nähe vom Pavillion und dem Old State House. Wir haben uns unterhalten, und er hat mir eigentlich recht gut gefallen. Aber er war ein bisschen *zu* charmant. Deshalb haben bei mir die Alarmglocken geläutet. Charmante Männer bedeuten meistens Ärger. Verheiratet? Spinner?«

Wie auch immer, wir plauderten ein Weilchen, und es schien es zu genießen, aber es führte zu nichts, wenn Sie wissen, was ich meine. Übrigens hat er Quinn's als Erster verlassen. Dann traf ich ihn ein paar Abende später *wieder* dort. Aber jetzt war alles ganz anders. Wissen Sie, die Bardame ist eine sehr gute Freundin von mir. Und sie hat mir erzählt, dass dieser Typ sich schon vor dem Abend, an dem wir uns kennen gelernt hatten, nach mir erkundigt hatte. Er kannte sogar meinen Namen und wusste, dass ich für Metro arbeitete. Aus reiner Neugier hab ich mich noch mal mit ihm unterhalten.«

»Hatten Sie keine Angst vor dem Mann?«, fragte ich.

»Nicht, solange wir im Quinn's waren. Da kennen mich alle, und ich würde in einer Nanosekunde Hilfe bekommen, wenn es nötig wäre. Ich wollte wissen, was zum Teufel dieser Kerl wollte. Dann ging mir ein Licht auf. Er wollte viel mehr über MetroHartford wissen als über mich. Er machte es geschickt, aber er wollte eindeutig etwas über die Führungsetage erfahren.«

Wer war der Anspruchsvollste? Wer hatte wirklich das Sagen? Sogar für die Familien hat er sich interessiert. Er erkundigte sich besonders nach Mr Fincher. Und Mr Dooner. Und dann ging er wieder vor mir, wie beim ersten Mal.«

Ich nickte und machte mir die letzten Notizen. »Und Sie haben ihn nie wiedergesehen oder von ihm gehört?«

Hildie Rader schüttelte den Kopf, und ihre Augen wurden schmal. »Aber ich habe einiges *über ihn* gehört. Ich bin eng mit Liz Becton befreundet, einer der Chefsekretärinnen von Mr Dooner, dem Direktor. Er hat bei MetroHartford das Sagen.«

Ich hatte Dooner in Aktion erlebt und teilte Hildies Meinung. Er war der Boss der Bosse bei MetroHartford.

»Da ist noch was Interessantes«, sagte sie. »Liz hatte auch einen Kerl kennen gelernt, der genauso aussah wie meiner bei Quinn's. Kein Wunder, es war nämlich derselbe. Er hatte sich in der Kaffee-Bar im Borders an der Main Street neben sie gesetzt. Er plauderte mit Liz, während sie teure Mokkas und Cappuccinos und was weiß ich tranken. Er wollte einiges von ihr wissen. Raten Sie mal was. Er hat sich für die Führungsriege bei MetroHartford interessiert. Der Bursche war doch einer der Entführer, oder?«

Im Laufe eines langen Tages hatte ich erfahren, dass nahezu siebzigtausend Menschen in der Umgebung Hartfords in der Versicherungsbranche angestellt waren. Abgesehen von MetroHartford, Aetna, Travelers, MassMutual, Phoenix Home Life und United Health Care hatten hier alle ihre Zentrale. Deshalb hatten wir mehr Hilfe, als wir brauchten – und mehr Verdächtige. Das Superhirn konnte irgendwann in der Vergangenheit durchaus mit jeder der Versicherungsgesellschaften in Verbindung gestanden haben.

Als ich an diesem Tag bei der Versicherung fertig war, traf ich mich mit den anderen im nahe gelegenen Marriott, um unsere Notizen zu vergleichen. Der Durchbruch des Tages war

eindeutig Hildie Raders Bericht, dass einer der Entführer wahrscheinlich eine Woche vor der Geiselnahme in Hartford gewesen war.

»Morgen früh befragen wir beide Frauen. Die Rader und die Becton. Dann lassen wir nach ihren Beschreibungen ein Phantombild anfertigen, das wir in den Unternehmen zeigen. Außerdem lassen wir die Beschreibungen herschicken, die wir in Washington aufgenommen haben. Mal sehen, ob es eine Übereinstimmung gibt«, sagte Betsey und lächelte. »Allmählich wird die Spur wärmer. Vielleicht ist das Superhirn doch nicht so gescheit.«

Gegen halb neun Uhr abends verließ ich die Suite, um Jannie und Damon anzurufen, ehe sie ins Bett gingen. Nana nahm den Hörer ab. Sie wusste, dass ich es war, noch ehe ich ein Wort gesagt hatte.

»Hier ist alles in Ordnung, Alex. Das Feuer im heimatlichen Herd brennt auch ohne dich bestens. Du hast einen köstlichen Schmorbraten zum Abendessen verpasst. Sobald ich wusste, dass du nicht kommst, habe ich dein Lieblingsessen gekocht.«

Ich verdrehte die Augen. Ich konnte es nicht glauben. »Hast du wirklich einen Schmorbraten gemacht?«, fragte ich Nana.

Sie kicherte eine halbe Minute. »Natürlich nicht. Aber wir hatten erstklassige Rippensteaks.« Jetzt lachte Nana. Rippensteaks waren mein zweitliebstes Gericht, und ich hatte nach den Sandwiches im Hotel – Pastrami und Käse auf altem Roggenbrot – immer noch Hunger.

Wieder lachte Nana. »Wir haben Truthahnsandwiches gegessen. Danach gab's frischen warmen Pecannusskuchen. À la mode. Jannie und Damon sind hier neben mir. Wir spielen Scrabble, und ich gewinne ihr ganzes Vermögen.«

»Nana hat einen Vorsprung von mickrigen zwölf Punkten und war schon an der Reihe«, sagte Jannie, die sich den Hörer geschnappt hatte. »Ist bei dir alles in Ordnung, Daddy?«, fragte sie. Ihre Stimme klang beinahe mütterlich.

»Warum sollte bei mir denn nicht alles in Ordnung sein?«, fragte ich sie. Tatsächlich fühlte ich mich schon viel besser. Nana hatte mich zum Lachen gebracht. »Und wie geht's euch?«

Jannie kicherte. »Ich bin so gut wie immer. Und Damon ist erstaunlich nett. Er hat sogar schon seine Hausaufgaben gemacht. Super! Jetzt übernehme ich beim Scrabble endgültig die Führung. Aber wir vermissen dich alle. Pass auf, dass dir nichts passiert. Wage ja nicht, dass dir was passiert.«

Ich fühlte mich ziemlich kaputt, schleppste mich aber zurück, um die Arbeitssitzung mit den FBI-Agenten zu Ende zu bringen. *Pass auf, dass dir nichts passiert*, dachte ich, als ich den langen Hotelkorridor entlangging. Jannie hörte sich beinahe an wie Christine. *Pass auf, dass dir nichts passiert. Wage ja nicht, dass dir was passiert.*

Meine Gedanken waren weit weg, als ich klopfte und Betsey Cavalierre die Tür zu ihrem Zimmer aufmachte. Die anderen Agenten waren offenbar in der Zwischenzeit gegangen. Betsey hatte sich umgezogen und trug jetzt ein weißes T-Shirt, Jeans und war ohne Schuhe.

»Tut mir Leid, aber ich musste zu Hause anrufen«, entschuldigte ich mich.

»Wir haben sämtliche Probleme gelöst, während Sie weg waren.« Sie grinste.

»Perfekt«, meinte ich. »Gott schütze das FBI. Ihr seid wirklich die Besten. Treue, Tapferkeit, Integrität.«

»Sie kennen das Motto auf unserem Wappen. Nein, eigentlich waren alle kaputt. Wir könnten es jetzt mit dem Drink probieren, wenn Sie mögen. Entschuldigungen dürften Sie heute wirklich keine mehr haben. Wie wär's mit der Roof Bar oben auf dem Dach, über die ich im Aufzug so viel gelesen habe? Oder wir könnten uns das Connecticut Sports Museum anschauen. Oder das Hartford-Polizeimuseum.«

»Roof Bar hört sich gut an«, sagte ich. »Sie können mir ja von dort oben die Stadt zeigen.«

Von der Bar hatte man tatsächlich einen herrlichen Blick auf Hartford und Umgebung. Ich sah von meinem Sitz aus die hell leuchtenden Firmenzeichen von Aetna und Travelers ebenso wie die Route 84, die sich nach Norden zur Massachusetts Turnpike schlängelte. Betsey bestellte ein Glas Cabernet. Ich nahm ein Bier.

»Wie sieht's zu Hause aus?«, fragte sie, sobald der Kellner mit unserer Bestellung gegangen war.

Ich lachte. »Ich habe zwei Kinder zu Hause, und beide sind wundervoll, aber in unserem Leben gibt es ein gewisses Maß an Wandel und Veränderung.«

»Ich bin eins von sechs Geschwistern«, sagte Betsey.

»Die Älteste und Verwöhnteste. Ich weiß alles über Wandel und Veränderung in Familien.«

Sie lächelte. Es gefiel mir, dass sie gelöster wurde. Es gefiel mir auch, dass ich ebenfalls gelöster wurde.

»Haben Sie ein Lieblingskind?«, fragte sie. »Selbstverständlich, aber Sie wollen es mir nicht verraten. Das weiß ich. Ich war der Liebling meines Vaters und meiner Mutter. Darauf beruht das immer wiederkehrende Problem in meiner schrecklich ichbezogenen Lebensgeschichte.«

Ich lächelte weiterhin. »Wo liegt das Problem? Ich sehe keines. Ich hielt Sie für vollkommen.«

Betsey knabberte Salznüsse aus der Hand und schaute mir in die Augen. »Das Überflieger-Syndrom. Was ich auch gemacht habe, nie war es gut genug – *für mich*. Alles musste perfekt sein. Keine Fehler, keine Ausrutscher«, erklärte sie und lachte über sich selbst. Das gefiel mir an ihr: Sie war überhaupt nicht arrogant, und ihre Betrachtungsweise der Dinge schien mir ziemlich gesund zu sein.

»Streben Sie immer noch nach diesen hohen Idealen?«, fragte ich.

Sie strich sich mit den Fingern das dunkle Haar aus der Stirn. »Ja und nein. Was die Arbeit angeht, bin ich so ziemlich dort, wo ich hinwollte. Für das FBI bin ich sooo gut. Wie lautet das Zitat? ›Ehrgeiz produziert mehr vertrauenswürdige Sklaven, als gebraucht werden.‹ Trotzdem muss ich gestehen, dass ich eine gewisse Ausgewogenheit in meinem Leben vermisste. Es gibt ein hübsches Bild für die Ausgewogenheit des Lebens«, sagte sie. »Sie jonglieren mit vier Bällen, die Sie Arbeit, Familie, Freunde und Lebensmut genannt haben. *Arbeit* ist ein Gummiball. Lässt man ihn fallen, hüpfst er wieder hoch. Die anderen Bälle – die sind aus Glas.«

»Ich habe im Leben etliche von diesen Glasbällen fallen lassen. Manchmal splittert nur ein Stück ab, aber manchmal zerpringen sie auch in tausend Scherben.«

»Genau.«

Unsere Getränke kamen, und wir nahmen die obligatorischen nervösen Schlucke. Ziemlich komisch. Wir wussten beide, was hier ablieft, aber nicht, wohin es führte, und ob es eine gute oder eher eine schlechte Idee war. Betsey war warmherziger und viel kraftspendender, als ich erwartet hatte. Außerdem war sie eine gute Zuhörerin.

»Ich wette, Sie verstehen es ziemlich gut, Arbeit, Familie und Freunde im Gleichgewicht zu halten. Auch Ihre Gemütsverfassung scheint okay zu sein«, sagte sie.

»In letzter Zeit bin ich bei der Arbeit nicht gerade ausgeglichen. Aber Sie haben ebenfalls eine gute Einstellung zum Leben. Sie sind enthusiastisch, positiv. Die Menschen mögen Sie. Aber das haben Sie alles bestimmt schon früher gehört.«

»Nicht so oft, dass ich es nicht gern wieder höre.« Sie hob ihr Weinglas. »Ich trinke auf positives Denken. Und auf zweimal lebenslänglich für unseren Freund Superarsch.«

»Auf zweimal lebenslänglich für den Superarsch«, sagte ich und hob mein Glas Bier.

»Ja, da sitzen wir nun im berühmten Hartford«, sagte sie und

blickte hinaus auf das Lichtergewirr der Stadt. Ich betrachtete sie einen Moment lang und war ziemlich sicher, dass sie wollte, dass ich sie anschaute.

»Was?«, fragte ich.

Sie lachte wieder, und ihr Lachen war ansteckend. Sie lächelte hinreißend; dabei kamen ihre dunklen strahlenden Augen besonders zur Geltung. »Was meinen Sie mit *was*?«

»Was? Nur ein schlichtes Was?«, neckte ich sie. »Sie wissen ganz genau, wovon ich spreche.«

Sie lachte immer noch. »Ich *muss* Ihnen diese Frage stellen, Alex. Mir bleibt keine andere Wahl. Ich habe keinen freien Willen. Also ... Es könnte peinlich für mich werden, aber das ist mir egal. Okay. Also, wollen Sie mit zurück in mein Zimmer kommen? Ich würde mich freuen. Keine feste Bindung. Trauen Sie mir, ich werde nie klammern.«

Ich wusste nicht, was ich Betsey antworten sollte, aber ich sagte nicht nein.

Wir waren beide sehr still, als wir die Hotelbar verließen. Ich fühlte mich ein wenig unwohl, vielleicht sogar sehr unwohl.

»Eigentlich mag ich Bindungen«, sagte ich schließlich zu ihr. »Manchmal mag ich sogar ein bisschen Klammern.«

»Das weiß ich. Lassen Sie sich dieses eine Mal treiben. Es wird uns beiden gut tun. Es wird schön sein. Es hat sich im Lauf der Zeit entwickelt, und jetzt kribbelt es.«

Ja, es kribbelte.

Sobald wir im Aufzug des Hotels waren, küsstet ich Betsey zum ersten Mal, und es war ein zarter, süßer Kuss. Er war etwas Besonderes, so wie erste Küsse sein sollen. Sie musste sich auf die Zehenspitzen stellen, um meine Lippen zu erreichen. Ich wusste, das würde ich niemals vergessen.

Sie lachte, als sie sich von mir gelöst hatte – ihr üblicher Ausbruch von Fröhlichkeit. »*Soo* klein bin ich gar nicht. Ich

bin fast ein Meter sechzig. Und, war er gut? Unser Kuss?«
»Es hat mir gefallen, dich zu küssen«, antwortete ich. »Aber du bist so klein.«

Ihr Mund hatte nach Pfefferminz geschmeckt, und der Geschmack hielt an. Ich fragte mich, wann sie ein Pfefferminz in den Mund gesteckt hatte. Sie war gerissen und flink. Ihre Haut fühlte sich weich und glatt an. Ihr dunkles Haar glänzte und wippte auf ihren Schultern. Ich konnte nicht abstreiten, dass ich mich zu ihr hingezogen fühlte.

Aber was sollte ich tun? Ich hatte das Gefühl, dass es viel zu früh für mich war. Viel zu früh, ja, bei weitem zu früh.

Die Aufzugtür öffnete sich. Ich spürte einen Anflug von Erwartung, vielleicht auch einen Anflug von Angst. Ich hatte keine Ahnung, wie ich die Situation bewältigen sollte, aber ich wusste, dass ich Betsey Cavalierre gern hatte. Ich wollte sie in den Armen halten, wollte wissen, wer sie war und wie es war, mit ihr zusammen zu sein, und wie ihr Verstand arbeitete, was sie träumte und was sie als Nächstes sagen würde.

»Walsh«, sagte Betsey.

Schnell traten wir zurück in den Aufzug. Mir stockte das Herz. *Mist!*

Sie schaute mich an und brach in Lachen aus. »April, April! Da draußen ist gar keiner. Sei nicht so nervös! Aber ich bin's ehrlich gesagt auch.«

Jetzt lachten wir beide. Auf alle Fälle machte es Spaß, mit ihr zusammen zu sein. Vielleicht reichte das jetzt aus. Ich fühlte mich in ihrer Gesellschaft wohl, vor allem, wenn wir so herrlich lachten.

Kaum in ihrem Zimmer, nahmen wir uns in die Arme. Sie fühlte sich warm an. Langsam fuhr ich ihr mit meinen Fingern über den Rücken, und sie seufzte leise. Ich rieb meinen Daumen in winzigen Kreisen über ihren gesamten Rücken. Behutsam massierte ich ihre Haut und spürte, wie sich ihre Atemzüge meinem Rhythmus anglichen. Auch mein Herz raste.

»Betsey«, flüsterte ich. »Ich kann nicht. Noch nicht.«
»Ich weiß«, flüsterte sie zurück. »Aber halte mich bitte noch ein bisschen fest. Das ist so schön. Erzähl mir von ihr, Alex. Mir kannst du es sagen.«

Ich dachte, dass sie wahrscheinlich Recht hatte. Ich konnte mit ihr reden, ich wollte es sogar. »Es ist – wie ich schon gesagt habe –, dass ich Bindungen mag. Intimität ist für mich ungeheuer wichtig, aber ich habe das Gefühl, dass man sie sich verdienen muss. Ich habe eine Frau geliebt. Sie heißt Christine Johnson. Es schien für uns beide das Richtige zu sein. Es gab keinen Moment, den ich nicht mit ihr verbringen wollte.«

Dann brach ich zusammen. Ich wollte es nicht, aber das Schluchzen kam aus heiterem Himmel. Dann weinte ich lange und heftig, konnte kaum aufhören. Mein Körper bebte, aber ich spürte Betsey, die mich fest hielt.

»Es tut mir Leid«, stieß ich endlich hervor.

»Muss es nicht«, sagte sie. »Du hast nichts falsch gemacht. Gar nichts. Im Gegenteil, du hast alles richtig gemacht.«

Schließlich löste ich mich ein wenig aus ihrer Umarmung und schaute ihr ins Gesicht. In ihren wunderschönen braunen Augen standen Tränen.

»Wir wollen uns nur umarmen«, sagte sie. »Ich glaube, wir beide brauchen Umarmungen. Sie sind so schön.«

Betsey und ich hielten uns noch lange fest umschlungen, dann ging ich zurück auf mein Zimmer – allein.

Das Superhirn fühlte sich so selbstsicher und war so erregt, dass er es kaum ertragen konnte. *An diesem Abend war er hier in Hartford.* Er hatte keine Angst mehr. Niemand vermochte ihm Angst einzujagen. Nicht das FBI. Niemand, der in diesen Fall verwickelt war.

Wie den eigenen Sieg noch größer machen? Wie sich noch mal erfinden? Das waren seine einzigen Sorgen. Wie kann ich noch besser werden, immer besser?

Für heute Abend hatte er einen Plan – einen ganz neuen Plan. Was er vorhatte, war clever und pervers zugleich. Er hatte noch nie von etwas Derartigem gehört. Es war seine wunderschöne, originelle Kreation.

Es war eine seiner leichtesten Übungen, in ein kleines Apartment mit Garten am Stadtrand von Hartford einzubrechen. Er schnitt eine Scheibe aus der Glastür zur Loggia, griff hinein und drehte am Türkopf. Voilà – schon war er drin.

Einen köstlichen Moment lang lauschte er, wie die Wohnung atmete. Er hörte nur das Rauschen des Windes in den Bäumen, die um einen kleinen, stillen schwarzen Teich standen.

Er hatte ein wenig Angst, im Haus zu sein, aber diese Angst war nur natürlich und berauschte ihn. Die Angst machte diesen Augenblick zu einem Höhepunkt für ihn. Er streifte die Präsident-Clinton-Maske über – die gleiche Maske, die beim ersten Bankraub benutzt worden war.

Leise schlich er sich ins Schlafzimmer hinten in der Wohnung. Jetzt hatte er ein richtig gutes Gefühl, beinahe, als gehöre er hierher.

Der Moment der Wahrheit!

Ganz, ganz leise öffnete er die Schlafzimmertür. Der Raum roch nach Sandelholz und Jasmin. Er blieb auf der Schwelle stehen, bis seine Augen sich an die schwache Beleuchtung gewöhnt hatten. Er blinzelte und studierte das Zimmer, bis er sich orientieren konnte. Er sah sie!

Jetzt! Los! Keine Sekunde verlieren!

Er bewegte sich sehr schnell. Er schien durchs Zimmer auf das breite Bett zu fliegen. Mit dem gesamten Gewicht warf er sich auf die schlafende Gestalt.

Ein erschreckter Schrei gellte auf. Blitzschnell drückte er ihr breites Isolierband über den Mund. Dann fesselte er die schlanken Handgelenke mit Handschellen an die Bettpfosten.

Klick, klick. So schnell. So effizient.

Seine Geisel versuchte zu schreien, sich zu drehen und zu

winden, sich zu befreien. Sie trug ein kurzes gelbes Seiden-nachthemd. Der Stoff fühlte sich gut an, deshalb riss er ihr das Hemd vom Leib. Er liebkoste die Seide, strich damit über sein Gesicht, zog sie dann zwischen den Zähnen hin und her.

»Es nützt alles nichts! Du kannst dich nicht befreien. Hör auf! Das stört. Versuch, dich zu entspannen. Ich werde dir nicht wehtun«, sagte er. »Es ist sehr wichtig für mich, dass dir *kein* Leid zugefügt wird.«

Er ließ ihr einige Sekunden Zeit, um zu begreifen, was er gesagt hatte. Um es zu verarbeiten.

Er beugte sich hinunter, bis sein Gesicht nur eine Handbreit vor dem ihren war. »Ich werde dir erklären, weshalb ich hier bin und was ich vorhave. Ich werde mich sehr, sehr deutlich und präzise ausdrücken. Ich vertraue dir, dass du keiner Menschenseele ein Wort davon erzählst. Solltest du es doch tun, werde ich ebenso mühelos zurückkommen wie heute Abend. Ich komme durch jedes Sicherheitssystem, das für Geld zu haben ist. Und wenn ich wiederkomme, werde ich dich foltern. Ich werde dich umbringen, aber zuvor werde ich dir noch etwas viel Schlimmeres antun.«

Sein Opfer nickte. Endlich hatte es begriffen. »Foltern« war das Zauberwort gewesen. Vielleicht sollte man es in Schulen öfter benutzen.

»Ich habe dich seit längerer Zeit beobachtet und studiert. Ich glaube, du bist perfekt für mich. Nein, ich bin *sicher* – und für gewöhnlich habe ich in diesen Dingen Recht. In neunundneunzig Prozent der Fälle habe ich Recht.«

Die Geisel begriff nicht, was er meinte; er konnte es in ihren Augen lesen. *Die Lampen brannten, aber es war niemand zu Hause.*

»Hier ist die Idee, das Konzept: Ich werde versuchen, dir heute Nacht ein Baby zu machen. Ja, du hast richtig gehört. Ich will, dass du das Baby *bekommst*«, erklärte das Superhirn. »Ich habe deinen Empfängniszyklus genau studiert und weiß daher,

wann du schwanger werden kannst. Frag nicht wie, aber ich habe es getan. Glaube mir, ich meine das todernst.«

»Wenn du das Baby nicht bekommst, besuche ich dich wieder, *Justine*. Falls du das Baby abtreibst, werde ich dich auf so grauenvolle Weise foltern, wie du es dir nicht vorstellen kannst, und dich anschließend töten. Aber keine Angst, das Kind wird etwas ganz Besonderes«, sagte das Superhirn. »Dieses Kind wird ein Meisterstück. *So, und jetzt schlafe mit mir, Justine.*«

Am Mittag des folgenden Tages schien der Fall eine neue grauenvolle und unerwartete Wendung zu nehmen. Ich machte gerade eine Vernehmung bei MetroHartford, als Betsey hereinstürmte. Sie bat mich, mit auf den Korridor zu kommen. Ihr Gesicht war aschfahl.

»O nein. Was ist?« Mehr brachte ich nicht heraus.

»Alex, es ist so unheimlich, dass ich immer noch zittere. Hör dir an, was gerade passiert ist. Gestern Nacht wurde eine fünfundzwanzigjährige Frau in ihrer Wohnung im Außenbezirk von Hartford vergewaltigt. Der Vergewaltiger sagte zu ihr, er wolle, dass sie *sein Kind bekäme*. Nachdem er verschwunden war, ist die Frau ins Krankenhaus gefahren. Man hat die Polizei verständigt. Im Polizeibericht steht, dass der Vergewaltiger eine Clinton-Maske getragen hat – wie die beim ersten Banküberfall, Alex. Außerdem hat er sich *Superhirn* genannt.«

»Ist die Frau noch im Krankenhaus? Ist die Polizei bei ihr?«, fragte ich. Mein Verstand lief auf Höchsttouren. Sofort schwirrten mir verschiedene Möglichkeiten durch den Kopf. Auf Anhieb schloss ich jeden Zufall aus. *Ein Superhirn mit Clinton-Maske, am Stadtrand von Hartford?* Das kam der Sache zu verdammmt nahe.

»Dann hat die Frau das Krankenhaus verlassen und ist nach Hause gefahren, Alex. Soeben wurde sie tot aufgefunden. Er hatte sie gewarnt, niemandem etwas zu sagen und nicht abzu-

treiben. Sie hat ihm nicht gehorcht. Sie hat einen Fehler begangen. Er hat sie *vergif tet*, Alex. Der Mistkerl soll in der Hölle schmoren.«

Betsey Cavalierre und ich fuhren in die Wohnung der Toten. Der Tatort war mehr als grauenvoll. Die Frau lag auf dem Boden in der Küche, grotesk gekrümmt. Ich erinnerte mich an die Leichen von Brianne und Errol Parker. Die arme Frau war *bestraft* worden. Die Techniker vom FBI waren überall in der Wohnung und im Garten. Für Betsey und mich gab es hier nichts mehr zu tun. Der Schweinehund war hier in Hartford gewesen – und vielleicht hielt er sich noch immer hier auf. Er verhöhnte uns.

Dieser Fall hielt uns mehr in Atem als viele frühere. Es schien unmöglich, zu ermitteln, wer hinter den Überfällen und den grausamen Morden steckte. Wir waren schlachtweg ratlos.

Wer, zum Teufel, war dieses Superhirn? War er tatsächlich in der vergangenen Nacht und heute Morgen in Hartford gewesen? Warum ging er solche Risiken ein?

Ich arbeitete bis kurz vor neunzehn Uhr in den MetroHartford-Büros. Ich bemühte mich, mir nichts anmerken zu lassen, aber ich war mit meinen Kräften fast am Ende. Ich befragte noch mehrere Angestellte, dann ging ich ins Personalbüro und las die Post, die Spinner an die MetroHartford gesandt hatten. Es waren Berge. Das meiste waren Hassbriefe von trauernden oder wütenden Angehörigen, denen man die Schadensregulierung verweigert hatte oder die das Gefühl hatten, das Verfahren dauere viel zu lang – was üblicherweise der Fall war. Ich unterhielt mich eine Stunde lang mit Terry Mayer, der Leiterin des Sicherheitsdienstes für das Gebäude. Sie gehörte nicht zu Steve Boldings Truppe. Er war ein auswärtiger Berater. Terry erklärte mir die Verfahrensweisen für Postüberwachung, Bombendrohungen und E-Mail-Drohungen. Es gab sogar ein Formular, das überall verteilt worden war und auf dem erklärt wurde, wie man bei möglichen Briefbomben Alarm schlug.

»Wir waren auf viele mögliche Katastrophen vorbereitet«, sagte Terry Mayer. »Aber nicht auf die, die eingetreten ist.«

Ich ließ die Ereignisse des Tages vor meinem geistigen Auge vorüberziehen. Immer wieder sah ich die vergiftete junge Frau. Das Superhirn hatte gewollt, dass sie sein Baby bekommen sollte. Das bedeutete, dass er wahrscheinlich keine eigenen Kinder hatte. Er wollte einen Erben, ein winziges Stück Unsterblichkeit.

Ich kehrte noch am selben Abend mit dem letzten Flug nach Washington zurück. Als ich nach Hause kam, war es kurz nach dreiundzwanzig Uhr. Die Küchenfenster waren hell erleuchtet. Das obere Stockwerk war dunkel. Wahrscheinlich schliefen die Kinder schon.

»Ich bin zu Hause«, verkündete ich, als ich die quietschende Küchentür aufmachte. Sie musste geölt werden, wie ich feststellte. Wieder einmal geriet ich mit den häuslichen Reparaturarbeiten ins Hintertreffen.

»Hast du sämtliche Schurken erwischt?«, fragte Nana spöttisch. Sie saß am Küchentisch. Vor sich hatte sie das Buch *Die Farbe des Wassers* aufgestellt.

»Wir bewegen uns in die richtige Richtung. Endlich hat der Schurke ein paar Fehler begangen. Er geht hohe Risiken ein. Ich bin zuversichtlicher als bisher. Gefällt dir das Buch?«, fragte ich. Ich wollte das Thema wechseln. *Ich war zu Hause*.

Nana schürzte die Lippen und lächelte mich an. »Ich bin zuversichtlich, dass es gut ist. Auf alle Fälle schreibt der Mann hinreichend. Aber wechsle nicht das Thema. Setz dich und rede mit mir, Alex.«

»Kann ich nicht stehen bleiben und reden, während du für mich einen Happen zum Abendessen machst?«

Nana runzelte die Stirn und schüttelte ungläubig den Kopf.
»Hast du im Flugzeug nichts zu essen bekommen?«

»Das Abendessen bestand aus in Honig gerösteten Erdnüs-

sen und einem kleinen Plastikbecher Coca Cola. Das hat zum Rest des Tages gepasst. Ist das Hühnchen gut? Und die frischen Brötchen?«

Nana legte den Kopf auf die Seite. Sie warf mir von unten einen finsteren Blick zu. »Nein, es ist verdorben. Ich habe es in den Kühlschrank gestellt, weil es schon stinkt. Was glaubst du denn, Alex? Selbstverständlich ist es gut. Es ist ein wahres kulinarisches Meisterwerk.«

Ich wandte den Blick vom Kühlschränkinnern ab und schaute Nana an. »Entschuldigung. Streiten wir uns gerade?«

»Überhaupt nicht. Du würdest wissen, wenn dem so wäre. Wie geht's dir? Mir geht es gut. Du arbeitest wieder zu viel. Aber du scheinst dabei aufzublühen. Immer noch der Drachentöter, was? Ein Leben mit dem Schwert in der Hand und so.«

Ich nahm das Hühnchen aus dem Kühlschrank. Ich war kurz vor dem Verhungern. Wahrscheinlich hätte ich es kalt verschlingen können. »Vielleicht wird dieser grässliche Fall bald vorbei sein.«

»Und dann kommt der nächste und der nächste und danach wieder einer. Neulich habe ich einen ziemlich guten Spruch gelesen: *Man kann sich ständig verbessern – und dann ist man tot.* Was hältst du davon?«

Ich nickte und stieß einen tiefen Seufzer aus. »Hast du es auch satt, mit einem Detective der Mordkommission zusammenzuleben? Ich kann es dir nicht verdenken.«

Nana verzog das Gesicht. »Nein, überhaupt nicht. Eigentlich genieße ich's. Aber ich kann schon verstehen, warum nicht jeder das so großartig findet.«

»Ich auch, vor allem an Tagen wie diesem. Ich finde es nicht gut, was zwischen Christine und mir passiert ist. Ehrlich gesagt, macht es mich verrückt. Es macht mich traurig. Es zerreißt mir das Herz. Aber ich verstehe, wovor Christine solche Angst hat. Ich fürchte mich auch davor.«

Langsam nickte Nana. »Auch wenn es nicht Christine sein

kann – du brauchst trotzdem jemanden. Und Jannie und Damon auch. Wie wär's, wenn du mal Prioritäten setzen würdest?«

»Ich verbringe viel Zeit mit den Kindern. Aber ich werde mich bemühen«, sagte ich und legte das Hühnchen ins heiße Fett.

»Wie kannst du das, Alex? Du arbeitest ständig an Mordfällen. Das scheint derzeit deine einzige Priorität zu sein.«

Nanas Behauptung schmerzte. War es die Wahrheit? »Zurzeit gibt es eine Menge übler Mordfälle. Ich werde schon jemanden finden. Es muss da draußen doch einen Menschen geben, der glaubt, dass ich ein bisschen Ärger wert bin.«

Nana lachte. »Wahrscheinlich irgendein Serienkiller. Die scheinen sich ja ganz besonders zu dir hingezogen zu fühlen.«

Gegen ein Uhr ging ich endlich ins Bett. Ich war gerade oben an der Treppe, als das Telefon klingelte. *Verdammt!* Fluchend lief ich in mein Zimmer und nahm den Hörer ab, ehe das Klingeln das ganze Haus weckte.

»Jaaa?«

»Tut mir Leid«, flüsterte eine Stimme. »Tut mir wirklich Leid, Alex.«

Es war Betsey.

Trotzdem war ich froh, ihre Stimme zu hören. »Schon gut. Was ist denn los?«, fragte ich.

»Alex, wir haben einen echten *Durchbruch* in dem Fall. Gute Nachrichten. Gerade ist etwas passiert. Ein fünfzehnjähriges Mädchen aus Brooklyn hat sich soeben gemeldet, um die Belohnung der Versicherungsgesellschaft zu kassieren! In New York nimmt man die Kleine sehr ernst. Das Mädchen behauptet, ihr Vater sei einer der Männer, die beim MetroHartford-Verbrechen mitgemacht haben. Sie kennt auch die anderen Täter. Alex, es sind New Yorker Polizisten! Das Superhirn ist ein Bulle!«

Das Superhirn ist ein Bulle. Wenn das stimmte, ergab es in vieler Hinsicht einen Sinn. Es erklärte teilweise, weshalb er so viel über Sicherheitsvorkehrungen in Banken gewusst hatte – und über uns.

Viertel nach fünf Uhr morgens traf ich mich mit Betsey Cavalierre und vier weiteren FBI-Agenten auf Bolling Field. Ein Hubschrauber wartete auf uns. Wir starteten in einer dicken grauen Suppe. Kaum waren wir in der Luft, verschwand bereits der Boden unter uns.

Wir waren aufgeregt und extrem neugierig. Betsey saß mit ihrem Kollegen Michael Doud in der ersten Reihe. Sie trug ein hellgraues Kostüm mit weißer Bluse und sah wieder ernst und offiziell aus. Agent Doud verteilte Ordner mit Dossiers der verdächtigen Detectives in New York City.

Ich las das Hintergrundmaterial, während wir geradewegs nach New York flogen. Die fraglichen Detectives waren aus Brooklyn. Sie arbeiteten für das Einundsechzigste Revier, das sich in der Nähe von Coney Island und Sheepshead Bay befand. Laut Spickzettel war dieses Revier eine Mischung verschiedener Kulturen und Krimineller: Mafia, Russen, Asiaten, Hispanos, Schwarze. Die fünf verdächtigen Polizisten arbeiteten seit über zwölf Jahren zusammen und waren nachweislich eng befreundet.

Den Akten zufolge waren sie »gute Beamte«. Aber es hatte auch Warnsignale gegeben. Sie benutzten ihre Waffen häufiger als der Durchschnitt, sogar für Drogenfahnder. Gegen drei der fünf waren mehrmals Disziplinarverfahren eingeleitet worden. Anführer des Rudels war Detective Brian Macdougall.

Über die fünfzehnjährige Zeugin gab es ein halbes Dutzend Seiten. Sie war Detective Brian Macdougalls Tochter, eine Einserschülerin an der Ursuline Highschool, aber offenbar auch eine Einzelgängerin, die nie viele Freunde gehabt hatte. Sie schien verantwortungsbewusst, zuverlässig und glaubwürdig zu sein, jedenfalls nach den Aussagen der New Yorker Polizisten,

die sie vernommen hatten.

Auch der Grund, weshalb das Mädchen den eigenen Vater denunzierte, war plausibel: Er trank und verprügelte dann zu Hause ihre Mutter. »*Und er hat die Entführung bei der Metro-Hartford begangen. Er und seine Polizeikumpel*«, hatte das Mädchen ausgesagt.

Offen gestanden, hatte ich ein gutes Gefühl. Alles lief nach dem üblichen Schema ab: Man warf eine Menge Netze aus und überprüfte sie, und gelegentlich hatte man etwas drin. Und sehr oft kamen die Hinweise von einem Freund oder Verwandten des Verbrechers. Wie von dieser zornigen Tochter, die sich an ihrem Vater rächen wollte.

Um halb acht betraten wir das Konferenzzimmer im One Police Plaza, wo mehrere Angehörige der New Yorker Polizei auf uns warteten, darunter der Chief of Detectives. Ich fungierte als Vertreter der Washingtoner Polizei. Mir war klar, dass Kyle Craig maßgeblich daran beteiligt war, dass ich an dieser Besprechung teilnahm. Er wollte, dass ich die Geschichte des Mädchens aus erster Hand hörte.

Kyle wollte wissen, *ob ich der Kleinen glaubte*.

Veronica Macdougall war bereits in dem großen Konferenzzimmer. Sie trug verknitterte Jeans und ein ausgefranstes grünes Sweatshirt. Ihr lockiges rotes Haar war ungepflegt. Die dunklen Augenringe verrieten mir, dass sie seit geraumer Zeit nicht geschlafen hatte.

Das Mädchen atmete schnell und tief. Ihre Augen waren kleine grüne Perlen und voller Angst. »Ich habe gestern Nacht etwas aufgeschrieben. Ordnung in meine Gedanken gebracht. Ich lese Ihnen meine Aussage vor, dann können Sie Fragen stellen, wenn Sie wollen.«

Der Chief of Detectives meldete sich. Er war ein schwergewichtiger Mann mit dichtem grauem Schnurrbart und langen Koteletten. Er gab sich Mühe, die Kleine nicht einzuschüchtern.

tern. »Das ist prima, Veronica. Mach es, wie du willst. Uns ist alles recht. Lass dir ruhig Zeit.«

Veronica schüttelte den Kopf und wirkte sehr, sehr unsicher. »Ich bin okay. Ich muss das tun«, erklärte sie. Dann begann sie mit ihrer Geschichte.

»Mein Vater ist einer von den Typen, den die Leute einen richtigen Mann nennen. Und er ist sehr stolz darauf. Seinen Freunden gegenüber ist er nett und zuverlässig, vor allem bei den Kollegen von der Polizei. Er ist der Typ ›prima Kumpel‹. Aber er hat noch eine andere Seite. Meine Mutter war früher sehr hübsch. Das war vor zehn Jahren und dreißig Pfund Körpergewicht. Sie braucht hübsche Dinge. Ich meine, sie braucht einfach Dinge, Besitz wie Kleider und Schuhe. Sie *ist* ihr Besitz.

Sie ist vielleicht wirklich nicht gerade der klügste Mensch auf der Welt, aber mein Vater hält sich selbst dafür. Deshalb nörgelt er ständig an ihr herum. Vor ein paar Jahren hat er angefangen zu trinken. Und wenn er voll war, ist er richtig bösartig geworden und hat meine Mutter geschlagen. Er nennt sie ›Schlampe‹ und ›Sandsack‹. Ist er nicht ein kluges Kerlchen?«

Veronica machte eine Pause und ließ den Blick durchs Zimmer schweifen. Sie wollte unsere Reaktion auf ihre Worte prüfen. Es war gespenstisch still im Raum. Keiner von uns konnte den Blick von dem Teenager und der in den grünen Augen aufsteigenden Wut abwenden.

»Deshalb bin ich heute hier. Deshalb bin ich imstande, etwas so Schreckliches zu tun, wie meinen eigenen Vater zu verpfefen.«

Wieder machte Veronica eine Pause und schaute uns trotzig an. Meine Augen ruhten wie gebannt auf ihr. Die Augen aller Anwesenden. Ja, es ergab wirklich einen Sinn: der entscheidende Hinweis von einem Familienmitglied.

»Mein Vater weiß nicht, dass ich viel klüger bin als er – und außerdem bin ich eine sehr gute Beobachterin. Vielleicht habe

ich das von ihm gelernt. Ich erinnere mich, dass ich so mit zehn genau wusste, dass ich auch Polizistin werden wollte. Ziemliche Ironie, nicht? Ziemlich pathetisch, finden Sie nicht auch?

Als ich älter wurde, fiel mir auf, dass mein Vater viel mehr Geld zu haben schien, als er haben sollte. Manchmal machte er mit uns eine ›Schlechtes-Gewissen-Reise‹ nach Irland oder in die Karibik. Und er hatte immer Geld. Trug sehr teure Kleidung, edle Sachen von Barneys und Saks. Jedes zweite Jahr fuhr er ein neues Auto. Und in Sheepshead Bay lag ein schnittiges weißes Segelboot.

Voriges Jahr war mein Vater an einem Freitagabend schrecklich besoffen. Ich weiß noch, dass er am Samstag mit seinen Kollegen zur Aquädukt-Rennbahn wollte. Er ging zu Fuß zum Haus meiner Großmutter, nur ein paar Straßen von uns entfernt. Ich folgte ihm an diesem Abend. Er war viel zu betrunken, um es zu bemerken.

Mein Vater ging in einen alten Geräteschuppen hinter Großmutters Haus. Drinnen schob er eine Werkbank zur Seite und nahm ein paar Bretter herunter. Ich konnte nicht genau sehen, was er tat, deshalb bin ich am nächsten Tag wieder hingegangen und habe hinter die Bretter geschaut. Da war Geld – ‘ne Menge. Ich habe keine Ahnung, woher es stammte. Ich weiß es heute noch nicht. Aber ich wusste, dass es nicht das Gehalt eines Polizisten war. *Ich habe fast zwanzigtausend Dollar gezählt.* Ein paar hundert habe ich eingesteckt, das hat er nie gemerkt.

Danach habe ich die Augen offen gehalten. Vor kurzem – so vor einem Monat – haben mein Vater und seine Freunde irgendein Ding geplant. Es war so offensichtlich. Sie haben immer nach dem Dienst zusammengesteckt. Und eines Abends habe ich gehört, wie er zu seinem Kumpel Jimmy Crews etwas über Washington gesagt hat. Danach ist er für vier Tage weggefahren.

Am vierten ist er nachmittags nach Hause gekommen. Es

war der Tag nach der MetroHartford-Geiselnahme. Gegen drei Uhr fing er an zu ›feiern‹, um sieben war er schon jenseits von gut und böse. An dem Abend hat er meiner Mutter einen Wangenknochen gebrochen. Er verletzte sie am Auge und hätte es beinahe ausgeschlagen. Mein Vater trägt diesen blöden Siegelring von St. John's. Diese Spezialtruppe, Sie wissen schon. Später am Abend bin ich zum Schuppen meiner Großmutter gegangen und habe das Geld gefunden. Ich konnte es nicht fassen. So viel Geld, alles Scheine.«

Veronica Macdougall griff unter den Tisch und zog einen hellblauen Rucksack hervor, die Sorte, die Schulkinder tragen. Sie öffnete ihn, holte mehrere Bündel Geldscheine heraus und zeigte sie uns. Ihr Gesicht war eine Maske aus Scham und Schmerz.

»Hier sind zehntausendvierhundert Dollar. Das Geld war im Schuppen meiner Großmutter. Mein Vater hat es da versteckt. Er hat bei dieser Geiselnahme in Washington mitgemacht. Er hält sich für so gottverdammst gescheit.«

Erst jetzt, als Veronica uns alles bis zu Ende erzählt hatte, machte sie schlapp und weinte. »Es tut mir Leid«, sagte sie. »Es tut mir sehr Leid.« Meiner Meinung nach entschuldigte sie sich für die Taten ihres Vaters.

Ich glaubte ihr. Mir schwirrte immer noch der Kopf von Veronica Macdougalls schrecklichem Geständnis über ihren Vater, den Polizisten. Jetzt stellte sich die fesselnde Frage: Hatte diese Gruppe Detectives in Brooklyn auch die früheren Banküberfälle als »Superhirne« geleitet? Hatten sie eiskalt mehrere Menschen ermordet, ehe sie die Geiselnahme bei MetroHartford in Angriff nahmen? War einer dieser Polizisten das »Superhirn«?

Ich hatte Unmengen Zeit, darüber nachzudenken, während wir uns an diesem endlosen Tag mit dem FBI, dem Bürgermeister und dem Commissioner von New York herumstritten. In-

zwischen wurden die fünf Detectives beschattet, aber man gab uns kein grünes Licht, sie festzunehmen. Es war so frustrierend und entnervend, als wenn man einen ganzen Tag im Stau auf dem Long-Island-Expressway oder in der New Yorker U-Bahn feststeckte. Man überprüfte die Anwesenheitsnachweise der Polizisten in der Dienststelle an den Tagen, an denen die Banküberfälle verübt worden waren. Andere Detectives, sogar Spitzel, wurden in aller Stille befragt. Man hatte das Geld hergeschafft, das man im Schuppen bei Brian Macdougalls Mutter gefunden hatte, und es war eindeutig ein Teil des Lösegelds.

Um achtzehn Uhr war immer noch nichts entschieden. Keiner von uns konnte diese Verzögerung begreifen. Betsey tauchte kurz auf und meldete, dass immer noch kein Fortschritt erzielt sei. Gegen neunzehn Uhr ging ich und nahm mir in einem Hotel ein Zimmer.

Ich wurde immer wütender. Ich duschte heiß, blätterte dann in einem Zagat's-Stadtführer und suchte ein gutes Restaurant im Stadtzentrum. Gegen einundzwanzig Uhr bestellte ich schließlich beim Zimmerservice etwas zu essen. Ich hatte an Christine und Alex gedacht. Ich hatte keine Lust mehr, auszugehen. Vielleicht, wenn Betsey verfügbar gewesen wäre, aber sie war damit beschäftigt, gegen die Maschinerie der Police Plaza Krieg zu führen.

Ich stopfte mir die Kissen in den Rücken und versuchte *Regengebete* von Dennis Lehane zu lesen. In letzter Zeit hatten mir eine Reihe von Büchern sehr gefallen: *Die Frau des Piloten*, *Der Rattenfänger*, *Harry Potter und der Stein der Weisen* und Lehanes Werke.

Doch ich konnte mich nicht konzentrieren. Ich wollte diese fünf New Yorker Polizisten festnehmen. Ich wollte zu Hause bei den Kindern sein. Ich wollte, dass der kleine Alex ein Teil unserer Familie war. Dieser Punkt hatte mich in letzter Zeit besonders beschäftigt.

Schließlich dachte ich an Betsey Cavalierre. Ich hatte mich

dagegen gesträubt, aber jetzt erinnerte ich mich an unser »Rendezvous« in Hartford. Ich mochte sie – so einfach war das. Ich wollte sie Wiedersehen und hoffte, dass auch sie mich Wiedersehen wollte.

Gegen elf Uhr abends klingelte das Telefon in meinem Zimmer. Es war Betsey. Sie klang müde und frustriert, ganz und gar nicht so munter wie sonst.

»Ich mache jetzt bald Schluss hier im Police Plaza. Ich *hoffe* es. Ob du ‘s glaubst oder nicht: Wir sind bereit, die Kerle morgen festzunehmen. Aber du kannst dir nicht vorstellen, was hier heute für ein Scheiß abgelaufen ist. Gerede über die Bürgerrechte der Polizisten ... die moralische Auswirkung auf die New Yorker Polizei ... wie die Festnahme ›auf die richtige Art und Weise‹ vonstatten gehen soll. Niemand sagt klipp und klar: *Das sind fünf ganz linke Bazillen. Wahrscheinlich sogar Mörder. Nehmt die traurigen Arschlöcher fest.*«

»Das sind fünf ganz linke Bazillen, und nimm die traurigen Arschlöcher fest«, sagte ich zu Betsey.

Ich hörte sie lachen. »Das werden wir, Alex. Morgen, in aller Frühe. Wir nehmen sie fest. Vielleicht kriegen wir dann auch das Superhirn. Ich muss hier noch mindestens eine Stunde bleiben. Ich sehe dich morgen – *ganz früh.*«

Vier Uhr ist wirklich sehr früh am Morgen. Und zu dieser Stunde sollten wir laut Zeitplan bei den Wohnungen der fünf Detectives sein. Alles war geklärt. Zummindest hoffte ich, dass das politische Tauziehen vorüber war.

Halb vier ist noch früher, und um diese Zeit trafen wir uns irgendwo im Nassau County draußen auf Long Island. Ich kannte die Gegend nicht sehr gut, aber es war eine ausgezeichnete Wohnlage und sehr hübsch, weit weg von der Fünften Straße und dem Southeast. Jemand meinte, das Viertel sei deshalb so ungewöhnlich, weil hier viele Bullen und Mafiosi in offensichtlicher Harmonie beisammen wohnten.

Der Fall war Angelegenheit des Bundes, deshalb hatte Betsey Cavalierre offiziell das Kommando bei den Festnahmen. Ein Beweis dafür, wie hoch man sie in Washington schätzte, und auch in New York.

»Freut mich zu sehen, dass alle heute Morgen hellwach und ausgesprochen arbeitswütig sind. Oder ist es noch Nacht? In welcher Zeitzone sind wir eigentlich?« Für diesen Scherz erntete sie einige Lächeln. Wir waren vierzig Leute, eine Mischung aus Polizei und FBI, das allerdings eindeutig das Kommando bei diesen morgendlichen Razzien führte. Betsey teilte uns in Teams ein. Ich war in ihrer Gruppe.

Alle waren einsatzbereit und unglaublich aufgeputscht, als wir zu einem zweistöckigen Haus an der High Street in Massapequa fuhren. In diesem Vorort schien noch niemand auf zu sein. Ein Hund bellte in einem Garten in der Nähe. Tau glitzerte auf den gepflegten Rasenflächen ringsum. Hier, wo Detective Brian Macdougall mit seiner verprügelten Frau und der verbitterten, wütenden Tochter wohnte, schien es sich wirklich gut leben zu lassen.

Betsey sprach in ihr Handie-Talkie. Dafür, dass sie an vorderster Front war, wirkte sie extrem ruhig. »Sprechprobe.« Dann: »Team A, durch die Vordertür. Team B -Küche. Team C – Veranda. Team D ist die Nachhut. *Jetzt los!* Schnappt ihn euch!«

Auf Betseys Zeichen hin stürmten die Polizisten und FBI-Agenten zum Haus und schwärmt aus. Betsey und ich schauten zu, da wir Team D waren, die Nachhut.

Team A war rasch und sauber ins Haus gelangt.

Dann auch Team B. Von der Stelle, wo wir parkten, konnten wir das dritte Team nicht sehen. Sie waren hinter dem Haus verschwunden.

Von drinnen drang Geschrei heraus. Dann hörten wir ein lautes *Paff*. Eindeutig ein Gewehrschuss.

»O Scheiße!« Betsey schaute entsetzt zu mir herüber. »Mac-

dougall hat auf uns gewartet. Wie konnte das passieren, zum Teufel?«

Es folgten weitere Gewehrschüsse. Jemand schrie. Eine Frau kreischte und fluchte. War es Veronica Macdougalls Mutter?

Betsey und ich sprangen aus dem Auto und liefen zum Haus der Macdougalls, gingen aber noch nicht hinein. Ich dachte daran, dass vier weitere Wohnungen in Brooklyn jetzt ebenfalls gestürmt wurden. Ich hoffte, dass es dort nicht überall solchen Ärger gab wie hier.

»Meldet euch«, sagte Betsey in ihr Handie-Talkie. »Was geht da drinnen vor? Mike? Was ist schief gelaufen?«

»Rice ist ausgefallen. Ich bin vor dem Elternschlafzimmer im ersten Stock. Macdougall und Frau sind drinnen.«

»Wie geht es Rice?«, fragte Betsey sehr besorgt.

»Brustwunde. Er ist bei Bewusstsein. Aber die Wunde blutet stark. Rufen Sie sofort einen Krankenwagen. Macdougall hat auf ihn geschossen.«

Plötzlich ging im ersten Stock ein Fenster auf. Ich sah eine Gestalt auf das angebaute Garagendach springen und gebückt weiterlaufen.

Betsey und ich rannten auf den Mann zu. Ich erinnerte mich, dass sie an der Georgetown-Universität eine gute Lacrosse-Spielerin gewesen war. Sie war immer noch verdammt schnell.

»Er ist *draußen!* Macdougall ist auf dem Garagendach«, meldete sie den anderen.

»*Ich kriege ihn!*«, sagte ich. Er lief auf dem Garagendach zu einer Ecke, wo eine Reihe Tannen stand. Ich konnte nicht sehen, was hinter den Bäumen war. Wahrscheinlich der nächste Garten, das nächste Haus.

»Macdougall!«, brüllte ich aus voller Brust. »Halt! Polizei! Bleiben Sie stehen, oder ich schieße!«

Er blickte nicht zurück, blieb nicht stehen, zögerte keine Sekunde. Macdougall sprang in die Tannen.

Ich rannte mit eingezogenem Kopf durchs Unterholz, das mir die Arme zerkratzte, bis sie bluteten. Brian Macdougall war in dem Nachbargarten noch nicht weit gekommen.

Ich lief ungefähr ein Dutzend Schritte hinter ihm, dann warf ich mich auf ihn. Ich zielte mit meiner rechten Schulter gegen seine Kniekehlen. Ich wollte Macdougall verletzen, möglichst schmerhaft.

Er schlug hart zu Boden, war aber ebenso mit Adrenalin voll gepumpt wie ich. Er wand sich aus meinen Armen. Blitzschnell war er wieder auf den Beinen – ich jedoch auch. »Sie hätten unten bleiben sollen«, sagte ich. »Sie dürfen keine Fehler machen. Und aufzuspringen war ein Fehler.«

Ich verpasste Macdougall eine harte rechte Gerade. Das fühlte sich gut an. Sein Kopf schnellte fünfzehn Zentimeter zurück.

Ich tänzelte hin und her. Macdougall schlug einen wilden Haken, der mich weit verfehlte. Dafür landete ich wieder einen Treffer. Er knickte in den Knien ein, ging aber nicht zu Boden. Er war wirklich ein zäher Straßenbulle.

»Ich bin beeindruckt«, sagte ich, um ihn zu reizen. »Aber Sie hätten trotzdem unten bleiben sollen.«

»Alex!« Ich hörte Betseys Schrei, als sie durch den Garten lief.

Macdougall boxte ziemlich gut, aber seine Schläge waren zu vorhersehbar, sodass seine Faust nur meine Stirn streifte. Außerdem saß nicht allzu viel Dampf hinter seinen Schlägen. Selbst wenn er voll getroffen hätte – ich hätte es wegstecken können. »Schon besser«, spottete ich. »Gewicht von den Fersen, Brian. Und auf die Deckung achten.«

»Alex!«, rief Betsey wieder. »Nimm ihn fest! Gottverdammt. Jetzt!«

Ich wollte den Körperkontakt mit Macdougall, wollte Dampf ablassen, wollte noch eine Minute länger im Ring mit ihm stehen. Meiner Meinung nach hatte ich das verdient – und er hatte verdient, was er jetzt hier draußen bekam. Er schlug einen wil-

den Haken, aber ich wischte seitlich aus. Er wurde bereits müde.

»Diesmal verprügeln Sie nicht Ihre Frau oder Ihre kleine Tochter«, sagte ich. »Diesmal haben Sie ‘s mit einem Gegner Ihres Kalibers zu tun. *Ich* schlage zurück, Macdougall.«

»Leck mich!«, stieß er wütend hervor, rang dabei aber nach Luft. Sein Gesicht und Hals waren von Schweiß bedeckt.

»Sind Sie unser Mann? Sind Sie das Superhirn, Brian? Haben Sie alle diese Menschen ermordet?«

Er antwortete nicht, deshalb hämmerte ich ihm die Linke in die Magengrube. Mit schmerzverzerrtem Gesicht krümmte er sich.

Inzwischen waren Betsey und noch einige andere Agenten bei uns. Sie schauten nur zu. Sie verstanden, worum es ging. Auch sie wollten es so.

»Auf die Fußballen, Mann«, riet ich Macdougall. »Sie kämpfen immer noch auf den Fersen.«

Er murmelte irgendetwas. Ich konnte es nicht verstehen. Es war mir auch egal, was er zu sagen hatte. Wieder schlug ich ihn in den Magen. »Sehen Sie? Nicht nur zum Kopf schlagen, auch zum Körper. Den Gegner schön weich klopfen«, erklärte ich ihm. »Das bringe ich schon meinen Kindern bei.«

Noch ein Uppercut in seinen Magen. Er war nicht schwammig; der Schlag fühlte sich gut an, so als würde man gegen einen schweren Sack schlagen. Dann ein wuchtiger Haken gegen Macdougalls Kinnspitze. Mit dem Gesicht nach unten fiel er auf den Rasen. Und dort blieb er. Er war k.o.

Ein wenig außer Atem und leicht schwitzend stand ich über ihm. »Brian Macdougall, ich habe Ihnen eine Frage gestellt. Sind Sie das Superhirn?«

Die nächsten beiden Tage waren kräftezehrend und fürchterlich frustrierend. Die fünf Detectives saßen im Metropolitan Correctional Center am Foley Square in Haft. Es war ein sicherer Ort, wo des Öfteren Informanten und andere kriminelle

Bullen aus Gründen der eigenen Sicherheit einsäßen.

Ich befragte die fünf Detectives. Mit dem Jüngsten, Vincent O’Malley, fing ich an, und mit Brian Macdougall hörte ich auf. Er schien der Anführer zu sein. Ein Detective nach dem anderen bestritt jegliche Mitwirkung an der MetroHartford-Geiselnahme.

Mehrere Stunden nach Brian Macdougalls Befragung bat er, mich erneut sprechen zu dürfen.

Als man den Polizisten in Handschellen in das Verhörzimmer am Foley Square brachte, hatte ich das Gefühl, dass sich etwas verändert hatte. Ich las es in seinem Gesicht.

Macdougall war sichtlich aufgebracht, als er sprach. »Das ist ganz anders, als ich mir vorgestellt hatte. Im Knast. Hier auf der falschen Seite des Tisches zu sitzen. Wissen Sie, das ist mehr ein Verteidigungsspiel. Man bemüht sich, den Ball übers Netz zu schlagen.«

»Möchten Sie etwas?«, fragte ich. »Was Kaltes zu trinken?«

»Zigarette?«

Ich ließ Zigaretten ins Verhörzimmer bringen. Jemand legte eine Schachtel Marlboro auf den Tisch und verschwand sofort wieder. Macdougall steckte sich eine Zigarette an und tat so genüsslich den ersten Zug, als wäre das größte Vergnügen, das ihm die Welt zu bieten hatte, eine Marlboro zu rauchen. Vielleicht hatte er tatsächlich dieses Gefühl.

Ich beobachtete, wie seine Augen ins Leere drifteten; dann wurde sein Blick wieder schärfer. Offensichtlich war er gescheit und dachte nach. Das Superhirn? Geduldig wartete ich, dass er mir sagte, was er von mir wollte. *Irgendetwas* wollte er.

»Ich habe viele Detectives erlebt, die es so machen«, sagte er und stieß eine Rauchwolke aus. »Sie können zuhören. Sie machen keine Fehler.«

Es folgte eine Schweigeminute. Wir hatten beide alle Zeit der Welt. »Was wollen Sie von uns?«, fragte ich schließlich.

»Gute Frage, Detective. Dazu komme ich gleich. Wissen Sie,

anfangs war ich ein wirklich anständiger Bulle«, sagte er. »Aber wenn die ersten Ideale sich in Luft auflösen, muss man aufpassen.«

»Ich werde mich bemühen, daran zu denken«, meinte ich und lächelte leicht. Ich gab mir Mühe, nicht herablassend zu klingen.

»Was hält Sie auf Trab?«, fragte Macdougall. Meine Antwort schien ihn zu interessieren. Vielleicht amüsierte ich ihn. Aber wahrscheinlicher war, dass er mit mir spielte. Für den Augenblick war es mir recht.

Ich schaute ihm in die Augen und sah Leere darin, vielleicht sogar Reue. »Ich möchte weder meine Familie noch mich selbst enttäuschen. So bin ich nun mal. Vielleicht habe ich nicht viel Fantasie.«

Rauch quoll durch seine Finger. »Sie haben mich gefragt, was ich will. Das war die richtige Frage. Ich handle stets aus Eigeninteresse – das war schon immer so.« Er seufzte laut. »Na schön, dann will ich Ihnen mal sagen, was ich will.«

Mir war klar, dass ich jetzt nicht sprechen, sondern zuhören musste.

»Erstens, bei MetroHartford ist keinem irgendwas geschehen. Wir haben bei unseren Jobs nie jemanden verletzt.«

»Was ist mit den Buccieris? Mit James Bartlett? Mit Miss Collins?«, fragte ich.

Macdougall schüttelte den Kopf. »Damit habe ich nichts zu tun. Das wissen Sie. *Ich weiß, dass Sie es wissen.*«

Er hatte Recht. Ich war nicht der Meinung, dass er etwas mit den früheren Banküberfällen zu tun hatte. Der Stil war anders gewesen. Außerdem zeigten die Anwesenheitslisten der Detectives, dass sie an mehreren Tagen, an denen Überfälle verübt worden waren, gearbeitet hatten. »Okay. Und wie fahren wir fort? Sie wissen, dass wir die Person fassen wollen, die diese Überfälle geplant hat. Das ist jetzt im Augenblick das einzige Wichtige für uns.«

»Ja, ich weiß. Und hier ist mein Vorschlag: Sie alle werden verdammt hart daran zu knabbern haben, aber Verhandlungen kommen nicht in Frage. Ich will den besten Handel, *den ich als Bulle je erlebt habe*. Das heißt Zeugenschutz in einem Country Club, zum Beispiel in Greenhaven. Nach höchstens zehn Jahren bin ich wieder raus. Ich habe den gleichen Handel bei einem Mordfall erlebt. Ich weiß, was möglich ist und was nicht.«

Ich sagte nichts. Das war auch nicht nötig. Macdougall wusste, dass ich so einen Handel nicht allein abschließen konnte. »Und jetzt würde ich gern Ihren Knüller hören«, sagte ich. »Was bekommen wir von Ihnen?«

Er starrte mir in die Augen. Sein Blick war fest.

»Im Gegenzug – *liefere ich ihn aus*. Ich werde Ihnen sagen, wie Sie den Kerl kriegen, der die Morde und Überfälle geplant hat. Er nennt sich Superhirn. Und ich weiß, wo er steckt.«

FÜNFTES BUCH

ABSTURZ

Das FBI, die New Yorker Polizei und das Justizministerium hielten etliche Besprechungen auf höchster Ebene ab, um auf Brian Macdougalls Angebot die bestmögliche Antwort zu finden. Ich war ziemlich sicher, dass zumindest bis Montag keine klare Entscheidung fallen würde.

Um halb vier nahm ich den Shuttle zurück nach Washington. Betsey Cavalierre und Michael Doud blieben in New York, nur für den Fall, dass sich etwas tat.

Ich musste mich um einige persönlich wichtige Dinge kümmern. Abends gingen die Kinder, Nana und ich ins Kino, um uns *Star Wars: Episode I – Die dunkle Bedrohung* anzuschauen. Wir amüsierten uns prima, obwohl wir gehofft hatten, im Film mehr von Samuel L. Jackson zu sehen. Mir war eine leichte Veränderung im Verhältnis zwischen Jannie und Damon aufgefallen. Seit ihrer Krankheit war er viel geduldiger mit ihr. Jannie neckte ihren Bruder zwar noch immer, piesackte ihn jedoch weniger. In den vergangenen Wochen waren beide sehr erwachsen geworden. Meiner Meinung nach würden sie Freunde und würden es für den Rest ihres Lebens bleiben.

Am Samstagmorgen beschloss ich, ein klarendes Gespräch mit den Kindern zu führen. Ich hatte mir bei Nana schon einige gute Ratschläge geholt, was ich ihnen unbedingt sagen müsse. Nanas Reaktion war typisch für sie: Ihr tat es unsäglich Leid, was sich zwischen Christine und mir zugetragen hatte. Und was den kleinen Alex betraf, konnte sie es kaum erwarten, ihn zu Hause zu haben. »Ich liebe Babys, Alex. Das wird mein Leben um Jahre *verlängern*.« Beinahe glaubte ich ihr.

»Das werden keine gute Neuigkeiten, stimmt's?«, meinte Damon, als er mich über den Frühstückstisch hinweg anschau-te.

Ich grinste ihn an. »Na ja, das stimmt nur zur Hälfte. Wo soll

ich anfangen?«, sagte ich und geriet jetzt schon ins Stolpern.

»Am Anfang«, schlug Jannie vor.

Am Anfang? Wo genau war der Anfang?

Schließlich kam ich gleich zum Thema. »Christine und ich haben uns lange Zeit sehr nahe gestanden. Ich glaube, das wisst ihr beide. Wir stehen uns immer noch nahe, aber in letzter Zeit hat die Situation sich verändert. Nach diesem Schuljahr zieht sie aus Washington fort. Ich weiß noch nicht genau, wohin sie gehen will. Aber wir werden sie auf alle Fälle nicht mehr oft sehen.«

Jannie fiel der Unterkiefer herab. »In der Schule ist sie auch ganz anders, Dad«, meinte Damon. »Das sagen alle. Sie wird so schnell wütend. Und sie guckt immer so traurig.«

Es tat mir weh, das zu hören. Ich hatte das Gefühl, dass es zum Teil meine Schuld war. »Sie hat Schreckliches durchgemacht«, sagte ich. »Man kann sich nicht mal vorstellen, wie schlimm es für sie war. Sie erholt sich immer noch von dieser grässlichen Sache. Und das kann noch ziemlich lange dauern.«

Jetzt hatte Jannie die Sprache wiedergefunden. Ihre Stimme klang überraschend kleinlaut. In ihren Augen stand Sorge. »Was ist mit Alex Junior?«

»Der kleine Alex bleibt bei uns. Das sind die guten Neuigkeiten, die ich versprochen habe.«

»Hurra! Hurra!«, rief Jannie und führte einen ihrer improvisierten Tänze auf. »Ich liebe Alex Junior.«

»Das ist echt super«, sagte Damon und strahlte. »Ich freue mich, wenn er nach Hause kommt.«

Ich war auch froh und fragte mich, wie ein einziger Moment so voller Freude und zugleich voller Traurigkeit sein konnte. Der Junge würde zu uns kommen, aber Christine würde fort sein. Jetzt war es offiziell. Ich hatte es Nana und den Kindern mitgeteilt. So leer und einsam hatte ich mich seit langem nicht gefühlt.

Je gefährlicher, desto größer das Lustgefühl. Das Superhirn kannte bereits die Wahrheit dieser Maxime, und das hier war in der Tat gefährlich. Geld war etwas Wunderbares, aber Geld allein genügte nicht. Es war die Gefahr, die ihm einen Adrenalinstoß bescherte und ihn auf Hochtouren brachte.

FBI-Agent James Walsh lebte allein in einem kleinen Ranchhaus außerhalb von Alexandria. Das Haus war ebenso schlicht und bescheiden wie Agent Walsh selbst. Es passte perfekt zu seiner Persönlichkeit. Es war ein »ehrliches« und »aufrichtiges« Heim.

Das Superhirn hatte wenig Schwierigkeiten, in das Haus einzudringen, und das verwunderte ihn nicht. Polizisten konnten unglaublich schlampig sein, was die Sicherheitssysteme ihrer eigenen Wohnung betraf. Walsh war nachlässig, vielleicht auch nur arrogant.

Das Superhirn wollte schnell hinein und rasch wieder weg, ohne unvorsichtig zu sein. *Die Dielen knarzten.* Das wusste er bereits – er war früher schon einmal im Haus gewesen.

Die Dielen knarzten leider immer noch, als er sich James Walshs Schlafzimmer näherte.

Je gefährlicher, desto besser. Je wahnwitziger, desto größer das Lustgefühl.

Damit war er immer am besten gefahren.

Langsam und geräuschlos drückte er die Schlafzimmertür auf und wollte gerade eintreten, als ...

»Keine Bewegung!«, sagte Walsh aus dem halbdunklen Raum.

Er konnte den FBI-Agenten kaum erkennen. Walsh hatte hinter dem Bett Stellung bezogen. Er hielt eine Schrotflinte in den Händen. Walsh hatte das Gewehr immer unterm Bett liegen; er schlieft nie ohne die Waffe.

»Sehen Sie diese Flinte, Mister? Sie zielt genau auf Ihre gottverdammte Brust. Ich werde nicht danebenschießen, das kann ich Ihnen versichern.«

»Ja, das sehe ich«, sagte das Superhirn und lachte leise. »Schachmatt, ja? Also haben Sie das Superhirn gestellt. Wie clever von Ihnen.«

Immer noch lächelnd, ging er auf Walsh zu.

Je gefährlicher, desto besser.

»Halt!«, rief Walsh ihn an. »Halt! Stehen bleiben, oder ich schieße. *Halt!*«

»Ja, wie Sie mir eben versichert haben«, antwortete das Superhirn.

Er blieb nicht stehen, verlangsamte auch die Schritte nicht – gnadenlos ging er weiter.

Agent Walsh drückte ab. Der Schuss sollte den Tod des Superhirns herbeiführen, sollte seine Welt zum Stehen bringen, die Serienverbrechen beenden. *Doch nichts geschah.*

»Oh. Und was haben Sie mir versichert, Agent Walsh?«

Das Superhirn hielt dem FBI-Mann seine Pistole an die Stirn. Mit der freien Hand strich er über Walshs Bürstenhaarschnitt.

»Ich bin das Superhirn, nicht du. Du wolltest mich unbedingt kriegen, aber ich habe *dich* gekriegt. Ich habe deine Schrotflinte entladen, Freundchen. Ich werde euch alle erwischen. Einen nach dem anderen. Walsh, Doud, Cavalierre. Vielleicht sogar Alex Cross. Ihr werdet alle sterben.«

Ich traf am Sonntag gegen Mitternacht bei James Walshs Haus ein. Mehrere Nachbarn liefen nervös auf der Straße umher. Ich hörte, wie eine ältere Frau seufzte und meinte: »So ein netter Mann. Was für eine Schande. So ein Verlust. Wissen Sie, er war FBI-Agent.«

Das *wusste* ich. Ich holte tief Luft und ging in das bescheidene Haus, in dem Walsh gelebt hatte und gestorben war. Das FBI war zahlreich vertreten, ebenso die örtliche Polizei. Weil ein FBI-Mann gestorben war, hatte man die Einsatztruppe für

Gewaltverbrechen aus Quantico hinzugezogen.

Ich sah Agent Mike Doud und ging zu ihm. Doud war aschfahl und schien kurz davor, sich zu übergeben.

»Tut mir Leid«, sagte ich. Doud war eng mit Walsh befreundet gewesen. Er wohnte in der Nähe in einem Vorort.

»O Gott, James hat nie etwas gesagt. Um Himmels willen, ich war sein bester Freund.«

Ich nickte. »Was wissen Sie bisher? Was ist passiert?«

Doud zeigte zum Schlafzimmer. »James ist da drin. Ich nehme an, er hat Selbstmord begangen, Alex. Er hat eine Nachricht hinterlassen. Aber es ist unfassbar.«

Ich ging durch das spärlich möblierte Wohnzimmer. Aus mehreren Gesprächen wusste ich, dass Walsh vor etlichen Jahren geschieden worden war. Er hatte einen sechzehnjährigen Sohn in einem Internat und einen auf Holy Cross, wo Walsh einst selbst gewesen war.

James Walsh lag im Badezimmer, das vom Schlafzimmer aus zugänglich war. Er lag verkrümmt auf dem eierschalengrünen Fliesenboden, inmitten einer großen Blutlache. Als ich eintrat, sah ich, was von seinem Hinterkopf noch übrig war.

Doud trat hinter mich. Er hielt den Abschiedsbrief in der Hand, den man in eine der Plastiktüten gelegt hatte. Ich las ihn, ohne ihn aus der Hülle zu entfernen. Der Brief war an die beiden Söhne Walhs gerichtet.

Mir ist alles über den Kopf gewachsen:

Die Arbeit. Der Fall. Alles andere.

Andrew, Peter, es tut mir aufrichtig Leid.

Es ist alles zu viel für mich.

In Liebe

Euer Dad.

Ein Handy klingelte. Ich zuckte überrascht zusammen. Es war Douds Telefon. Er nahm den Anruf entgegen, reichte dann aber

mir das Handy. »Betsey«, sagte er.

»Ich bin auf dem Weg zum Flughafen. Warum hat er so was gemacht, Alex?«, hörte ich ihre Stimme. Offensichtlich war sie noch in New York. »Der arme James. Weshalb sollte er sich umbringen? Ich kann es nicht glauben. Er war nicht der Typ.«

Dann schluchzte sie laut ins Telefon, und obgleich sie weit entfernt war, fühlte ich mich ihr näher als je zuvor.

Ich sagte nicht, was ich dachte. Ich behielt es für mich – und dabei lief es mir eiskalt über den Rücken. *Vielleicht war Betseys spontane Reaktion richtig. Vielleicht hatte James Walsh gar nicht Selbstmord begangen.*

Ich kehrte am Montagmorgen früh nach New York City zurück. Für neun Uhr war eine Besprechung im FBI-Hauptquartier in Manhattan angesetzt, und ich kam gerade noch pünktlich. Ich behielt meine Gedanken für mich und bemühte mich, nicht den Eindruck zu erwecken, als wäre etwas nicht in Ordnung.

Ich ging mit Sonnenbrille in das Besprechungszimmer. Betsey musste gefühlt haben, dass ich da war. Sie blickte von den Aktenbergen auf und nickte mit ernster Miene. Ich sah deutlich, dass sie einen Großteil der Nacht damit verbracht hatte, über Walsh nachzudenken. Ich ebenfalls.

Ich setzte mich auf einen freien Stuhl, als ein Anwalt vom Justizministerium gerade die Gruppe begrüßte. Er war Mitte fünfzig, steif und feierlich, nahezu ohne jegliche persönliche Ausstrahlung. Er trug einen glänzenden anthrazitfarbenen Anzug mit schmalem Revers, der mindestens zwanzig Jahre alt zu sein schien.

»Mit Brian Macdougall wurde ein Abkommen getroffen«, erklärte er den Anwesenden.

Ich blickte zu Betsey hinüber. Sie schüttelte den Kopf und verdrehte die Augen. Sie wusste schon Bescheid.

Ich konnte es nicht fassen. Ich lauschte konzentriert auf jedes

Wort aus dem Mund des Anwalts vom Justizministerium.

»Sie dürfen über nichts sprechen, was hier im Raum diskutiert wurde. Wir geben kein Wort an die Presse weiter. Detective Macdougall hat sich einverstanden erklärt, mit den Ermittlern über den Gesamtplan und die Ausführung der Geiselnahme bei MetroHartford zu sprechen. Er hat wertvolle Informationen, die zur Ergreifung eines äußerst wichtigen unbekannten Verdächtigen führen könnten, dem so genannten Superhirn.«

Ich war völlig geschockt, so als wäre ich um ein Haar auf eine Mine getreten. Ich kam mir verarscht vor. Das verdammt Justizministerium hatte übers Wochenende den Handel abgeschlossen – und ich hätte alles darauf verwettet, dass Macdougalls Forderungen erfüllt worden waren. Mir war übel, aber so arbeitete die Justiz schon, seit ich Polizist geworden war.

Brian Macdougall hatte genau gewusst, was für einen Handel er herausschlagen konnte. Und jetzt war die relevante Frage: Konnte er uns das Superhirn tatsächlich liefern? Wie viel wusste er? Verdammt! Wusste er überhaupt etwas Wichtiges?

Das würde ich bald herausfinden. Ich durfte den Starzeugen, Detective Macdougall, später am Vormittag im Metropolitan Correctional Center nochmals verhören. Detective Harry Weiss war für die New Yorker Polizei anwesend, und Betsey Cavalier vertrat während des Verhörs das FBI.

Macdougall hatte zwei Anwälte bei sich. Beide trugen keine zwanzig Jahre alten Anzüge. Sie sahen aalglatt, superelegant und gerissen aus. Detective Weiss blickte auf, als wir den kleinen Raum betraten, in dem das Verhör stattfinden sollte. »Das stinkt doch, nicht wahr?«, fragte er.

»Ich bin ganz Ihrer Meinung. Aber so ist nun mal das System.«

Macdougall, der Philosoph, setzte sich zwischen seine Anwälte, und die Vernehmung begann.

Betsey beugte sich zu mir herüber. »Das dürfte gut werden«, flüsterte sie. »Jetzt erfahren wir, was die Justiz gekauft hat.«

Das Verhör begann sehr schlecht. Detective Weiss von der New Yorker Polizei, Innere Angelegenheiten, übernahm es, für uns andere zu sprechen. Weiss hielt es für nötig, ganz am Anfang zu beginnen und methodisch, Satz für Satz, Macdougalls frühere Aussagen durchzugehen.

Es war unerträglich. Am liebsten hätte ich ihn unterbrochen, tat es aber nicht. Jedes Mal, wenn Weiss eine Frage stellte oder sich in einer völlig überflüssigen Hetzrede gegen Macdougall erging, stieß ich Betsey unter dem Tisch an. Um etliche besonders peinliche Ausführungen zu betonen, trat sie mich ihrerseits gegen das Schienbein.

Schließlich hatte auch Macdougall die Schnauze voll. »Sie elender Schwätzer!«, fuhr er Weiss an. »Ihr Typen seid doch ein Witz. Es geht um alles oder nichts, Weiss, nicht darum, Ihren armseligen fetten Arsch zu schützen. Sie verschwenden meine Zeit. Jemand anders soll die Fragen stellen.«

Er funkelte Weiss wütend an, der immer noch nichts zu begreifen schien.

»Sie stellen nur falsche Fragen, Arschloch.« Macdougall war aufgesprungen und brüllte, so laut er konnte. »Sie sind ein jämmerlicher Versager in Ihrem Job. Sie sind total unfähig! Sie verschwenden nur die Zeit aller anderen.«

Macdougall stapfte zu einem schmutzigen Fenster, das von dicken Metallstäben geschützt war. Seine Anwälte folgten ihm auf dem Fuße. Er sagte etwas, und alle lachten. *Ha, ha, ha. Was war Brian Macdougall für ein Witzbold.*

Wir saßen am Konferenztisch und beobachteten sie. Betsey tröstete Weiss und bemühte sich, eine geeinte Front zu wahren.

»Er soll sich doch ins Knie ficken«, sagte Weiss mit ungewöhnlicher Deutlichkeit. »Ich kann ihn alles fragen, was ich will. Wir haben diesen Scheißkerl gekauft.«

Betsey nickte Weiss zu. »Sie haben Recht, Harry. Er ist arrogant und im Unrecht. *Typisch Detective*«, sagte sie. »Vielleicht würde er auf Detective Cross besser reagieren. Für die

Abteilung Innere Sicherheit scheint er nicht viel übrig zu haben.«

Erst schüttelte Weiss den Kopf, dann gab er nach. »Gut, was immer nötig ist. Hauptsache, es wirkt bei diesem Blödmann. Ich bin schließlich Mannschaftsspieler.«

»Wir alle sind Mannschaftsspieler«, erklärte Betsey und tätschelte Weiss' Arm. Sie war richtig gut. »Danke, dass Sie ein offenes Ohr für diesen Vorschlag haben.«

Macdougall kam zum Tisch zurück. Er wirkte ruhiger als zuvor, entschuldigte sich sogar bei Weiss. »Tut mir Leid. Die Nerven liegen einem blank, Sie wissen schon.«

Ich wartete ein paar Sekunden, ob Weiss die Entschuldigung akzeptierte, doch er sagte kein Wort. Schließlich begann ich. »Detective Macdougall, warum sagen Sie uns nicht, was Sie so Wichtiges haben? Sie wissen doch genau, was wir hören wollen.«

Macdougall blickte seine Anwälte an. Dann lächelte er.

Na schön, versuchen wir es mal mit dieser Methode. Einfache Fragen, einfache Antworten. Ich habe das so genannte Superhirn dreimal getroffen. Immer in Washington. Jedes Mal, wenn ich ihn gesehen habe, hat er uns ›Reisespesen‹ gegeben, wie er es nannte – fünfzig Riesen pro Anreise. Nicht schlecht für die kurze Zeit. Und es hat natürlich unser Interesse und unsere Aufmerksamkeit erregt.

Er war *sehr, sehr* zugeknöpft. Hat alles genau durchdacht. Kannte alle Tricks. Er wusste, wovon er redete. Dann hat er uns geradeheraus gesagt, dass unser Anteil fünfzehn Millionen Dollar beträgt. Wenn er über MetroHartford geredet hat, hat er sehr glaubwürdig geklungen. Er hatte ein Konzept ... einen Plan, der bis ins kleinste Detail ausgearbeitet war. Wir hatten das Gefühl, die Sache wäre durchführbar – und so war es ja auch.«

»Wie hat er über Sie Bescheid gewusst?«, fragte ich. »Wie

hat er Verbindung mit Ihnen aufgenommen?«

Macdougall gefiel diese Frage, jedenfalls tat er so. »Es gibt da einen Anwalt, den wir ab und zu in Anspruch nehmen.« Er blickte die beiden Anwälte neben ihm an. »Nicht diese beiden Herren. Unser Freund nahm über den *anderen* Anwalt Verbindung mit uns auf. Wir wissen nicht genau, woher er über uns Bescheid wusste, aber er wusste, *was wir taten* und *wie wir arbeiteten*. Das ist eine hilfreiche Information, Detective Weiss. Machen Sie sich eine Notiz darüber. *Wer* konnte über uns Bescheid wissen? Jemand aus dem Polizeiapparat? Ein Bulle? Einer von *uns*, Detective Weiss? Ein Agent beim FBI? Ein Bulle aus Washington? Vielleicht jemand in diesem Raum? Es könnte praktisch jeder sein.«

Weiss konnte sich nicht mehr beherrschen. Sein Gesicht war hochrot. Der Kragen seines weißen Hemdes wirkte um mehrere Größen zu klein. »Aber Sie wissen doch, wer es ist, Macdougall, nicht wahr?«

Macdougall schaute Betsey und mich an. Er schüttelte den Kopf. Er konnte Weiss' Verhalten nicht begreifen. »Dazu komme ich noch ... zu dem, was ich weiß und was ich *nicht* weiß. Unterschätzen Sie nicht die Information, dass er über uns Bescheid wusste. Er wusste über Detective Cross Bescheid und über Agentin Cavalierre. Er wusste *alles*. Das ist wichtig.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung«, sagte ich. »Bitte, sprechen Sie weiter.«

»In Ordnung. Ehe wir dem zweiten Treffen zustimmten, taten wir unser Bestes, um herauszufinden, wer dieses so genannte ›Superhirn‹ war. Wir haben sogar mit dem FBI gesprochen und jeden möglichen Kontakt genutzt. Aber wir fanden nichts. Er hat keine Spur hinterlassen.«

Dann sind wir zum Treffen Nummer zwei gefahren. Bobby Shaw hat versucht, ihm zu folgen, nachdem er das Hotel verlassen hatte. Aber Shaw hat ihn verloren.«

»Und deshalb glauben Sie, dass er ein ganz besonderer Poli-

zist ist?«, fragte ich.

Macdougall zuckte mit den Schultern. »Ja, dieser Gedanke ist uns schon durch den Kopf gegangen. Beim dritten Treffen ging es darum, ob wir mitmachten oder nicht. Die Hälfte von dreißig Millionen Dollar – *uns war glasklar, dass wir da mitmachen würden*. Er wusste, wir waren dabei. Wir haben versucht, noch mehr herauszuschinden. Aber da hat er nur gelacht und gesagt: nichts zu machen! Wir haben uns dann auf seine Bedingungen geeinigt. Entweder nach seinem Willen, oder wir sind raus.

Nach dem Treffen hat er das Hotel verlassen. Diesmal haben wir ihn mit zwei Männern verfolgt. Er ist groß, dick und hat einen dunklen Bart – aber wir glauben, dass es vielleicht nur eine Verkleidung ist. Unsere beiden Kumpel hätten ihn beinahe verloren.

Aber sie haben ihn *nicht* verloren. Sie hatten Glück. Sie haben gesehen, wie er ins Hazelwood-Veteranenkrankenhaus in Washington gegangen ist. Und er ist *nicht* wieder rausgekommen. Wir wissen nicht genau, wie er aussieht, aber das Superhirn ist da reingegangen und drin geblieben. Er kam nicht wieder raus.«

Macdougall verstummte. Langsam ließ er den Blick in die Runde schweifen, von Weiss über Betsey zu mir.

»Er ist Patient in der Psychiatrie, meine Dame, meine sehr verehrten Herren. Er ist im Hazelwood-Veteranenkrankenhaus in Washington. In der psychiatrischen Abteilung. Jetzt müssen Sie ihn dort nur noch finden.«

Sofort wurden FBI-Agenten ins Hazelwood-Veteranenkrankenhaus geschickt. Jede Patientenakte und jede Personalakte der Mitarbeiter wurde ausgewertet. Die Verwaltung verwehrte den Zugang zu den Patienten, aber lange würde sie das nicht durchhalten können.

Den Rest eines sehr langen Tages verbrachte ich mit dem

Vergleich der Personalunterlagen über Mitarbeiter und Kunden bei der MetroHartford mit den Patientenakten, die das Hazelwood nach und nach herausrückte. Dem Himmel sei Dank für Computer. Selbst wenn das Superhirn im Krankenhaus war, wusste niemand genau, wie der Bursche aussah. Seine Hälfte der dreißig Millionen Dollar fehlte immer noch. Aber wir waren ihm dichter auf den Fersen als je zuvor. Wir hatten fast das gesamte Geld von den New Yorker Detectives zurückgeholt. Nur zweihunderttausend waren verschwunden. Alle Detectives bemühten sich, »Geh aufs Ganze!« zu spielen.

Abends gegen halb zehn aßen Betsey und ich in New York im Restaurant *Ecco* zu Abend. Sie trug ein weites gelbes Kleid, goldene Ohrringe und ein goldenes Armband. Es bildete einen wunderschönen Kontrast zu ihrem schwarzen Haar und der Sonnenbräune, die sie immer noch hatte. Ich glaube, sie wusste genau, dass sie gut aussah. Sehr, sehr weiblich.

»Ist das eine Art Rendezvous?«, fragte sie, als wir an einem Tisch in dem gemütlichen, aber lauten Restaurant in Manhattan Platz genommen hatten.

Ich lächelte. »Ja, ich würde sagen, man könnte es ein Rendezvous nennen, besonders, wenn wir nicht zu viel über die Arbeit sprechen.«

»Darauf gebe ich dir mein Wort. Nicht einmal, wenn das Superhirn hier hereinspaziert und sich zu uns an den Tisch setzt.«

»Das mit James Walsh tut mir Leid«, sagte ich. Wir hatten noch keine Gelegenheit gehabt, darüber zu sprechen.

»Ich weiß, Alex. Mir tut es auch Leid. Er war ein feiner Kerl.«

»Warst du überrascht, dass er Selbstmord begangen hat?«

Sie legte ihre Hand auf meine.

»Ja, *vollkommen* überrascht, aber lass uns heute Abend nicht darüber reden. Okay?«

Zum ersten Mal öffnete sie sich ein wenig und erzählte mir etwas über sich. Sie hatte die John Carroll Highschool in Wa-

shington besucht und war katholisch erzogen worden. Sie erklärte, zu Hause sei es »streng, streng, streng zugegangen. Jede Menge Disziplin.« Ihre Mutter war Hausfrau, bis sie starb, als Betsey sechzehn war. Ihr Vater war Sergeant in der Armee gewesen, anschließend Feuerwehrmann.

»Ich bin mal mit einem Mädchen von der John Carroll ausgegangen«, erzählte ich ihr. »Niedliche Schuluniform.«

»War das erst kürzlich?«, fragte sie. In ihren braunen Augen blitzte der Schalk. Sie war lustig. Sie meinte, ihr Sinn für Humor stamme von ihrer alten Nachbarschaft in Washington und der Atmosphäre im Elternhaus. »Als Junge musste man in unserer Gegend Humor haben, sonst hat man Prügel bezogen. Mein Vater wollte einen Jungen, hat stattdessen aber mich bekommen. Er war ein harter Bursche, aber humorvoll. Immer einen Scherz auf den Lippen. Daddy starb bei der Arbeit an einem Herzinfarkt. Ich glaube, deshalb trainiere ich jeden Tag wie eine Besessene.«

Ich erzählte ihr, dass meine Mutter und mein Vater gestorben waren, ehe ich zehn Jahre alt war, und dass meine Großmutter mich aufgezogen hatte. »Ich trainiere auch ziemlich viel«, sagte ich.

»Du bist auf die Georgetown und dann auf die John Hopkins gegangen, stimmt's?«, fragte sie.

Ich verdrehte die Augen, lachte aber. »Du hast deine Hausaufgaben gemacht. Ja, ich habe an der John Hopkins in Psychologie promoviert. Ich bin für meine Arbeit überqualifiziert.«

Sie lachte. »Ich habe auch an der Georgetown studiert, aber viel, viel später als du.«

»Vier Jahre. Nur vier kurze Jahre, Agentin Cavalierre. Du warst dort eine sehr gute Lacrosse-Spielerin.«

Sie rümpfte die Nase. »Aber hallo! Da hat sich doch noch jemand auf heute Abend vorbereitet!«

Ich lachte. »Nein, nein. Ich habe dich nur mal spielen se-

hen.«

»Daran erinnerst du dich noch?«, fragte sie verblüfft.

»Ich erinnere mich an *dich*. Du bist nicht gerannt, du bist *dahingeglitten*. Anfangs habe ich die Verbindung nicht hergestellt, aber jetzt erinnere ich mich wieder deutlich.«

Betsey stellte mir Fragen über mein Psychologiestudium und dann über die drei Jahre mit der Privatpraxis. »Aber du bist viel lieber Detective bei der Mordkommission?«

»Ja, ich liebe die Action.«

Sie gestand, dass es ihr ebenso ging.

Dann plauderten wir noch ein wenig über Menschen, die in unserem Leben wichtig gewesen waren. Ich erzählte ihr von meiner Frau Maria, die ermordet worden war. Ich zeigte ihr Fotos von Damon und Jannie und dem kleinen Alex, die ich in der Brieftasche bei mir trug.

Mir fiel auf, dass ihre Stimme weicher wurde. »Ich war nie verheiratet. Ich habe fünf jüngere Schwestern, allesamt verheiratet, mit Kindern. Ich liebe ihre Kinder. Sie nennen mich Tante Bulle.«

»Darf ich dir eine persönliche Frage stellen?«

Sie nickte. »Schieß los! Ich bin kugelfest.«

»Warst du jemals nahe dran, dich häuslich niederzulassen, Tante Bulle?«, fragte ich.

»Ist die Frage persönlich oder beruflich, Doktor?« Ich spürte genau, dass sie sich sehr bedeckt hielt. Ihr Humor war wohl ihre beste Verteidigung.

»Nur eine freundschaftliche Frage«, erklärte ich.

»Ich weiß. Ich spür's, Alex. Ich hatte ein paar gute Freunde in der Vergangenheit. Aber immer wenn es mit den Männern ernst zu werden drohte, habe ich mich aus dem Staub gemacht. *Hoppla!* Das war ein Versprecher.«

»Nur die Wahrheit«, meinte ich, »die ganz allmählich ans Tageslicht kommt.«

Sie beugte sich zu mir und küsste mich auf die Stirn, dann

behutsam auf die Lippen. Die Küsse waren süß und absolut unwiderstehlich.

»Ich bin gern mit dir zusammen«, gestand sie. »Und ich rede schrecklich gern mit dir. Bereit zum Aufbruch?«

Wir kehrten zusammen ins Hotel zurück. Ich brachte sie zu ihrem Zimmer. Vor der Tür küssten wir uns wieder, und es war für mich noch schöner als beim ersten Mal in Hartford. Eile mit Weile – so gewinnt man das Rennen.

»Du bist immer noch nicht so weit«, stellte sie lakonisch fest.

»Du hast Recht ... noch nicht.«

»Aber du bist *ganz nahe* dran.« Sie lächelte, dann betrat sie ihr Zimmer und machte die Tür zu. »Du hast ja keine Ahnung, was dir entgeht«, rief sie mir von der anderen Seite zu.

Ich lächelte den ganzen Weg zurück bis zu meinem Zimmer. Ich glaube, ich wusste durchaus, was mir entging.

Auf geht's!«, sagte John Sampson und klatschte in die Hände. »Wo habt ihr euch versteckt, Schurken? Jetzt geht's euch an den Kragen.«

Um sechs Uhr morgens stiegen Sampson und ich auf dem Mitarbeiterparkplatz des Hazelwood-Veteranenkrankenhauses an der North Capitol Street in Washington aus meinem alten Porsche. Das große weiträumige Krankenhaus lag ein Stück südlich vom Walter Reed Army Medical Center, nördlich von den Heimen für Soldaten und die Luftwaffe.

Das Heim des Superhirns?, fragte ich mich. *Konnte das sein? Laut Brian Macdougall war dem so – und es sprach sehr viel dafür.*

John und ich trugen Sporthemden, weite Kakihosen und hohe Turnschuhe. Wir sollten einen oder zwei Tage im Krankenhaus arbeiten. Bis jetzt war es dem FBI noch nicht gelungen, das Superhirn unter den Mitarbeitern und Patienten ausfindig zu machen.

Das Gelände des Hazelwood war durch eine hohe, mit Efeu bewachsene Mauer aus Feldsteinen abgeschirmt. Die Gestaltung war karg gehalten: einige Laubbäume, Tannen und immergrüne Büsche, künstliche Aufschüttungen, die an Bunker aus dem Krieg erinnerten.

»Das ist das Hauptgebäude des Krankenhauses«, sagte ich und deutete auf ein Gebäude in der Nähe, das gelb gestrichen und sechs Stockwerke hoch war. Ein halbes Dutzend kleinerer Bauten, die ebenfalls Bunkern ähnelten, standen auf dem Gelände verstreut.

»Hier war ich schon mal«, sagte Sampson. Seine Augen verengten sich. »Ich hatte ein paar Kumpel aus Vietnam, die in Hazelwood gelandet sind. Sie sind sich nicht gerade in Lobesymnmen über den Laden ergangen. Ich muss hier immer an *Titicut Follies* denken. Du erinnerst dich bestimmt an die Szene, wo der Patient nicht essen will? Da haben sie ihm mit Gewalt einen Schlauch in die Nase gesteckt.«

Ich schaute Sampson an und schüttelte den Kopf. »Du kannst Hazelwood *wirklich* nicht ausstehen.«

»Mir missfällt das System, wie man Veteranen ärztliche Hilfe zukommen lässt. Mir missfällt, was mit den Frauen und Männern passiert, die in Kriegen im Ausland verwundet werden. Aber die Leute, die hier arbeiten, sind im Allgemeinen ganz in Ordnung. Wahrscheinlich benutzen sie auch keine Schläuche mehr.«

»Vielleicht müssen *wir* das tun, wenn wir den Kerl finden wollen«, meinte ich.

»Wir finden dieses Superhirn, Süßer, und wir werden mit Sicherheit Nasenschläuche benutzen.«

Wir stiegen steile Steinstufen hinauf und betraten das Verwaltungsgebäude des Veteranenkrankenhauses. Man zeigte uns den Weg zum Privatbüro von Colonel Daniel Schofield, dem Abteilungsdirektor.

Colonel Schofield erwartete uns vor seinem kleinen Privatzimmer. Zwei andere Männer und eine zarte blonde Frau warteten bereits drinnen. »Gehen wir gleich hinein«, sagte Schofield. Er wirkte angespannt, sogar ein wenig verärgert.

Er stellte uns steif und förmlich vor, wobei er mit Sampson und mir begann; dann folgten seine Mitarbeiter. Keiner schien glücklich zu sein, uns zu sehen.

»Das ist Miss Kathleen McGuigan. Sie ist die Oberschwester in Vier und Fünf, wo Sie und Mr Sampson arbeiten werden. Das ist Dr. Padriac Cioffi. Dr. Cioffi ist der Psychiater, der die Abteilungen leitet. Und Dr. Marcuse, einer von fünf hervorragenden Therapeuten, die im Krankenhaus arbeiten.«

Dr. Marcuse nickte wohlwollend in unsere Richtung. Er schien ein netter Mann zu sein, doch Oberschwester McGuigan und Dr. Cioffi saßen mit versteinerten Mienen da.

»Ich habe Miss McGuigan, Dr. Cioffi und Dr. Marcuse diese äußerst delikate Situation bereits erklärt. Um ganz ehrlich zu sein – niemand fühlt sich wohl bei dieser Sache, aber wir sehen ein, dass wir keine andere Wahl haben. Falls dieser mutmaßliche Mörder sich hier versteckt, gilt unsere größte Sorge der Sicherheit aller. Selbstverständlich muss der Mann gefunden werden. Daran besteht kein Zweifel.«

»Er war hier«, erklärte ich. »Zumindest eine Zeit lang. Und möglicherweise ist er immer noch hier.«

»Ich glaube nicht, dass er hier ist«, sagte Dr. Cioffi. »Tut mir Leid, aber ich halte das für unmöglich. Ich kenne sämtliche Patienten, und – glauben Sie mir – keiner von denen ist ein Superhirn. Nicht mal annähernd. Die Männer und Frauen hier sind stark gestört, sehr stark.«

»Es könnte auch einer der Mitarbeiter sein«, sagte ich und beobachtete seine Reaktion.

»Meine Meinung ist unabänderlich, Detective.«

Ich war auf ihre Zusammenarbeit angewiesen, deshalb hielt ich es für eine gute Idee, zu versuchen, sie mir zu Freunden zu

machen. »Detective Sampson und ich werden so schnell wie möglich wieder verschwinden«, sagte ich. »Wir haben guten Grund zu der Annahme, dass der Mörder ein Patient dieser Anstalt ist – oder war. Ich habe keine Ahnung, ob es das schlimmer oder besser macht, aber ich bin Psychologe. Ich habe an der Hopkins studiert und als Assistent am McLean Hospital und am Institute for Living gearbeitet. Ich glaube, ich kann mich in die Abteilungen einfügen.«

»Und ich war mal Gepäckträger an der Union Station«, erklärte Sampson. »Ich füge mich auch ein. Ich kann das Klavier tragen und solche Sachen.«

Die Führungskräfte lachten nicht und sagten kein Wort. Schwester McGuigan und Dr. Cioffi warfen Sampson aufgebrachte Blicke zu, weil dieser gewagt hatte, in Anbetracht der ernsten Situation einen Scherz zu machen. Das war unerhört!

Ich überlegte mir, dass ich eine völlig andere Art der Annäherung wählen musste, wenn ich bei diesen Leuten auf einen grünen Zweig kommen wollte. »Gibt es im Krankenhaus Gift?«, fragte ich.

Dr. Cioffi zuckte mit den Schultern. »Selbstverständlich. Aber weshalb fragen Sie danach?«

»Es wurden verschiedene Gifte eingesetzt, um Menschen zu töten, die mit dem Mörder zusammengearbeitet haben. Offenbar kennt er sich mit Giften gut aus und scheint es zu genießen, zuzuschauen, wenn Menschen qualvoll sterben. Bei den Überfällen hat er mit verschiedenen Banden gearbeitet, und eine dieser Banden haben wir noch nicht gefunden. Wir befürchten, dass alle tot sind. Detective Sampson und ich müssen in die Krankenblätter und Therapieprotokolle sämtlicher Patienten Einsicht nehmen. Dann werde ich die Tagesaufzeichnungen unserer heißesten Spuren überprüfen. Heute arbeiten wir in der Schicht von sieben bis halb vier.«

Colonel Schofield nickte höflich. »Ich erwarte von allen vollste Zusammenarbeit mit den Detectives. Es besteht die

Möglichkeit, dass ein Mörder im Krankenhaus ist. Es ist *möglich*, wenngleich äußerst unwahrscheinlich.«

Um sieben Uhr traten Sampson und ich unseren Dienst im Hazelwood an. Ich als Aushilfsterapeut, Sampson als Träger. Und das Superhirn? Wer war er?

An diesem Morgen hielt sich das Superhirn im vierten Stock auf und war unglaublich sauer auf seinen Arzt. Dieser nutzlose, dämliche Quacksalber hatte seine Privilegien gestrichen, das Krankenhausgelände zu verlassen. Dieser Seelenklempner wollte wissen, warum er in letzter Zeit so verändert sei. Was war los? *Was verbarg er? Was fraß er in sich hinein?*

In seinem winzigen, erbärmlichen Zimmer im vierten Stock kochte er vor Zorn. Er wurde von Minute zu Minute wütender. *Auf wen hatte er eigentlich solche Wut? Abgesehen von dem Seelenklempner?* Er dachte darüber nach und schrieb mehrere Hassbriefe.

Mr Patrick Lee

Eigentümer

Verehrter Herr,

ich verstehe Sie ums Verrecken nicht. Ich habe in gutem Glauben unseren Mietvertrag samt Zusätzen unterschrieben. Ich habe meinen Teil der Abmachung gehalten, Sie jedoch nicht! Sie benehmen sich, als wollten Sie absichtlich gegen den Vertrag verstossen.

Ich muss Sie daran erinnern, Mr Lee, dass Sie zwar der Besitzer dieser Wohnung sind, diese jedoch mein Heim ist, sobald Sie das Geld dafür kassiert haben.

Dieser Brief soll aktenkundig sämtliche illegale Aktionen Ihrerseits gegen mich festhalten.

Sie müssen aufhören, Androhungen der Zwangsräumung an meine Tür zu kleben. Ich habe jeden Monat die Miete bezahlt – und zwar pünktlich!

Sie müssen aufhören, mich anzurufen und mir mit Ihrem schrillen kantonesischen Geschnatter in den Ohren zu liegen und mich zu belästigen.

Hören Sie auf, mich zu schikanieren!

Ich sage es Ihnen zum letzten Mal.

Hören Sie auf, mich zu schikanieren!

Sofort!

Sonst werde ich Sie schikanieren!

Er hielt inne. Dann dachte er lange und angestrengt über den Brief nach, den er soeben geschrieben hatte. Es ging bergab mit ihm, nicht wahr? Er würde explodieren.

Er schaltete den Computer aus und ging hinaus auf den Flur der Abteilung. Er hatte seine übliche passive, leicht entrückte Miene aufgesetzt. Die Irren liefen in voller Pracht herum. Irre in schäbigen Bademänteln, Irre in quietschenden Rollstühlen, nackte Irre.

Es fiel ihm schwer, zu glauben, dass er tatsächlich hier war. Aber das war natürlich der Knackpunkt, nicht wahr? Niemand würde vermuten, dass er das Superhirn war. Niemand würde ihn hier je finden. Er war absolut sicher.

Und dann sah er Detective Alex Cross.

Als ich Station fünf betrat, hatte ich das Gefühl, beinahe hören zu können, wie sich der dünne roten Faden zwischen geistig Gesunden und Geisteskranken dehnte.

Die Abteilung bot den Standardanblick derartiger Einrichtungen: überall verblasstes Mauve und Grau, gelegentlich Risse in den Wänden, Schwestern, die Tablets mit kleinen Bechern trugen, reihenweise Männer in Krankenhaushosen und fleckigen Bademänteln. Das alles hatte ich früher schon gesehen. Nur eins war hier anders: Die Mitarbeiter trugen Trillerpfeifen, um Alarm zu geben, falls sie Hilfe benötigten. Das bedeutete, dass das Pflegepersonal hier schon einmal angegriffen worden

war.

Im dritten und vierten Stock waren die Abteilungen für die Patienten der Psychiatrie untergebracht. Auf Station fünf waren einunddreißig Veteranen, im Alter von dreiundzwanzig bis fünfundsiebzig. Die Patienten auf Fünf wurden als gefährlich angesehen, weil sie eine Bedrohung für andere oder für sich selbst darstellten.

Ich begann mit der Suche auf Station fünf. Zwei Patienten dieser Abteilung waren groß und stämmig. Das entsprach in etwa der Beschreibung des Mannes, dem die Detectives Crews und O’Malley gefolgt waren. Einer der beiden, Cletus Anderson, hatte einen Salz-und-Pfeffer-Bart und war nach seiner Entlassung aus der Armee in Denver und Salt Lake City im Polizeidienst tätig gewesen.

An diesem ersten Morgen fand ich Anderson im Tagesraum. Es war schon nach zehn Uhr, aber er trug immer noch einen Schlafanzug und einen schmutzigen Bademantel. Er schaute sich im Fernsehen das Bildungsprogramm an, aber er machte auf mich nicht den Eindruck eines Kriminellen mit Superhirn.

Die Dekoration des Tagesraums bestand aus einem Dutzend brauner Vinylstühle, einem schiefen Tisch und dem Fernseher an der Wand. Die Luft war voller Zigarettenrauch. Auch Anderson rauchte. Ich setzte mich vor den Fernseher und nickte ihm zur Begrüßung zu.

Er blickte mich an und blies mir einen etwas schiefen Rauchring entgegen. »Du bist neu, richtig? Spielst du Pool?«, fragte er.

»Einen Versuch wär’s wert.«

»Einen Versuch wär’s wert«, wiederholte er und lächelte, als hätte ich einen guten Witz erzählt. »Haste die Schlüssel zum Pool-Zimmer?«

Er stand auf, ohne die Antwort auf seine Frage abzuwarten. Vielleicht hatte er aber auch vergessen, dass er gefragt hatte. Ich wusste von seinem Krankenblatt, dass er zu Gewalttätigkeit

neigte und ein Hitzkopf war, aber jetzt hatte man ihm eine Lkw-Ladung Valium verabreicht. Gut so! Anderson war über zwei Meter groß und wog an die hundertzwanzig Kilo.

Das Pool-Zimmer war erstaunlich freundlich, mit zwei großen Fenstern, die auf einen von einer Mauer umgebenen Hof blickten. Ringsum standen Rotahorn und Ulmen, und Vögel zwitscherten in den Zweigen.

Ich war mit Clete Anderson allein im Zimmer. Konnte dieser Hüne das Superhirn sein? Noch konnte ich es nicht endgültig entscheiden. Vielleicht, wenn er mich mit einer Pool-Kugel oder dem Queue niederschlug.

Anderson und ich spielten mit acht Kugeln. Er war nicht besonders gut. Ich ließ ihn weiterspielen, indem ich mehrere Fehlstöße machte, aber er schien es nicht zu bemerken. Seine blaugrauen Augen waren nahezu ganz verschleiert.

»Diesen Scheißblauhähern würde ich am liebsten den Hals umdrehen«, stieß er wütend hervor, nachdem er einen Stoß verfehlt hatte, der keineswegs eine seiner besten Gelegenheiten am Tisch war.

»Was haben die Blauhäher denn verbrochen?«, fragte ich.

»Die sind da draußen, und ich bin hier drin«, antwortete er und blickte mich finster an. »Versuch bloß nicht die Psycho-Einwickel-Masche, Mr Riesenarschlach. Mach deinen nächsten Stoß, Seelenklempner.«

Ich versenkte eine gestreifte Kugel in der Ecke, dann verfehlte ich wieder den nächsten Stoß, den ich mühelos hätte machen können. Anderson nahm mir den Queue weg und stand vor seinem nächsten Stoß lange vornübergebeugt. Zu lange, dachte ich. Unvermittelt richtete er sich auf. Zur vollen Größe von über zwei Metern. Er funkelte mich wütend an, als hätte ich ihm etwas getan. Sein Körper wurde steif. Er spannte die langen Arme an.

»Hast du gerade was zu mir gesagt, Seelenklempner?«, fragte er. Seine Hände waren riesig und umklammerten den Queue.

Dann wand er ihn, als wollte er ihm den Hals umdrehen. Anderson war ziemlich fett, aber das Fett war hart, wie bei einem Footballspieler oder einigen Profi-Wrestlern.

»Nee. Keinen Mucks.«

»Soll das komisch sein? So ‘n Wortspiel wegen der piepsenden Blauhäher, die ich verflucht hasse, wie du genau weißt.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe mir nichts dabei gedacht.«

Anderson trat vom Pooltisch zurück, den Queue immer noch in beiden Händen. »Ich könnte schwören, dass du mich eine feige Sau genannt hast. Ganz leise. Feige Sau – stimmt doch? Irgendein Schimpfwort?«

Ich stellte Blickkontakt mit ihm her. »Ich glaube, unser Pool-Spiel ist jetzt zu Ende, Mr Anderson. Bitte, legen Sie den Queue weg.«

»Glaubst du wirklich, du kannst mich zwingen, den Stock wegzulegen? Wahrscheinlich – wenn du mich für eine feige Sau hältst.«

Ich hielt meine Trillerpfeife an die Lippen. »Ich bin neu hier und brauche die Arbeit. Ich will keinen Ärger.«

»Dann bist du aber ins falsche gottverdammte Höllenloch geraten, Mann«, sagte er. »Du bist ein beschissener Feigling. Du mit deiner blöden Pfeife.«

Anderson warf den Queue auf den Tisch und stolzierte zur Tür. Auf dem Weg stieß er gegen meine Schulter.

»Pass auf, was du sagst, *Nigger*«, zischte er und spuckte beim Sprechen auf den Boden.

Ich ließ Anderson keinen Schritt weitergehen. Ich packte ihn und wirbelte ihn herum. Er war völlig verblüfft. Ich ließ ihn die Kraft meiner Schultern und Arme spüren. Ich starre ihn an. Ich wollte sehen, was geschah, wenn man ihn provozierte.

»Pass *du* lieber auf, was du sagst«, fuhr ich ihn an. »Sei in meiner Nähe ja vorsichtig, übervorsichtig.«

Ich ließ Clete Anderson los, und er stapfte zur Tür. Ich

schaute dem Hünen nach, wie er das Poolzimmer verließ – und hoffte ein bisschen, er möge das Superhirn sein.

Bis jetzt war die schlimmste Möglichkeit, die ich mir vorstellen konnte, die, dass das Superhirn auf Nimmerwiedersehen verschwand. Die Jagd nach diesem Verbrecher war mehr zu einem Warten geworden – oder zu einem Beten, dass das Superhirn etwas tat, das uns zu ihm führte. Die Schicht im Veteranenkrankenhaus begann mit einer halbstündigen Patientenbesprechung mit Kaffeeklatsch. Bei diesen Sitzungen wurde jeder Patient kurz abgehandelt und Änderungen in den Privilegien festgehalten. Die Schlagworte der Sitzungen waren »Affekt«, »Willfährigkeit«, »Interaktion« und natürlich »PTSS«. Wenigstens die Hälfte der Männer in diesen Abteilungen litt unter Post-traumatischen-Stress-Störungen.

Die Patientenbesprechung war zu Ende und meine Schicht begann. Hauptaufgabe eines Therapeuten ist die Interaktion mit den Patienten, und daran hielt ich mich; es erinnerte mich daran, warum ich überhaupt Psychologie studiert hatte.

Ein Großteil meines Lebens tauchte wieder vor mir auf, besonders meine Gefühle und das Verständnis für die schreckliche Macht eines Traumas. Sehr viele Männer hier litten darunter. Für sie schien die Welt nicht mehr sicher oder verlässlich zu sein. Selbstzweifel und Schuldgefühle waren ihre ständigen Begleiter. Glaube und Spiritualität existierten nicht. *Warum hatte das Superhirn sich diesen Ort als Versteck ausgesucht?*

Während der achtstündigen Schicht hatte ich eine Reihe besonderer Pflichten, darunter – um sieben Uhr – die Überprüfung scharfer Gegenstände. (Ich musste das gesamte Besteck in der Küche zählen. Falls etwas fehlte, was selten der Fall war, mussten die Zimmer durchsucht werden.) Um acht Uhr folgte ein Einzelgespräch mit dem Patienten Copeland, der als extrem selbstmordgefährdet eingestuft wurde. Um neun Uhr schließlich begannen die fünfzehnminütigen Überprüfungen, bei de-

nen ich immer genau wissen musste, wo sich sämtliche Patienten aufhielten. Alle fünfzehn Minuten hakte ich ihre Namen an der Tafel auf dem Korridor vorm Schwesternzimmer ab.

Jedes Mal, wenn ich zu der Tafel ging, machte ich bei den wahrscheinlichsten Verdächtigen einen etwas kräftigeren Haken mit der Kreide. Am Ende der ersten Stunde meiner Überprüfungen stellte ich fest, dass ich sieben Kandidaten auf meiner heißen Liste hatte.

Der Patient James Gallagher war nur deshalb auf der Liste, weil er im Großen und Ganzen der körperlichen Beschreibung des Superhirns entsprach. Er war groß, mit breiter Brust, und schien relativ aufgeweckt und gescheit zu sein. Das allein machte ihn verdächtig.

Frederic Szabo machte dagegen sein Privileg, jederzeit in die Stadt gehen zu dürfen, verdächtig, aber er war ein Angsthase und ich bezweifelte, dass er ein Mörder war. Seit Vietnam hatte er sich herumgetrieben und keinen Job länger als ein paar Wochen behalten. Gelegentlich spuckte er die Mitarbeiter des Krankenhauses an, aber das schien auch schon das schlimmste Verbrechen zu sein, zu dem er fähig war.

Stephen Brown besaß ebenfalls das Privileg, jederzeit in die Stadt zu gehen. Er war ein viel versprechender Captain bei der Infanterie in Vietnam gewesen. Brown litt unter PTSS und war seit 1971 immer wieder für kürzere oder längere Zeit im Veteranen-Krankenhaus gewesen. Er bildete sich etwas darauf ein, behaupten zu können, nie einen »richtigen Job« gehabt zu haben, seit er das Militär verlassen hatte.

David Hale war zwei Jahre lang Polizist in Maryland gewesen, ehe er paranoide Wahnvorstellungen bekam: Sah er einen Asiaten auf der Straße, war er überzeugt, dieser wolle ihn umbringen.

Michael Fescoe hatte für zwei Banken in Washington gearbeitet, schien jetzt aber so sehr von der Rolle zu sein, dass er sein eigenes Konto nicht mehr begreifen konnte. Vielleicht

täuschte er PTSS nur vor, doch sein Therapeut am Krankenhaus glaubte das nicht.

Auf Clete Anderson passte die körperliche Beschreibung des Superhirns. Ich mochte ihn nicht. Und er war gewalttätig. Doch Anderson hatte nichts getan, was mir Anlass zu der Vermutung gegeben hätte, er könne das Superhirn sein. Ganz im Gegenteil.

Kurz vor Schichtwechsel rief Betsey Cavalierre mich an. Ich nahm den Anruf in dem kleinen Aufenthaltsraum hinter dem Schwesternzimmer entgegen. »Was ist los, Betsey?«

»Alex, da ist etwas sehr Eigenartiges passiert«, sagte sie und klang verstört. Ich fragte sie, was geschehen sei, und ihre Antwort versetzte mir einen üblen Schock.

»Mike Doud wird vermisst. Er ist heute Morgen nicht zum Dienst erschienen. Wir haben seine Frau angerufen, und sie hat gesagt, er sei zur üblichen Zeit losgefahren.«

»Was unternimmt das FBI in der Sache?«, fragte ich.

»Wir glauben nicht, dass er einen Autounfall hatte. Und um eine Vermisstenmeldung rauszujagen, ist es noch zu früh. Aber das sieht Doud überhaupt nicht ähnlich. Er ist ein wirklich anständiger Kerl, ein Familienmensch, absolut verlässlich. Erst Walsh und jetzt das«, sagte sie. »Was ist da los, Alex? *Das ist er, nicht wahr?*«

Jagte er etwa uns? Agent James Walsh war tot, und jetzt wurde Mike Doud vermisst. Ich hatte keine Ahnung, ob beide Vorfälle miteinander verknüpft waren, aber wir mussten davon ausgehen.

Ich hatte einen Termin für eine Unterredung mit Dr. Cioffi im Verwaltungsgebäude des Veteranenkrankenhauses und wollte diesen Termin einhalten. Ich hatte einige Nachforschungen über den Hintergrund Cioffis und einiger anderer Psychiater im Hazelwood angestellt. Cioffi war selbst Armee-Veteran. Er hatte zweimal in Vietnam Dienst getan und dann in mehreren Veteranenkrankhäusern gearbeitet, bevor er ins Hazel-

wood kam. Konnte Cioffi das Superhirn sein? Mit Sicherheit hatte er das Hintergrundwissen über abnorme Psychologie. Aber das galt ebenso für mich.

Als man mich in Dr. Cioffis Büro führte, saß er an einem großen Schreibtisch aus Kiefernholz. Er saß mit dem Rücken zum Fenster in einem Sessel mit Rohrgeflecht und gelb gestreiften Kissen aus demselben Material wie die Vorhänge.

Ich konnte ihn nicht besonders deutlich sehen, wusste aber, dass er mich umso besser sah. Oh, was wir doch für Spiele spielen – selbst wir Seelenärzte.

Langsam schaute er auf und tat überrascht. »Detective Cross, entschuldigen Sie. Ich nehme an, ich habe jedes Zeitgefühl verloren.«

Er zupfte seine Manschetten zurecht, stand auf und zeigte auf eine Sitzgruppe an der gegenüberliegenden Wand. »Neulich Abend haben Dr. Marcuse und ich uns über Sie unterhalten. Uns wurde bewusst, dass wir an dem Tag, als Sie und der andere Detective zu uns kamen, ziemlich ruppig waren. Wissen Sie – die Vorstellung, dass die Polizei in den Abteilungen herumschnüffelt, war uns unangenehm. Aber wie auch immer, ich habe mir sagen lassen, dass Sie ein ganz hervorragender Therapeut sind.«

Ich weigerte mich, den Köder zu schlucken. Er war Arzt, ich *Aushilfsthapeut*. Ich berichtete Cioffi von der Liste der Verdächtigen, die ich aufgestellt hatte. Er nahm die Liste und überflog die Namen.

»Selbstverständlich kenne ich alle diese Patienten. Ich bin sicher, dass einige davon genügend Wut aufgestaut haben, um gewalttätig zu sein. Anderson und Hale haben in der Vergangenheit tatsächlich Morde begangen. Dennoch fällt es mir schwer, zu glauben, dass einer dieser Männer eine Reihe waghalsiger Raubüberfälle organisiert haben soll. Und warum wären sie noch hier, wenn sie so viel Geld hätten?« Er lachte. »Ich jedenfalls hätte mich abgesetzt.« Ach, wirklich, Dr. Cioffi?«

fragte ich mich.

Als Nächstes verbrachte ich eine Stunde mit Dr. Marcuse, der rechts von Dr. Cioffi ein kleineres Büro hatte. Ich genoss seine Gesellschaft, und die Zeit verging wie im Flug. Marcuse war energiegeladen und klug und bemühte sich, bei den Ermittlungen zu helfen. Oder gab sich Mühe, so zu tun.

»Wie sind Sie eigentlich hier in Hazelwood gelandet?«, fragte ich ihn im Laufe der Unterhaltung.

»Gute Frage, komplizierte Antwort. Mein Vater war Pilot bei der Armee. Im Zweiten Weltkrieg hat er beide Beine verloren. Seit ich sieben war, habe ich geraume Zeit in Veteranenkrankenhäusern verbracht. Ich hasste sie aus tiefster Seele und aus gutem Grund. Ich nehme an, ich wollte sie zu besseren Einrichtungen machen als die, die mein Vater kennen gelernt hat.«

»Und haben Sie Erfolg?«, fragte ich.

»Ich bin noch keine acht Monate hier. Ich bin der Nachfolger von Dr. Francis, der an ein anderes Veteranenkrankenhaus nach Florida gegangen ist. Für diese Einrichtungen ist einfach nie genug Geld vorhanden. Es ist eine Schande für die ganze Nation, und es scheint allen egal zu sein. *Sixty Minutes* und *Dateline* sollten jede Woche eine Sendung über ein Veteranenkrankenhaus machen, bis endlich jemand etwas unternimmt. Alex, ich weiß nicht, was ich Ihnen wegen Ihres Mörders sagen soll.«

»Sie glauben wohl auch nicht, dass er hier ist, oder?«, fragte ich.

Marcuse schüttelte den Kopf. »Wenn er hier ist, ist er tatsächlich ein Superhirn. Wenn er hier ist, hat er alle getäuscht.«

Ich sehe dich, Dr. Cross. Ich sehe dich, aber du hast keinen blassen Schimmer, wer ich bin. Ich könnte zu dir gehen und dich anfassen.

Ich bin viel klüger als du – und viel klüger, als du denkst. Das ist eine schlichte Tatsache, die ich jederzeit beweisen

kann. Es gibt eine Unzahl Intelligenztests und ausgetüftelter psychologischer Tests. Hast du meine Testergebnisse gesehen? Warst du beeindruckt?

Neulich habe ich morgens genau *einen* Stuhl neben dir im Erholungsraum gesessen. Ich habe dein Gesicht studiert. Meine Blicke sind über deinen durchtrainierten Körper geschweift. Ich dachte, ich irre mich vielleicht, und du bist gar nicht Alex Cross. Wir waren uns so nahe, ich hätte aufspringen und dich an der Gurgel packen können. Hätte dich das überrascht?

Ich gestehe, deine Anwesenheit hier hat mich tatsächlich überrascht. Ich hatte dein Foto gesehen – du bist ziemlich bekannt –, und dann warst du plötzlich da. Du hast meine paranoiden Träume und Fantasien allesamt Wirklichkeit werden lassen.

Warum bist du hier, Dr. Cross? Weshalb genau? Wie, zum Teufel, hast du mich gefunden? Bist du tatsächlich ein so fähiger Bursche?

Das ist die Frage, die ich mir immer wieder stelle und die wie eine Litanei in meinem Kopf abläuft.

Warum ist Alex Cross hier? Wie fähig ist er?

Jetzt arbeite ich an einer Überraschung für dich. Dir zu Ehren schmiede ich einen ganz besonderen Plan.

Jetzt bist du ein Teil davon.

Sei ganz, ganz vorsichtig, Dr. Cross.

Du bist verletzbarer, als du glaubst. Du hast überhaupt keine Ahnung.

Weißt du was? Ich werde jetzt zu dir hingehen und dich anfassen.

So, jetzt hab ich dich!

Das Krankenhaus scheint eine Sackgasse zu sein, Betsey. Ich habe mir alle genau angeschaut – Ärzte, Schwestern, Patienten. Ich weiß nicht, ob es sinnvoll ist, dass Sampson oder ich diese Woche in Hazelwood weitermachen. Vielleicht hat Brian

Macdougall uns diese Suppe eingebrockt. Vielleicht spielt das Superhirn auch mit uns. Hat sich irgendetwas Neues wegen Walsh oder Doud ergeben?«

Sie schüttelte den Kopf. In ihren Augen las ich Schmerz und Enttäuschung. »Doud wird immer noch vermisst. Nichts! Er ist spurlos verschwunden, als hätte er sich in Luft aufgelöst.«

Ich saß in Betseys Büro, und wir hatten die Füße auf ihren Schreibtisch gelegt. Wir tranken Eistee aus Flaschen. Beide waren wir erschöpft, mutlos. Betsey konnte eine großartige Zuhörerin sein, wenn sie wollte oder falls es nötig war.

»Erzähl mir, was du bis jetzt weißt«, sagte sie. »Lass mich einfach nur zuhören. Ich will es mir durch den Kopf gehen lassen.«

»Wir konnten nichts finden, das einen Patienten oder jemanden vom Personal des Krankenhauses mit der MetroHartford-Geschichte oder den Banküberfällen in Verbindung gebracht hätte. Kein Patient scheint dieser Verbrechen fähig zu sein. Sogar die Ärzte dort sind nicht sehr beeindruckend. Vielleicht Marcuse – aber den halte ich für einen guten Kerl. Ein halbes Dutzend deiner Agenten hat im Hazelwood alles auseinander genommen. Nichts, Betsey. Am Wochenende gehe ich noch mal die Akten durch.«

»Glaubst du, wir haben ihn verloren?«

»Es ist die alte Sache – *keine Verdächtigen*. Das Superhirn scheint sich in Luft aufzulösen, wann immer es will.«

Betsey rieb sich mit den Fäusten die Augen, dann schaute sie mich wieder an. »Das Justizministerium hat sehr viel in Brian Macdougalls Aussage investiert. Sie müssen das Hazelwood unter die Lupe nehmen. Danach werden sie sich jedes andere Veteranenkrankenhaus im Land vorknöpfen. Das bedeutet, dass auch ich weitersuchen muss. Aber du meinst, dass Macdougall und seine Kumpane sich geirrt haben?«

»Vielleicht irren sie sich, vielleicht hat man sie reingelegt. Oder Macdougall hat sich die ganze Geschichte nur ausge-

dacht. Er bekommt wahrscheinlich, was er damit erreichen wollte: Bundesgefängnis. Wie ich schon sagte, ich werde nochmals die Akten durchgehen. Ich gebe nicht auf.«

Betsey schaute hinaus auf die Stadt. »Du hast also vor, das ganze Wochenende zu arbeiten? Das ist eine Schande. Du siehst aus, als brauchtest du eine Pause«, sagte sie.

Ich nippte an meinem Eistee und beobachtete sie. »Hast du eine gute Idee?«

Sie lachte. Ihr Gesichtsausdruck war unwiderstehlich schüchtern. Sie pfiff in den Hals ihrer Eisteeflasche. »Ich finde, es ist höchste Zeit, Alex. Wir brauchen beide ein bisschen altmodischen S-p-a-ß! Was hältst du davon, wenn ich dich abhole – Samstag gegen Mittag?«

Ich schüttelte den Kopf, lachte aber.

»Heißt das ja?«

Ich nickte. »Es heißt ja. Ich glaube, ich brauche wirklich ein bisschen altmodischen S-p-a-ß. Nein, ich bin ganz sicher.«

Ich konnte es kaum erwarten, dass es endlich Samstagmittag war. Ich hatte mich mit den Kindern beschäftigt: Lebensmittel einkaufen, ein Kurzbesuch im neuen Kuschelzoo im Southeast. Ich verdrängte das Superhirn aus meinen Gedanken. Ebenso die Agenten Walsh und Doud, das Hazelwood-Veteranenkrankenhaus, Mord und Totschlag.

Betsey erschien mit ihrem blauen Saab pünktlich um zwölf Uhr mittags. Das Auto war gewaschen, vielleicht sogar mit Turtle-Wax eingewachst. Es glänzte wie neu, und der Tag schien viel versprechend.

Ich wusste, dass Jannie von ihrem Schlafzimmerfenster aus zuschaute, deshalb drehte ich mich um, schnitt eine Grimasse und winkte. Jannie winkte zurück und lächelte von einem Ohr zum anderen. Sie war da oben mit Rosie; beide hatten sich in meine beginnende Seifenoper eingeschaltet.

Ich beugte mich durchs Seitenfenster in Betseys Saab. Sie

trug eine helle Lederjacke über einer weißen Seidenbluse. Wenn sie wollte, konnte sie wirklich fantastisch aussehen, und ich schätzte, heute wollte sie das.

»Du bist immer pünktlich. Präzise. Genau wie das Superhirn«, zog ich sie auf.

»Nun kannst du *mich* erwischen«, erwiderte sie. »Ich hab nämlich einen tödlichen Fehler begangen und mich unsterblich in dich verliebt.«

»Du und unsterblich verliebt?«, fragte ich und setzte mich auf den Beifahrersitz. »Agentin Cavalierre?«

Sie lachte. Dann warf sie sämtliche Hemmungen über Bord. »Ich gebe immerhin mein kostbares Wochenende auf, nicht wahr?«

»Und wohin fahren wir?«, fragte ich.

»Das wirst du schon sehen. Ich habe einen Superplan.«

»Das überrascht mich nicht.«

Zehn Minuten später lenkte sie den Saab auf die kreisrunde Einfahrt des Four Seasons Hotels auf der Pennsylvania Avenue. Leise rauschten die Flaggen über uns im Wind. Im Hof waren die Backsteine mit viel Boston-Efeu überwachsen. Sehr hübsch.

»Ist das okay?«, fragte sie und schaute mich an. Ihre Augen verrieten ihre Nervosität, sie war ein wenig unsicher.

»Ich glaube schon«, antwortete ich. »Und praktisch. Perfekte Planung.«

»Warum kostbare Zeit auf den Straßen vergeuden?«, meinte Betsey und lächelte unwiderstehlich. Für eine FBI-Agentin war sie ziemlich extravagant, besonders für eine kluge mit hochfliegenden, ehrgeizigen Plänen. Mir gefiel ihr Stil ungemein: Sie griff nach dem, was sie wollte. Ich fragte mich, ob sie es auch immer bekam.

Sie hatte bereits reservieren lassen, und man führte uns direkt zu einem Zimmer in der obersten Etage des Hotels. Ich ging die ganze Zeit hinter ihr und beobachtete ihren Gang.

»Benötigen die Herrschaften noch irgendetwas?«, erkundigte sich der junge, diensteifrige Page, sobald wir in der Suite waren.

Ich gab ihm Trinkgeld. »Danke, dass Sie uns das Zimmer gezeigt haben. Aber wären Sie jetzt so freundlich, zu gehen und die Tür hinter sich zu schließen? Leise.«

Er nickte. »Übrigens ist der Zimmerservice hervorragend, der beste in ganz Washington.«

»Danke schön. Die Tür«, sagte Betsey und winkte ihm lächelnd zu. »Leise. Auf Wiedersehen.«

Betsey schlüpfte sich bereits aus ihrer Lederjacke. Als die Tür ins Schloss fiel, lag sie schon in meinen Armen. Wir küssten uns und rieben uns aneinander. Es kam mir wie ein langsamer, anmutiger, unwiderstehlicher Tanz vor. Wir waren beide leidenschaftlich verliebt. *Und das ist eigentlich gar nicht übel*, dachte ich. Guter, almodischer Spaß. Hatte sie mir den nicht versprochen?

Betsey fühlte sich in meinen Armen elektrisierend, aber auch sehr angenehm an. Sie war ein Mensch voller Gegensätze. Sie war klein und zart, aber auch athletisch und stark. Sie war sehr klug und ernsthaft, aber auch lustig, ironisch und pietätlos. Und – ja – sie war verteufelt sexy.

Ich trug Betsey zum Bett und ließ mich mit ihr darauf fallen. Ich weiß nicht, wer führte und wer sich führen ließ. Es machte auch keinen Unterschied. Ich vergrub mein Gesicht in ihrer weißen Seidenbluse.

Dann schaute ich in ihre braunen Augen. »Du warst dir deiner Sache ziemlich sicher. Alles schon reserviert und so.«

»Es wurde Zeit«, sagte sie, weiter nichts.

Ich zog ihr langsam die weiße Bluse aus, dann den kurzen schwarzen Rock. Behutsam streichelte ich ihr seidenweiches Gesicht, dann ihre Arme, Beine und die Fußsohlen. Wir brauchten bestimmt eine halbe Stunde, bis wir ausgezogen wa-

ren.

»Du streichelst einfach wunderbar«, flüsterte sie. »Hör nicht auf! Bitte, hör nicht auf.«

»O nein. Ich liebe es, zu streicheln. Hör *du* nicht auf.«

»O Gott, ist das schön! *Alex!*«, rief sie, völlig verwandelt.

Ich küsste sie, wo meine Finger sie berührt hatten. Sie fühlte sich so warm an. Sie trug ein wunderbares Parfüm. Es hieß *Forever* – für immer – von Alfred Sung, wie sie mir sagte. Ich küsste ihre Lippen, nicht *für immer*, aber sehr, sehr lange.

Dann tanzten wir wieder, hielten uns eng umschlungen, küssten uns viel und streichelten einander. Wir hatten alle Zeit der Welt. Gott, hatte ich es vermisst, mit jemandem so zusammen zu sein.

»Jetzt, bitte?«, flüsterte einer von uns.

Ich drang langsam, ganz langsam in Betsey ein. In ihr bewegte ich mich, so schnell ich konnte. Ich war oben, aber ich stützte mein Gewicht mit den Unterarmen ab. Wir bewegten uns gemeinsam, und es schien alles so mühelos und richtig zu sein. Sie begann zu summen, nicht wirklich ein Lied, nur eine süße Melodie, die mich wie eine Stimmgabel vibrieren ließ.

»Ich bin gern mit dir zusammen«, sagte ich. »Sogar sehr gern. Viel mehr, als ich gedacht hatte.«

»Ich habe dir doch gesagt, dass es besser ist, als dem Superhirn hinterherzujagen.«

»Es ist *viel, viel* besser.«

»Jetzt! Bitte?«

Betsey und ich schliefen irgendwann später am Nachmittag ein, immer noch eng umschlungen.

Ich wachte zuerst auf und sah, dass es beinahe sechs Uhr war. Es spielte keine Rolle, wie spät es war. Nicht einmal, welchen Tag wir hatten. Ich rief daheim an und erkundigte mich nach allen. Sie waren froh, dass ich weg war – und zur Abwechslung mal S-p-a-ß hatte.

Und den hatte ich. Ich betrachtete Betsey, wie sie nackt schlief. Ich wäre vollkommen damit zufrieden gewesen, eine längere Zeit nur das zu tun. Ich dachte daran, uns ein warmes Bad einzulassen. *Sollte ich? Ja, ich sollte. Warum nicht?*

Im Badezimmer entdeckte ich bei ihren Sachen ein Glas mit leuchtend blauen Schaumbadperlen. Sie war mir weit voraus. Ich fragte mich, ob mir das gefiel, und die Antwort lautete ja.

Langsam füllte sich die Wanne, als ich meinen Namen hinter mir hörte. »Oh, gut, ich wollte so gern ein Schaumbad mit dir nehmen.«

Ich schaute sie an – sie war immer noch nackt.

»Du hast vorher schon an alles gedacht, ja?«

»Ja – oft. Was meinst du denn, was ich während dieser endlosen Besprechungen tue?«

Kurz darauf stiegen wir gemeinsam in die Wanne. Es war ein unbeschreiblich schönes Gefühl. Das Gegenmittel zu harter Arbeit sowie der Anspannung und Frustration, die wir in den vergangenen Wochen hatten erleiden müssen.

»Ich bin sehr gern mit dir zusammen«, flüsterte Betsey und schaute mir tief in die Augen. »Ich will diese Wanne nie mehr verlassen – und dich auch nicht. Das ist der Himmel auf Erden.«

»Hier gibt es einen hervorragenden Zimmerservice, den besten in Washington«, erinnerte ich sie. »Wahrscheinlich bringen sie uns alles direkt an den Wannenrand, wenn wir sie nett darum bitten.«

»Finden wir ‘s raus«, meinte Betsey.

So traumhaft, wundervoll und perfekt ging es weiter – den Rest des Samstags und bis zum Sonntagvormittag. Es gab nur ein einziges Problem: Die Zeit verflog viel zu schnell.

Je länger ich mit ihr zusammen war, je mehr wir uns unterhielten, desto mehr mochte ich sie, und ich hatte sie schon sehr gemocht, ehe wir ins Four Seasons gefahren waren. Was gab es

an ihr, das man nicht hätte mögen können? Nur einmal am Samstag sprachen wir über den Fall Superhirn. Betsey fragte, ob wir in Gefahr seien. Sie war nicht sicher, ob der Kerl uns beschattete. Wir wussten keine Antwort darauf, hatten aber beide unsere Waffen mitgebracht.

Gegen zehn Uhr am Sonntag ließen wir uns das Frühstück am Swimmingpool servieren. Wir saßen auf bequemen Liegen mit flauschigen, blauweißen Handtüchern. Wir lasen die *Washington Post und die New York Times*. Gelegentlich ernteten wir einen neugierigen Blick, aber das Four Seasons ist eine hochrangige Hotelkette, und die Leute, die dort absteigen – besonders hier in Washington –, haben eigentlich alles schon gesehen, und noch viel mehr. Außerdem war ich sicher, dass Betsey und ich zufrieden und glücklich aussahen.

Ich hätte es kommen sehen müssen! Ich weiß nicht, weshalb, aber plötzlich dachte ich an die Person, die hinter den Raubüberfällen, Morden und Geiselnahmen steckte. Das Superhirn. Ich bemühte mich, den Gedanken mit aller Willenskraft zu vertreiben, schaffte es aber nicht. Der Drachentöter war wieder da. Der Job war wieder da.

Ich schaute Betsey an. Sie hatte die Augen geschlossen und schien vollkommen entspannt zu sein. An diesem Morgen hatte sie sich die Nägel leuchtend rot lackiert und die Lippen in der gleichen Farbe geschminkt. Sie sah nicht mehr wie eine FBI-Agentin aus. Sie war sexy und wunderschön, und ich genoss unsere gemeinsame Zeit in vollen Zügen.

Eigentlich wollte ich sie nicht stören. Sie hatte sich diese freie Zeit verdient, und sie lag so friedlich auf der Liege.

»Betsey?«

Ihre Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Sie hielt die Augen fest geschlossen. Sie räkelte sich leicht, um auf der Liege eine bequemere Stellung einzunehmen.

»Ja, ich gehe liebend gern mit dir zurück aufs Zimmer. Dafür opfere ich sogar dieses Toastgefühl auf dem Rücken und im

Nacken. Wir können die Handtücher auf den Liegen lassen. Vielleicht sind sie noch da, wenn wir zurückkommen.«

Ich lächelte und massierte ihr zärtlich den Rücken. »Ich tue dir das verdammt ungern an, Betsey, aber können wir über den Fall sprechen? Über *ihn*?«

Sie schlug die Augen auf. Sie waren schmal und hellwach. Von einem Moment zum anderen war Betsey voll bei der Sache. Diese Verwandlung verblüffte mich. Sie war noch schlimmer als ich, falls so etwas überhaupt möglich war. »Was ist mit *ihm*?«, fragte sie. »Was denkst du?«

Ich rutschte näher an sie heran. »Wir haben die letzten Wochen alles Erdenkliche über MetroHartford ausgegraben. Wir haben Macdougall verhört. Die ganze Zeit haben wir die Banken vernachlässigt, bei denen unser Freund zuvor zugeschlagen hat. Ich möchte noch einmal die alten Unterlagen durchgehen, Betsey. Auch die Personalakten.«

Sie war ein wenig verwirrt. »Okay, klar. Aber so ganz komme ich nicht mit. Was denkst du, Alex? Wonach sollen wir suchen?«

»Bei der First Union Bank wurden vier Angestellte umgebracht. Dafür gab es keinerlei triftige Gründe. Wir sind immer davon ausgegangen, dass er mit ihnen ein Exempel statuieren wollte. Warum alle diese Menschen? Es ergibt für mich keinen Sinn.«

Betsey schloss wieder die Augen. Ich konnte förmlich sehen, wie sich die Rädchen drehten und hörte beinahe die Gangschaltung. »Er wollte sich an den Banken rächen – *und* er wollte fünfzehn Millionen in bar.«

»Hört sich an wie er, nicht wahr? Er ist penibel und effizient. Lässt keinen Trum pf aus. Er will alles.«

Betsey schlug die Augen wieder auf und blickte mich durchdringend an. Dann schürzte sie die roten Lippen. »Da ist aber noch etwas. Und das ist wichtig.«

Ich küsste sie. »Und was ist das?«, fragte ich.

»Ich will trotzdem mit dir zurück aufs Zimmer. Die verstaubten, vergilbten Bankakten können wir hinterher immer noch durchsehen.«

Ich lachte. »Das scheint mir ein sehr kluger Plan zu sein. Besonders der erste Teil.«

Um drei Uhr nachmittags waren wir wieder im Außenbüro des FBI. Betsey hatte zuvor dort angerufen, und die Unterlagen der First Union lagen bereits in ihrem Büro. Wir vertieften uns in die Akten. Von einem Imbissstand an der Ecke ließen wir uns Eistee und Sandwiches kommen.

Zweimal.

»Warum sind wir beide so *versessen* darauf?«, fragte Betsey schließlich und blickte mich an.

»Wahrscheinlich hat der Mistkerl Walsh umgebracht und vielleicht auch Mike Doud. Er ist ein abartiges Schwein, und er ist irgendwo da draußen – und das ist *verflucht beängstigend*.«

Sie nickte mit ernster Miene. »Gib mir bitte den Stapel da herüber. O Gott, im Four Seasons war es so schön und erholsam und *sonnig*.«

Gegen dreiundzwanzig Uhr hielt ich ein kleines Schwarz-Weiß-Foto in die Höhe. Ich hatte mich tief in die Personalakten der First Union vergraben.

»Betsey!«, rief ich.

»Mmm?« Sie war in ihre Unterlagen vertieft. »Dieser Typ war Sicherheitschefin der Bank. Betsey, er ist Patient auf Station Fünf im Hazelwood. Ich weiß, wer er ist. Ich habe diese Woche mit ihm geredet. Im Krankenhaus gibt es keine Unterlagen, nach denen er jemals für die First Union gearbeitet hat. *Das ist unser Mann*. Er muss es sein.« Ich reichte ihr das Foto.

Schnell einigten wir uns darauf, dass Sampson und ich morgen nach Hazelwood zurückgehen würden. In der Zwischenzeit würde Betsey sämtliche Informationen über den Patienten Frederic Szabo herbeischaffen. Verdammter, der dämliche Frederic

Szabo!

Es war möglich, dass Szabo trotzdem nichts mit dem Fall zu tun hatte, aber das schien höchst unwahrscheinlich. Szabo war Sicherheitschef bei der First Union Bank gewesen. Er war ein *großer, bärtiger* Patient im Hazelwood. Brian Macdougalls Beschreibung passte auf ihn. In seinem psychiatrischen Profil stand, dass er unter wiederkehrenden paranoiden Wahnvorstellungen litt. Szabo schien zu sehr in sich gekehrt, zu hilflos zu sein, als dass er das Superhirn sein könnte.

Doch in seinen Krankenhausakten stand nichts davon, dass er für die First Union gearbeitet hatte – das war der ausschlaggebende Hinweis. Angeblich hatte Szabo seit seiner Zeit in Vietnam alle möglichen Gelegenheitsarbeiten gemacht. Doch jetzt wussten wir, dass er gelogen hatte, was diese Jahre betraf.

Laut psychiatrischem Profil hatte Szabo eine paranoide Persönlichkeitsstörung. Er empfand tiefes Misstrauen gegen Menschen, vor allem gegen Geschäftsleute, und glaubte, diese würden ihn ausbeuten und betrügen. Er war überzeugt, dass jede Information, die er jemandem anvertraute, gegen ihn verwendet würde. Während seiner zweijährigen Ehe, von 1970 bis Ende 1971, war Szabo pathologisch eifersüchtig auf seine Frau gewesen und hatte übersensibel reagiert. Als die Ehe zerbrach, war er angeblich als Gelegenheitsarbeiter umhergezogen. Schließlich war er im Hazelwood gelandet und hatte Hilfe gesucht. Das war drei Jahre vor den Banküberfällen und ein Jahr nach seiner Entlassung bei der First Union gewesen. Während seiner häufigen Aufenthalte im Hazelwood war er immer kühl und unnahbar gewesen. Er hatte sich sowohl von den Patienten als auch von den Mitarbeitern des Krankenhauses fern gehalten. Nie hatte er einen Freund gewonnen, schien aber im Grunde harmlos zu sein – *und er besaß meistens das Privileg, sich auf dem Gelände und in der Stadt frei bewegen zu dürfen.*

Nachdem ich das Profil nochmals gelesen hatte, kam mir der Gedanke, dass Szabos Sicherheitsjob bei der Bank im Hinblick

auf seine mentale Störung haargenau richtig gewesen war. Wie viele andere Paranoide hatte Szabo eine Arbeit gesucht, wo er auf bestrafende, moralisierende Art tätig sein konnte, die überdies von der Gesellschaft akzeptiert wurde. Als Sicherheitschef der Bank konnte er seine paranoiden Bedürfnisse ausleben, jederzeit Angriffe von allen Seiten zu verhindern. Indem er die Peripherie der Bank schützte, schützte er unbewusst zugleich sich selbst.

Ironie des Schicksals war, dass er durch eine Reihe erfolgreicher Banküberfalle bewiesen hatte – zumindest symbolisch –, dass es unmöglich war, sich vor Angriffen von außen zu schützen. Vielleicht war das sein Beweggrund gewesen.

Sein tiefes Misstrauen erschwerte seine Behandlung im Krankenhaus, ja, machte sie nahezu unmöglich. Während der letzten achtzehn Monate war er viermal im Hazelwood gewesen und wieder gegangen. War das Veteranen-Krankenhaus seine Fassade für andere Aktivitäten gewesen? Hatte er Hazelwood als Versteck gewählt?

Und – was am rätselhaftesten war – weshalb war er immer noch dort?

Am Montagmorgen trat ich wieder meinen Dienst im Hazelwood an. Ich trug ein loses weißes Hemd über Cordsamthosen, die weit genug waren, um das Holster zu verbergen, das um mein Bein geschnallt war. FBI-Agent Jack Waterhouse war als Helfer zum Mitarbeiterstab hinzugekommen. Sampson arbeitete weiter als Träger, jetzt aber ausschließlich auf Station Fünf.

Frederic Szabo tat weiterhin nichts, was unseren Verdacht erregt oder ihn auf irgendeine Weise verraten hätte. Drei Tage lang verließ er die Station nicht. Er schlief sehr viel auf dem Zimmer. Gelegentlich arbeitete er an einem alten Apple-Laptop.

Was, zum Teufel, machte er? Wusste er, dass wir ihn beo-

bachteten?

Nach meiner Schicht traf ich mich am Mittwochabend mit Betsey im Verwaltungsgebäude des Krankenhauses. Sie trug ein marineblaues Kostüm und blaue hochhackige Schuhe mit Riemchen. Sie war wieder ganz Arbeitstier. Zuweilen schien sie eine andere Person zu sein, distanziert und gedankenverloren.

Sie war eindeutig ebenso frustriert wie ich. »Er hat mindestens drei Jahre an seinem großen Plan gearbeitet, nicht wahr? Vermutlich hat er irgendwo fünfzehn Millionen Dollar gebunkert. Er hat viele Menschen umgebracht, um das Geld zu bekommen. Und jetzt sitzt er im Hazelwood auf dem Arsch? Nie im Leben!«

Ich teilte Betsey mit, was ich über Szabo dachte. »Er ist extrem paranoid. Er ist ein Psychopath. Womöglich weiß er sogar, dass wir hier sind. Vielleicht sollten wir uns aus dem Krankenhaus zurückziehen und von draußen observieren. Von Dr. Cioffi hat er die Privilegien zurückbekommen, sich auf dem Gelände und in der Stadt frei zu bewegen. Szabo kann nach Lust und Laune kommen und gehen.«

Während ich sprach, zupfte Betsey ständig am Revers ihrer Kostümjacke. Ich hatte Angst, als Nächstes würde sie sich die Haare ausreißen.

»Aber er geht *nirgendwo* hin! Er ist ein fünfzig Jahre altes Weichei! Ein totaler Verlierer.«

»Das weiß ich, Betsey. Ich habe Szabo drei Tage lang beobachtet, wie er geschlafen und im Internet Spiele gespielt hat.«

Sie lachte kurz. »Demnach hat er fünf perfekte Verbrechen begangen, jedenfalls soweit wir wissen. Und jetzt hat er sich auf der grünen Wiese zur Ruhe gesetzt?«

»Ja. Auf der Spielwiese der Irren«, sagte ich.

»Willst du hören, wie *mein* Tag gelaufen ist?«, fragte sie.

Ich nickte.

»Na schön, ich bin zur First Union Bank gegangen und habe

mit allen gesprochen, die dort waren, als Szabo für die Bank gearbeitet hat. Man hielt ihn für ausgesprochen pflichtbewusst. Aber er war entsetzlich pingelig und immer darauf bedacht, alles genau richtig zu machen. Damit haben ihn einige Mitarbeiter öfter mal veräppelt.«

»Veräppelt? Wie?«, fragte ich.

»Szabo hatte einen Spitznamen, Alex. Und jetzt halt dich fest. Dieser Name war *Superhirn!* Der Name war ein *Scherz*. Jedenfalls wollte man Szabo damit auf den Arm nehmen.«

»Na ja, jetzt hat er den Spieß umgedreht. Jetzt sind wir die Geleimten.«

Am nächsten Tag ereignete sich etwas außergewöhnlich Seltsames. Als Szabo auf dem Korridor an mir vorbeiging, berührte er mich mit der Schulter. Es gelang ihm, entsetzt dreinzuschauen. Er entschuldigte sich auch sogleich, weil er angeblich »das Gleichgewicht verloren habe«. Aber ich war sicher, dass er es absichtlich getan hatte. Warum? Was, zum Teufel, lief hier überhaupt ab?

Ungefähr eine Stunde später sah ich, wie er die Station verließ. Meiner Meinung nach wusste er, dass ich ihn beobachtete. Sobald er fort war, lief ich zur Tür.

»Wohin geht Szabo?«, fragte ich den Pfleger, der ihn hinausgelassen hatte.

»Zum Sport. Er hat sich ausgetragen. Szabo kann jederzeit aufs Gelände oder in die Stadt. Er kann gehen, wohin er will.«

Szabo hatte auf der Station so lange vor sich hinvegetiert, dass er mich überrumpelt hatte. »Sagen Sie der Oberschwester, dass ich weg muss«, sagte ich.

»Sagen Sie ‘s ihr doch selbst.« Der Pfleger blickte mich mürrisch an und wollte mich abwimmeln.

Ich stürmte an ihm vorbei. »Sie sagen es ihr. Es ist wichtig!«

Ich verließ die Station und fuhr mit dem launischen Aufzug ins Erdgeschoss. Sport war körperliche Ertüchtigung oder Phy-

siotherapie. Frederic Szabo hasste die Turnhalle. Ich erinnerte mich, das in seinem Krankenblatt gelesen zu haben. Wohin ging er wirklich?

Ich rannte aus dem Gebäude und sah Szabo über den Hof schleichen. *Groß und bärtig* – wie die Beschreibung, die wir von Brian Macdougall erhalten hatten.

Als Szabo an der Turnhalle vorbeiging, war ich keineswegs überrascht.

Er war wieder unterwegs.

Ich folgte ihm. Er wirkte nervös und ängstlich. Schließlich drehte er den Kopf in meine Richtung. Ich versteckte mich schnell hinter dem nächsten Busch. Ich glaubte nicht, dass er mich gesehen hatte. Oder doch?

Szabo ging weiter. Jetzt hatte er die Tore des Krankenhauses hinter sich gelassen. Auf der Straße herrschte lebhafter Verkehr. Szabo ging geradewegs nach Süden. Jetzt tat er so, als hätte er keine Sorgen auf der Welt. War er das Superhirn?

Wenige Querstraßen hinter dem Krankenhaus stieg er in eins der drei Taxis, die vor dem Holiday Inn parkten.

Ich lief zum nächsten Taxi, stieg ein und wies den Fahrer an, dem anderen Taxi zu folgen.

Der Fahrer war indianischer Abstammung. »Wohin soll's gehen, Mister?«, fragte er.

»Keine Ahnung«, antwortete ich, zeigte ihm aber meine Polizeimarke.

Der Fahrer schüttelte den Kopf, dann stöhnte er. »Mann, o Mann. Ich bin 'n echter Pechvogel. Wie im Film: *Folgen Sie dem Taxi.*«

Im Northwest auf der Rhode Island Avenue stieg Szabo aus dem Taxi. Ich ebenfalls. Er ging ein Stück zu Fuß weiter – blickte in die Schaufenster. Zumaldest sah es so aus.

Er wirkte jetzt viel entspannter. Sobald er das Krankenhausgelände verlassen hatte, hatten seine nervösen Zuckungen ab-

genommen. Wahrscheinlich, weil er sie nur vorgetäuscht hatte.

Schließlich verschwand er in einem niedrigen, ziemlich verkommenen Backsteinhaus, immer noch an der Rhode Island Avenue. Im Erdgeschoss war eine chinesische Wäscherei: A. LEE.

Was machte er dort? Wollte er durch eine Hintertür entwischen? Dann aber sah ich im ersten Stock Licht hinter einem Fenster. Szabo ging ein paar Mal vor dem Fenster hin und her. Ja, das war er. *Groß und bärtig.*

In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. *Im Hazelwood wusste niemand von Szabos Wohnung in Washington.* Im Krankenblatt stand nichts darüber.

Angeblich war Szabo ein Landstreicher. Hoffnungslos, harmlos, *heimatlos*. Das war das Trugbild, das er geschaffen hatte. Jetzt endlich erfuhr ich eines seiner Geheimnisse. Was hatte das zu bedeuten?

Ich wartete auf der Rhode Island Avenue. Ich spürte keine besondere Gefahr. Jedenfalls *noch nicht*.

Ich wartete eine Zeit lang draußen auf der Straße. Szabo blieb nahezu zwei Stunden im Gebäude. Ich sah ihn auch nicht mehr am Fenster. Was machte er da drinnen? Die Zeit verfliegt, wenn man an den Fingernägeln hängt.

Dann ging das Licht in der Wohnung aus.

Ich beobachtete das Gebäude mit wachsender Erregung. Szabo kam nicht heraus. Ich machte mir Sorgen. Wo war er?

Gut fünf Minuten nachdem das Licht im ersten Stock erloschen war, erschien Szabo wieder auf der Vordertreppe. Seine nervösen Zuckungen schienen wiedergekehrt zu sein. Vielleicht waren sie doch echt.

Er rieb sich mehrmals die Augen, dann das Kinn. Er zog und zerrte sich ständig das weiße Hemd von der Brust. Dann strich er sich mit den Fingern drei oder vier Mal das dichte schwarze Haar zurück.

War er das Superhirn? Es schien mir fast unmöglich. Aber

wenn er es nicht war – wer dann?

Szabo blickte nervös die Straße hinauf und hinunter, aber ich war im Schatten eines anderen Gebäudes verborgen. Ich war sicher, dass er mich nicht sehen konnte. Wovor hatte er Angst?

Er setzte sich in Bewegung, ging zurück auf der Rhode Island Avenue. Dann winkte er ein Taxi heran.

Ich folgte Szabo nicht. Eigentlich wollte ich es, hatte jedoch ein anderes Verlangen. Eine Eingebung, der ich unbedingt folgen musste. Ich rannte über die Straße und betrat das Backsteingebäude, in dem er den Nachmittag verbracht hatte.

Ich musste herausfinden, was Szabo dort getrieben hatte. Der Kerl trieb *mich* in den Wahnsinn, das musste ich gestehen. Seitnetwegen hatte *ich* jetzt nervöse Zuckungen.

Ich verwendete einen kleinen, sehr nützlichen Dietrich und war blitzschnell in Szabos Wohnung – schneller, als man braucht, um »illegaler Zutritt« zu sagen. Niemand würde je merken, dass ich dort gewesen war.

Ich hatte vor, mich rasch in der ganzen Wohnung umzuschauen und dann wieder zu verschwinden. Ich bezweifelte, dass Szabo Beweise zurückgelassen hatte, die ihn mit der MetroHartford-Geiselnahme oder einem der anderen Banküberfälle in Verbindung brachten. Aber ich musste seine Behausung in Augenschein nehmen. Ich musste mehr über den Mann wissen, als die Ärzte und das Pflegepersonal im Hazelwood in ihren Berichten niedergeschrieben hatten. Ich musste das Superhirn verstehen.

Szabo hatte eine Sammlung scharfer Jagdmesser; außerdem sammelte er alte Schusswaffen: Gewehre aus dem Bürgerkrieg, deutsche Luger, amerikanische Colts. Es gab Souvenirs aus Vietnam: ein Zeremonienschwert und die Flagge des nordvietnamesischen Bataillons KIO NVA. Hauptsächlich hatte er Bücher und Illustrierte in der Wohnung. *Das Böse, das Menschen einander zufügen. Schuld und Sühne. The Shooting Gazette.*

Scientific American.

Bis jetzt keinerlei große Überraschungen. Abgesehen davon, dass er überhaupt eine Wohnung besaß.

»Szabo, bist du es?«, fragte ich schließlich laut. »Bist du das Superhirn? Was für ein teuflisches Spiel treibst du, Mann?«

Ich durchsuchte schnell das Wohnzimmer, das kleine Schlafzimmer und ein winziges Loch, das offenbar als Arbeitszimmer diente.

Szabo, brütest du hier alles aus?

Auf dem Schreibtisch im Arbeitszimmer lag ein angefangener handgeschriebener Brief. Es sah aus, als hätte Szabo vor kurzem daran gearbeitet. Ich begann zu lesen.

Mr Arthur Lee

Wäscherei Lee

Das ist eine Warnung, und wenn ich Sie wäre, würde ich sie ernst nehmen.

Vor drei Wochen habe ich bei Ihnen Sachen für die Reinigung abgegeben. Ehe ich Sachen für die Reinigung abgabe, lege ich immer eine Liste sämtlicher Artikel und eine kurze Beschreibung jedes Artikels in den Sack.

Eine Kopie davon behalte ich selbst.

Die Liste ist ordentlich und vollständig.

Weiter stand in dem Brief, dass etliche Sachen fehlten. Er habe mit jemand in der Wäscherei gesprochen, und dieser Jemand habe versprochen, die Kleidung sofort zu schicken. Aber nichts sei gekommen.

Ich marschierte direkt in Ihre Wäscherei, um SIE zur Rede zu stellen. Ich bin außer mir vor Wut, dass SIE die Frechheit haben, mir zu erklären, dass Sie meine Sachen nicht hätten. Und dann der Gipfel der Beleidigung: Sie erklären mir, dass mein Türsteher sie wohl gestohlen hat.

Ich habe aber gar keinen beschissenen Türsteher! Ich wohne im selben Gebäude wie Sie!

Betrachten Sie sich als gewarnt.

Frederic Szabo

Was, zum Teufel, soll das sein, fragte ich mich, nachdem ich den seltsamen, verrückten und scheinbar unwichtigen Brief zu Ende gelesen hatte.

Ich schüttelte den Kopf. War eine Wäscherei Lee sein nächstes Ziel? Plante er etwas gegen Lee? Das *Superhirn*?

Ich öffnete die Schubladen einer kleinen Anrichte und fand weitere Briefe an andere Firmen: Citibank, Chase, First Union Bank, Exxon, Kodak, Bell Atlantic – haufenweise.

Ich setzte mich und überflog die Briefe. Alle waren Hassbriefe. Verrücktes Zeug. Das war der Frederic Szabo, wie er in seinen Krankenberichten beschrieben wurde. Paranoid, wütend auf die Welt, ein brummiger einundfünfzigjähriger Mann, den man in den letzten zehn Jahren an jedem Arbeitsplatz rausgeschmissen hatte.

Was diesen Mann betraf, wurde ich immer verwirrter, statt klarer zu sehen. Ich strich mit dem Finger über den Rand eines hohen Aktenschanks. Dort oben lagen Papiere. Ich holte sie herunter und warf einen Blick darauf.

Es waren Blaupausen der Banken, die ausgeraubt worden waren!

Und ein Plan des Renaissance Mayflower Hotels!

»Mein Gott, er ist es!«, stieß ich laut hervor. Aber was hatten die Blaupausen hier zu suchen?

Ich erinnere mich nicht genau, was als Nächstes passierte. Vielleicht war es eine Veränderung des Lichts oder eine Bewegung im Raum, die ich aus dem Augenwinkel erhaschte.

Ich wandte mich von Szabos Schreibtisch ab. Meine Augen wurden vor Überraschung riesengroß. Dann kam der Schock. Mein Herz raste.

Ein Mann kam mit gezücktem Jagdmesser in der Hand auf mich zu. Er trug eine Präsident-Clinton-Maske. Er brüllte meinen Namen.

Cross!«

Ich streckte beide Arme aus, um die Faust aufzuhalten, die auf mich herunterfuhr. Das Jagdmesser glich denen, die im anderen Zimmer in der Vitrine lagen. Meine Hände umklammerten den kräftigen Arm. Wenn das Szabo war, dann war er stärker und sehr viel flinker, als er im Krankenhaus gewirkt hatte.

»Was tun Sie da?«, brüllte er. »Was fällt Ihnen ein? Wie können Sie es wagen, mein Privateigentum anzurühren?« Er klang, als hätte er völlig den Verstand verloren. »Diese Briefe sind *privat*.«

Ich drehte mich auf dem rechten Bein herum und drückte seine Hand mit dem Jagdmesser mit einem scharfen Ruck nach unten. Die Klinge blieb tief im hölzernen Schreibtisch stecken. Der maskierte Mann grunzte und fluchte.

Was jetzt? Ich konnte nicht riskieren, mich zu bücken und die Glock aus dem Holster am Knöchel zu holen. Der maskierte Mann riss mühelos die Klinge aus dem Schreibtisch. Er holte in einem tödlichen Halbkreis aus. Doch dann verfehlte der Stoß das Ziel um einige Fingerbreit. Die Klinge zischte an meiner Schläfe vorbei.

»Sie werden sterben, Cross!«, schrie er.

Ich entdeckte einen kristallenen Baseball auf dem Schreibtisch. Es war der einzige Gegenstand, der einer Waffe ähnelte. Ich griff danach und schlug zu.

Ich hörte ein Knirschen, als der Briefbeschwerer Szabo seitlich am Kopf traf. Er schrie laut auf, außer sich vor Wut und Schmerz, wie ein verwundetes Tier. Dann wankte er nach hinten, ging jedoch nicht zu Boden.

Blitzschnell bückte ich mich und riss meine Glock heraus.

Sie blieb kurz hängen, lag dann aber in meiner Hand.

Wieder führte er mit der tödlichen Klinge einen weit ausholenden Schlag gegen mich.

»Halt!«, brüllte ich. »Sonst *schieße* ich.«

Er war nicht zu bremsen. Er brüllte unverständliche Worte. Erneut holte er mit dem Messer aus. Diesmal erwischte er mich am rechten Handgelenk. Der Schnitt brannte und tat verflucht weh.

Ich feuerte die Glock ab. Die Kugel traf ihn oben in die Brust, doch sie hielt ihn nicht auf. Er taumelte kurz und richtete sich dann wieder auf. Ich zielte ungefähr auf die Stelle, wo er verwundet war.

Er schrie – ein grauenvoll schriller Schrei. Dann ließ er das Messer fallen.

Ich schlängelte beide Arme um ihn, so fest ich konnte. Er stöhnte laut und schrie, dass ich ihm wehtäte, wehrte sich aber weiterhin nach Kräften. Ich schlug ihm mit dem Handrücken auf den Mund. Endlich gab er Ruhe. Ich zog ihm die Gummimaske ab.

Es war Szabo.

»Sie sind das Superhirn?«, stieß ich fassungslos hervor. »Sie sind es wirklich?«

»Ich habe nichts getan«, erklärte er trotzig; dann fluchte er lautstark. »Hurensohn! Du bist in meine Wohnung eingebrochen. Du Idiot! Ihr alle seid verdammte Idioten! Hör mir zu, Arschloch! Hör genau zu! *Du hast den falschen Mann!*«

Es war das reinste Irrenhaus, was bei dieser dramatischen Festnahme auch angemessen schien. In weniger als einer Stunde traf ein Team der FBI-Spurensicherungstechniker in Frederic Szabos Wohnung ein. Zwei von ihnen erkannte ich wieder, da wir bei früheren Gelegenheiten bereits zusammen gearbeitet hatten: Greg Wojcik und Jack Heeney. Sie waren die besten Spurensicherungsleute des FBI und begannen die Wohnung

fachmännisch zu durchsuchen.

Ich blieb und schaute zu. Die Männer suchten nach falschen Wänden, losen Dielen, nach möglichen Plätzen, wo Szabo Beweise oder fünfzehn Millionen Dollar versteckt haben könnte.

Betsey Cavalierre kam kurz nach der Spurensicherung in die Wohnung. Ich war froh, sie zu sehen. Sie und ich versuchten Frederic Szabo zu verhören. Er wollte aber nicht mit uns sprechen. Kein Wort. Er schien verrückter zu sein als je zuvor; in einem Moment manisch, im nächsten still und nicht ansprechbar. Er tat, wofür er im Hazelwood berüchtigt war: Er spuckte mehrere Male nach mir, bis sein Mund trocken war. Dann schlängelte er die Arme um sich und blieb stumm.

Szabo schloss fest die Augen. Er wollte keinen von uns beiden anschauen, wollte keine Reaktion zeigen. Schließlich brachte man ihn in einer Zwangsjacke fort.

»Wo ist das Geld?«, fragte Betsey, als Szabo aus dem Gebäude geführt wurde.

»Er ist der Einzige, der diese Frage beantworten kann, und er wird den Teufel tun, es uns zu verraten. Ich habe mich bei einem Fall noch nie so hilflos gefühlt.«

Der nächste Tag war ein regnerischer, scheußlicher Freitag. Betsey und ich gingen ins Metropolitan Detention Center, das Gefängnis, in dem Frederic Szabo einsaß.

Vor dem Gebäude warteten Scharen von Presseleuten. Wir sagten beide kein Wort, während wir uns einen Weg hindurchbahnten. Wir versteckten uns unter einem großen schwarzen Regenschirm im strömenden Regen, als wir ins Gefängnisgebäude eilten.

»Elende, verfluchte Aasgeier«, flüsterte Betsey mir zu. »In diesem Leben sind *drei* Dinge sicher: der Tod, die Steuern und dass die Presse alles verdreht. Das tut sie nämlich, weißt du.«

»Sobald jemand etwas Falsches schwarz auf weiß geschrieben hat, bleibt es falsch«, sagte ich.

Wir trafen uns mit Szabo in einem kleinen, anonym anmu-

tenden Raum, der an den Zellenblock grenzte. Szabo steckte nicht mehr in einer Zwangsjacke. Seine Pflichtverteidigerin war anwesend. Sie hieß Lynda Cole und schien Szabo nicht mehr zu mögen als Betsey und ich.

Ich war überrascht, dass Szabo sich keinen namhaften Anwalt besorgt hatte, aber fast alles, was er tat, überraschte mich. *Er dachte nicht wie andere Menschen.* Gerade das war seine Stärke. Das liebte er an sich. Und vielleicht hatte diese Eigenschaft ihn auch zu Fall gebracht.

Wieder würdigte Szabo uns mehrere Minuten lang keines Blickes. Betsey und ich versuchten es mit einem Fragenbombardement, doch Szabo war stur und unzugänglich. Man hatte seine Dosis Haldol heraufgesetzt. Ich fragte mich, ob seine Teilnahmslosigkeit damit zusammenhing, bezweifelte es jedoch. Ich hatte eher das Gefühl, dass er wieder schauspielerte.

»Es ist hoffnungslos«, sagte Betsey schließlich, nachdem wir uns eine Stunde lang abgemüht hatten. Sie hatte Recht. Es war sinnlos, an diesem Tag noch mehr Zeit mit Szabo zu verschwenden.

Wir standen auf, um zu gehen. Lynda Cole ebenfalls. Sie war ebenso zierlich wie Betsey und sehr attraktiv. In der ganzen Stunde hatte sie kaum ein Dutzend Worte gesprochen. Was sollte sie auch reden, wenn ihr Mandant sich in undurchdringliches Schweigen hüllte. Urplötzlich schaute Szabo auf, nachdem er wenigstens zwanzig Minuten lang einen Punkt auf der Tischplatte angestarrt hatte.

Er blickte mich direkt an. »Sie haben den Falschen«, erklärte er schließlich.

Danach grinste Frederic Szabo wie der verrückteste Mensch, den ich je im Leben getroffen habe. Und ich habe einige Irre kennen gelernt.

Betsey Cavalierre und ich kehrten zurück nach Hazelwood und zu den Bergen von Arbeit, die dort noch zu erledigen wa-

ren. Sampson gesellte sich zu uns. Abends gegen halb elf waren wir alles durchgegangen, was wir im Krankenhaus finden konnten. Es war uns gelungen, neunzehn Krankenhausmitarbeiter zu finden, die sich mit Szabo befasst hatten. Auf dieser Liste standen auch sechs Therapeuten, von denen er behandelt worden war.

Betsey und ich klebten die Bilder an eine Wand. Dann ging ich davor auf und ab, starnte auf die Bilder und hoffte auf eine Erleuchtung. Wo, zum Teufel, war das Geld? Wie war es Szabo möglich gewesen, die Raubmorde fernzusteuern, zu kontrollieren?

Ich setzte mich wieder. Betsey nippte an ihrer siebten Diät-Cola. Ich hatte in ihrem Colaverbrauch mit Kaffee gleichgezogen. Zwischendurch hatten wir immer wieder über das Geheimnis von James Walshs angeblichem Selbstmord und über das plötzliche Verschwinden von Michael Doud gesprochen. Szabo hatte sich geweigert, irgendwelche Fragen über die beiden Agenten zu beantworten. Warum sollte er die beiden ermordet haben? Was war sein wirklicher Plan? Verdammt, zur Hölle mit ihm!

»Ist es wirklich möglich, dass Szabo hinter allem steckt, Alex? Ist er so clever? So abgrundtief böse? So verrückt?«

Ich stemmte mich vom Schreibtisch hoch, an dem ich gearbeitet hatte. »Ich weiß es nicht. Es ist schon wieder sehr spät. Ich bin kaputt, Betsey. Ich haue ab. Morgen ist auch noch ein Tag.«

Die grellen Oberlichter blendeten und schmerzten. Betseys Augen waren rot gerändert und leer, als sie mich anblickte. Am liebsten hätte ich sie in die Arme geschlossen, doch es arbeiteten noch ein halbes Dutzend Agenten im Büro. Ich sehnte mich danach, sie im Arm zu halten und über irgendetwas zu sprechen – nur nicht über diesen Fall.

»Gute Nacht«, sagte ich schließlich. »Geh auch schlafen.«

»Nacht, Alex.« *Ich vermisste dich*, fügte sie stumm, nur mit

den Lippen hinzu.

»Sei vorsichtig«, sagte ich. »Pass auf dem Heimweg auf.«

»Das tue ich immer. Pass *du* lieber auf.«

Irgendwie gelangte ich nach Hause und nach oben ins Bett. Ich hatte zu lange und zu hart gearbeitet. Vielleicht *brauchte* ich es, dass ich den Dienst quittierte. Ich knallte mich aufs Kopfkissen. Gegen zwanzig nach zwei wachte ich auf. Im Schlaf hatte ich mich mit Frederic Szabo unterhalten. Dann mit einem der anderen Ermittler. *Mann, o Mann!*

Es war eine selten üble Zeit, um wach zu sein. Für gewöhnlich erinnere ich mich nicht an meine Träume, was wohl bedeutet, dass ich sie verdränge – aber diesmal erwachte ich mit einem deutlichen und sehr beunruhigenden Bild der letzten Minuten.

Der Bankräuber Tony Brophy hatte seine Begegnung mit dem Superhirn genau geschildert: wie er vor grellen Lampen gesessen hatte und nur die Silhouette des Mannes ausmachen konnte. Die Silhouette, die er beschrieben hatte, glich nicht der Kopfform Frederic Szabos. Nicht einmal annähernd. Er hatte von einer großen Hakennase und großen Ohren gesprochen. Die Ohren hatte er mehrfach erwähnt. *Segelohren. So, als würden bei einem Auto die Türen offen stehen.* Szabo hatte kleine Ohren und eine regelmäßige Nase.

Aber plötzlich fiel mir jemand anderes ein! Herrgott! Ich schwang mich aus dem Bett und trat ans Fenster, starre hinaus, bis mein Kopf klarer und meine Gedanken konzentrierter waren. Dann rief ich Betsey an.

Sie meldete sich nach dem zweiten Klingeln. Ihre Stimme klang leise, wie ersticktes Stöhnen.

»Ich bin's, Alex. Tut mir Leid, dass ich dich geweckt habe. Aber ich glaube, ich weiß jetzt, wer das Superhirn ist.«

»Ist es ein Albtraum?«, fragte sie.

»O ja, unbestreitbar«, erklärte ich. »Das ist unser schlimmster Albtraum.«

Es gab zwei Superhirne! Anfangs klang das verrückt, aber dann war ich beinahe sicher, dass es die Antwort auf sehr viele Fragen war, die uns im Laufe der Ermittlung so sinnlos erschienen waren.

Szabo war das »Superhirn«, aber man hatte ihm diesen Namen im Scherz verliehen, weil er zu penibel, zu perfekt war. Es gab aber noch jemand anderen. Ein zweites Superhirn. Diese Person war für seine Umgebung alles andere als ein Scherz – er hatte keine Kumpel. Er schrieb auch keine Hassbriefe aus einem Zimmer in einem Veteranenkrankenhaus.

Ich benötigte etliche Minuten, um Betsey zu überzeugen, dass ich Recht haben könnte. Danach riefen wir Kyle Craig in Quantico an. Da wir zwei gegen einen waren, gelang es uns schließlich, Kyle zu überreden, uns grünes Licht zu geben, um in eine neue und völlig hirnrissige Richtung zu marschieren.

Um elf Uhr morgens bestieg ich mit Betsey auf dem Bolling Field ein Flugzeug. Bis vor wenigen Wochen war ich noch nie auf dem Bolling Field gewesen, aber in letzter Zeit schien ich öfter von dort abzufliegen als vom National-Flughafen, der jetzt nach Ronald Reagan benannt ist.

Kurz nach eins landeten wir auf dem Palm Beach International Airport im südlichen Florida. Die Außentemperatur betrug fünfunddreißig Grad – und das bei teuflisch hoher Luftfeuchtigkeit. Mir war die Hitze egal. Ich war aufgeregt und auf Hochtouren, weil wir das Puzzle jetzt vielleicht lösen würden. FBI-Agenten holten uns ab, doch Betsey führte das Kommando, selbst hier in Florida. Die örtlichen Agenten fügten sich ihren Wünschen.

Sobald wir den kleinen, aber sehr gut geführten Flughafen verlassen hatten, fuhren wir auf die I-95 North. Nach ungefähr zehn Meilen bogen wir nach Osten ab, Richtung Meer und Singer Island. Die Sonne sah auf dem strahlend blauen Himmel aus wie ein gelber Zitronendrops.

Auf dem Flug hatte ich Zeit, mir meine Theorie über die

zwei Superhirne durch den Kopf gehen zu lassen. Je länger ich darüber nachdachte, desto sicherer wurde ich, dass wir endlich auf der richtigen Spur waren. Immer wieder stand mir ein ganz deutliches Bild vor Augen.

Es war das Foto des Therapeuten Dr. Bernard Francis. Das Foto war an Francis' Personalakte angeheftet. Zwei weitere Fotos hingen an den Wänden in Dr. Cioffis Büro. Ich hatte sie dort gesehen, als ich ihn befragt hatte. Bernard Francis war groß, mit beginnender Glatze, breiter Stirn und Hakennase. Außerdem hatte er große Ohren, richtige Segelohren. *Wie ein Auto, bei dem die Türen offen stehen.*

Francis war 1997 neun Wochen lang Frederic Szabos Therapeut gewesen und dann noch einmal fünf Monate im vergangenen Jahr. Gegen Ende des Jahres hatte er die Stellung in Florida angenommen, angeblich, um im Veteranenkrankenhaus in West Palm zu arbeiten. Sobald ich eine Verknüpfung zu Francis hergestellt hatte, folgten weitere Verbindungen. Den Krankenakten zufolge hatte Dr. Francis im letzten Jahr Szabo mindestens dreimal begleitet, wenn dieser das Krankenhausgelände verlassen hatte. Die Ausflüge waren an und für sich schon ungewöhnlich, aber unter den gegebenen Umständen waren sie höchst interessant für mich.

Während des Fluges nach Florida las ich nochmals die Notizen, die Dr. Francis 1997 und im vorigen Jahr über Szabo gemacht hatte.

Eine der äußerst aufschlussreichen früheren Bemerkungen warf die Frage auf: *Hat der Patient tatsächlich die vergangenen zwanzig Jahre damit verbracht, sich mit Gelegenheitsarbeiten durchzuschlagen? Irgendwie klingt das unglaublich. Vermute, der Patient hat ein sehr aktives Fantasieleben und hält einiges vor uns zurück. Was führte wirklich zum Aufenthalt des Patienten im Hazelwood in diesem Jahr?*

Betsey und ich kannten die Antwort auf diese Frage, und wir hegten den Verdacht, dass auch Francis es herausgefunden hat-

te. Im Februar 1996 hatte man Frederic Szabo als Sicherheitschef bei der First Union fristlos entlassen. In Virginia und Maryland hatte es eine Reihe ungeklärter Raubüberfälle auf Banken der First Union gegeben. Szabo hatte sich die Schuld für den Fehler im Sicherheitssystem gegeben – und die Bank ebenso. Schließlich hatten sie ihn gefeuert.

Kurz darauf erlitt er einen Nervenzusammenbruch und meldete sich im Hazelwood, wo dann der Spaß und die Gedankenspielchen begannen.

Wir postierten eine Rund-um-die-Uhr-Beschattung vor Dr. Francis' Eigentumswohnung auf Singer Island. Er hatte eine großzügige Penthousewohnung mit vier Schlafzimmern und Dachterrasse. Sie lag direkt am Wasser und schien die finanziellen Mittel eines durchschnittlichen Therapeuten an einem Veteranenkrankenhaus bei weitem zu übersteigen.

Francis verbrachte den Abend mit einer blonden Frau, die aussah, als wäre sie halb so alt wie er. Allerdings musste man ihm zugestehen, dass er für einen Mann von fünfundvierzig Jahren schlank und in sehr guter körperlicher Verfassung zu sein schien. Aber die Frau war eine atemberaubende Schönheit. Sie trug einen schwarzen Tanga-Bikini und schwarze hochhakige Schuhe. Ständig zupfte sie am Bikinioberteil, um ihr Dekolleté zur Geltung zu bringen, und strich sich die langen blonden Haare aus der Stirn.

»Einfach hinreißend«, meinte Betsey und verzog das Gesicht. »Sieht so aus, als hätte sie sich eine echte Superverabredung geangelt.«

Betsey, zwei weitere Agenten und ich saßen in einem geschlossenen Dodge-Lieferwagen auf einem Parkplatz hinter der Wohnanlage. Der Parkplatz war nahezu belegt, sodass der Van nicht auffiel. Er hatte ein Periskop, das es uns erlaubte, Francis und seinen Gast zu beobachten, als sie auf seiner Terrasse Steaks grillten. Das FBI hatte die Blondine bereits als Tänzerin

eines »Topless-Steakhaus der gehobenen Klasse« in West Palm identifiziert. Sie war wegen Prostitution mehrfach in Fort Lauderdale festgenommen worden, hieß Bianca Massie und war dreiundzwanzig Jahre alt.

Wir schauten zu, wie der gute Onkel Doktor die Blonde immer wieder in die Arme schloss und betatschte, während er das Abendessen zubereitete. Dann verschwanden die beiden für ungefähr zehn Minuten nach drinnen. Sie kamen wieder heraus und konnten während des Essens weder Hände noch Füße voneinander lassen. Sie leerten eine zweite Flasche Stag's Leap Cabernet und verschwanden wieder in der Wohnung.

»Was können wir drinnen sehen?«, fragte Betsey einen ihrer Agenten. »Ich brauche ein Bild.«

»Unser Mann auf dem Dach kann durch mehrere Fenster im Süden in die Wohnung hineinschauen«, meldete ein Agent. »Ist die typische Lasterhöhle eines betuchten Junggesellen: teure Möbel, jede Menge Stiche, Bose-Musikanlage. Der Doktor hat einen schwarzen Labrador, den er wahrscheinlich dazu benutzt, Ladys am Strand abzuschleppen.«

»Ich glaube nicht, dass er *diese* Lady abgeschleppt hat«, sagte ich. »Eher hat er sie für die Nacht gemietet.«

»Er ist im Moment sehr intim mit der Lady befasst. Der schwarze Labrador scheint Herrchen ein paar Dinge beigebracht zu haben. Er kennt Hundetricks. Unser Ausguck meldet, dass beim Doktor die Ohren und die Nase viel größer sind als ein gewisser anderer Teil seiner Anatomie.«

Das brachte Lacher von der Gruppe und minderte die Anspannung ein wenig. Wir hatten ein bisschen Angst um das Mädchen, aber wir waren nahe genug, um blitzschnell eingreifen zu können.

Der Ausguck meldete weiter, was er sah. »*Hoppla*, anscheinend spritzt der Doktor sehr verfrüh ab. Aber der jungen Dame scheint es nichts auszumachen. *Aaah*, sie hat ihn auf den Scheitel geküsst, armer Kleiner.«

»Man kriegt, wofür man bezahlt hat«, sagte Betsey.

Schließlich ging die Blondine, und damit war der Porno für diesen Abend zu Ende. Dr. Francis saß auf der Terrasse, nippte an einem Cognac aus einem großen Schwenker und beobachtete den Mond, der hoch über dem Atlantik seine Bahn zog.

»Ach, ist das Leben nicht herrlich«, meinte Betsey. »Mond über Miami und der ganze Kitsch.«

»Er musste nur etwa ein Dutzend Menschen umbringen, um diesen Platz an der Sonne zu bekommen«, sagte ich.

Gegen Mitternacht klingelte Francis' Handy. Wir hörten den Anruf über das Observierungsfahrzeug mit. Der Anruf hätte uns fast umgehauen. Betsey und ich wechselten vielsagende Blicke.

Die Stimme klang nervös. »Bernie, die sind wieder überall. Jetzt nehmen sie sich das Personal vor. Sie ...«

Fancis unterbrach schnell. »Es ist schon spät. Ich rufe dich morgen früh an. *Ich rufe dich an!* Du sollst mich hier nicht anrufen. Das habe ich dir doch gesagt. Bitte, tu das nicht noch mal.«

Wütend drückte Dr. Francis auf den Knopf. Dann kippte er den Rest Cognac hinunter.

Betsey stupste mich mit dem Ellbogen an. Zum ersten Mal, seit wir Francis beobachteten, lächelte sie. »Alex, hast du die Stimme am anderen Ende erkannt?«, fragte sie.

Das hatte ich allerdings. »Die reizende und talentierte Kathleen McGuigan. Schwester McGuigan gehört dazu. Langsam fügen sich die Teile zusammen, stimmt's?«

Es war wirklich leicht, Dr. Bernard Francis zu verabscheuen. Er war menschlicher Abschaum, das Übelste vom Üblichen, ein Mörder, der seine Opfer liebend gern leiden ließ. Das machte die Observierung für den Rest der Nacht leichter, beinahe erträglich. Ebenso die Vorstellung, dass Francis das Superhirn war und dass wir kurz davor standen, ihn an die Wände

seiner rosa Stuck-Behausung im Mittelmeerstil zu nageln.

Kathleen McGuigan versuchte an diesem Abend nicht noch mal, Francis anzurufen. Und er rief sie auch nicht an. Gegen ein Uhr ging er ins Haus, machte die Alarmanlage scharf und legte sich ins Bett.

»Süße Träume, du Mistkerl«, sagte Betsey, als die Lichter in der Wohnung verloschen.

»Wir wissen, wo er wohnt. Wir wissen, dass er es getan hat – allerdings nicht genau, wie. Trotzdem können wir ihn nicht festnehmen«, beschwerte sich ein Agent, nachdem Francis ins Bett gegangen war.

»Geduld, Geduld«, sagte ich. »Wir sind gerade erst gekommen. Wir kriegen Dr. Francis. Wir wollen ihn nur noch ein bisschen länger beobachten. Diesmal müssen wir absolut sicher sein. Und wir wollen das Geld, das er gestohlen hat.«

Gegen zwei Uhr morgens verließen Betsey und ich den Van. Wir setzten uns in eine der FBI-Limousinen. Sie fuhr von Singer Island weg. Alle anderen wohnten im Holiday Inn in West Palm, aber wir fuhren auf der I-95 nach Norden.

»Ist das okay?«, fragte Betsey, sobald wir auf der Interstate waren. Sie sah verletzbarer aus, als ich sie bis jetzt gesehen hatte. »Ein paar Ausfahrten weiter nach Norden gibt's ein Hyatt Regency.«

»Ich bin gern mit dir zusammen, Betsey. Schon seit unserem ersten Treffen«, sagte ich.

»Ja. Das habe ich gemerkt, Alex. Aber nicht genug, ja?«

Ich blickte zu ihr hinüber. Ich mochte Betsey noch mehr, wenn sie nicht allzu selbstsicher war. »Morgens um viertel nach zwei möchtest du Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit?«, scherzte ich.

»Absolut. Knallhart und gnadenlos.«

»Ich weiß, das ist alles ein bisschen verrückt, aber ...«

Endlich lächelte sie. »Mit ein bisschen verrückt komme ich gut klar.«

»Ich weiß nicht genau, was im Augenblick in meinem Leben abläuft. Ich treibe ein bisschen mit der Flut. Das ist sonst überhaupt nicht meine Art. Vielleicht ist es aber gut so.«

»Du bemühst dich immer noch, über Christine hinwegzukommen«, sagte sie. »Und ich glaube, du bist auf dem richtigen Weg. Du bist sehr tapfer.«

»Oder sehr dämlich«, sagte ich und lächelte.

»Wahrscheinlich ein bisschen von beidem. Aber proaktiv. An der Oberfläche bist du sorglos und ein schlichtes Gemüt – auf positive Art und Weise. Aber du bist auch kompliziert gestrickt – auch auf positive Art und Weise. Wahrscheinlich denkst du jetzt: Das könnte ich auch von dir sagen.«

»Eigentlich nicht. Nein, ich habe gedacht, was für ein Glück ich hatte, dich kennen gelernt zu haben.«

»Alex, die Sache muss nicht an ein bestimmtes Ziel führen. Für mich ist unsere Beziehung jetzt schon etwas ganz Besonderes«, sagte sie. Ihre Augen waren wunderschön, strahlend. »Aber hast du Lust, heute Nacht zu mir zu kommen? In meine bescheidene Kammer im Hyatt?«

»Lieber als alles andere auf der Welt.«

Wir parkten vor dem Hoteleingang. Betsey beugte sich zu mir und küsste mich. Ich zog sie an die Brust und hielt sie ganz fest. So verharnten wir mehrere Minuten.

»Du wirst mir schrecklich fehlen«, flüsterte sie.

Der Rest der Nacht verging wie im Flug, und ich glaube, uns beiden tat es Leid. Ich musste immer daran denken, was Betsey gesagt hatte: *Dass ich ihr schrecklich fehlen würde*. Am nächsten Morgen saßen wir um neun Uhr wieder im FBI-Observierungs-Van. Die Luft im Van war bereits ziemlich übel. In einer Ecke standen zwei Eimer Trockeneis, das verdampfte und die Enge ein wenig erträglicher machte.

»Was hat sich denn getan, Gentlemen?«, fragte Betsey die Agenten im Van. »Hab ich irgendeinen Spaß verpasst? Ist der

Superarsch schon auf?«

Man meldete uns, dass Francis wach sei, aber Kathleen McGuigan noch nicht angerufen habe. Ich hatte eine Idee und äußerte einen Vorschlag. Betsey gefiel er sehr. Wir riefen Kyle Craig an und erreichten ihn zu Hause. Auch Kyle gefiel die Idee.

Kurz nach zehn Uhr nahmen Agenten in Arlington, Virginia, Schwester McGuigan fest. Sie wurde verhört und bestritt, irgendetwas über die Beziehung zwischen Dr. Bernard Francis und Frederic Szabo zu wissen. Sie leugnete auch jede eigene Beteiligung an deren Plänen. Sie behauptete, die Vorwürfe gegen sie seien einfach lächerlich. Außerdem habe sie Francis nicht in der vergangenen Nacht angerufen. Wir könnten ruhig ihre Telefondaten überprüfen.

Inzwischen durchsuchten Agenten McGuigans Haus und Hof. Gegen Mittag fanden sie einen der Diamanten vom MetroHartford-Überfall. McGuigan geriet in Panik und änderte ihre Geschichte. Sie erzählte dem FBI, was sie über Dr. Francis, Frederic Szabo und die Raubmorde wusste.

»Ja, ja, ja, ja, ja«, rief Betsey Cavalierre und sprang hinten im Van umher, als sie diese Neuigkeiten hörte. Sie schlug sich den Kopf am Dach an. »Au, verdammt! Na, egal. Wir haben ihn! Dr. Francis ist erledigt.«

Kurz nach zwei Uhr am selben Nachmittag ging ich mit Betsey über den gepflegten Rasen und dann über die Treppe in das Gebäude, in dem Francis' Wohnung lag. Mein Herz hämmerte in meiner Brust. Das war's! Das musste es sein! Wir nahmen den Aufzug in den vierten Stock, ins Penthouse, ins Nest des Superhirns.

»Wir haben uns das Recht verdient«, sagte Betsey, als sie auf den Klingelknopf drückte. »Ein kaltblütiges Stück Dreck. Ding-dong. Rate mal, wer vor der Tür steht. Das ist für Walsh und Doud.«

»Und den kleinen Buccieri-Jungen und alle anderen, die er

ermordet hat.«

Dr. Francis machte die Tür auf. Er war braun gebrannt, trug eine Florida-Gators-Trainingshose, ein Miami-Dolphins-T-Shirt und weder Socken noch Schuhe. Er sah nicht aus wie ein kaltblütiges und herzloses Ungeheuer. Aber so ist es bei diesen Typen oft.

Betsey zeigte unsere Dienstmarken. Dann erklärte sie Dr. Francis, dass wir zu der Soko gehörten, die in der MetroHartford-Geiselnahme und mehreren Banküberfällen im Osten ermittelte.

Francis wirkte verwirrt. »Ich verstehe nicht. Weshalb sind Sie hier? Ich war seit – ja, seit fast einem Jahr nicht mehr in Washington. Ich sehe nicht, wie ich Ihnen bei diesen Raubüberfällen im Norden helfen könnte. Sind Sie sicher, dass Sie die richtige Adresse haben?«

Ich ergriff das Wort. »Dürfen wir eintreten, Dr. Francis? Das ist die richtige Adresse. Das dürfen Sie uns glauben. Wir möchten uns über einen Ihrer ehemaligen Patienten mit Ihnen unterhalten, über Frederic Szabo.«

Francis gelang es, noch verwirrter dreinzuschauen. Er spielte seine Rolle hervorragend, was mich allerdings nicht sonderlich überraschte.

»Frederic Szabo? Sie scherzen, nicht wahr?«

»Wir scherzen keineswegs«, erklärte Betsey nachdrücklich.

Francis wurde gereizt. Gesicht und Hals färbten sich rot. »Morgen bin ich *in meinem Büro* im Krankenhaus in West Palm. Das Krankenhaus ist am Blue Heron. Dort können wir über meinen ehemaligen Patienten reden. Frederic Szabo? Herrgott! Das war vor fast einem Jahr. Was hat er verbrochen? Geht es um seine verrückten Briefe an die Großunternehmen? Ihr Leute seid unglaublich. Bitte, verlassen Sie jetzt mein Haus.«

Dr. Francis versuchte, mir die Tür vor der Nase zuzuschlagen. Ich hielt sie mit dem Handrücken auf. Mein Herz schlug

immer noch wie verrückt. Das war gut so! Wir hatten ihn.
»Das kann nicht bis morgen warten, Doktor«, erklärte ich.
»Es kann überhaupt nicht warten.«
Er seufzte und schaute immer noch unglaublich sauer drein.
»Na schön. Ich koche gerade Kaffee. Kommen Sie herein,
wenn es sein muss.«
»Es muss sein«, sagte ich zum Superhirn.

Warum sind Sie hier, zum Teufel?«, fragte Francis noch einmal, als wir ihm durch eine ringsum verglaste Veranda folgten, von der aus man auf die heranrollende Brandung des Atlantiks hinunterblickte. Die Aussicht war spektakulär und ein paar Morde wert. Die Nachmittagssonne zauberte unzählige Sterne und Diamanten hervor, die auf dem Wasser tanzten. Das Leben meinte es wirklich gut mit Dr. Bernard Francis.

»Frederic Szabo hat alles für Sie ausgetüftelt, nicht wahr?«, sagte ich, um das Eis zu brechen. »Er besitzt eine ausschweifende Fantasie, was die Rache an Banken betrifft. Er verfügt über das gesamte Know-How, die Besessenheit und die Kontakte. Hat es sich nicht so abgespielt?«

»Wovon reden Sie eigentlich?« Francis schaute Betsey und mich an, als wären wir so geistesgestört wie einige seiner Patienten.

Ich ignorierte den Blick und die Herablassung in seiner Stimme. »Sie haben während der Therapiesitzungen mit Szabo von seinen Plänen gehört. Sie waren von den Details und der Präzision sehr beeindruckt. Er hatte alles genau durchgedacht. Ferner haben Sie erfahren, dass er sich in den Jahren nach dem Krieg als Gelegenheitsarbeiter durchgeschlagen hatte. Und Sie haben erfahren, dass er für die First Union Bank gearbeitet hatte. Überraschung, Überraschung. Er war Sicherheitschef gewesen. Er wusste alles über Banken und wie man sie ausrauben konnte. Er war verrückt, aber nicht auf die Art und Weise, wie Sie gedacht hatten.«

Francis knipste die Kaffeemaschine in der Küche ein. »Ich werde diesen Mist keiner Antwort würdigen. Ich hätte Ihnen beiden ja Kaffee angeboten, aber jetzt haben Sie mich wütend gemacht. Ich bin wirklich stinksauer. Bitte, hören Sie auf mit diesem Unsinn, und gehen Sie.«

»Ich will keinen Kaffee«, sagte ich. »Ich will Sie, Francis. Sie haben alle diese Menschen getötet – ohne Gewissensbisse. Gnadenlos. Sie haben Walsh und Doud umgebracht. Sie sind der Irre, das Superhirn, nicht Frederic Szabo.«

»Sie sind ja irre. Sie haben *beide* den Verstand verloren«, sagte Dr. Francis. »Ich bin ein angesehener Arzt, ein hochdekorierter, aktiver Offizier.«

Dann lächelte er – beinahe so, als könne er nicht anders. Und der Ausdruck auf Francis' Gesicht sprach Bände: *Ich kann alles machen, was ich will. Ihr seid nichts im Vergleich zu mir. Ich kann alles tun, was ich will.* Diesen schrecklich überheblichen Ausdruck hatte ich zuvor schon gesehen. Ich kannte ihn gut. Gary Soneji, Casanova, Mr Smith, das Wiesel. Auch Francis war ein Psychopath und so geisteskrank wie all diese anderen Mörder, die ich gestellt hatte. Vielleicht hatte er zu lange in Veteranenkrankenhäusern gearbeitet, ohne dass man seine Tätigkeit entsprechend gewürdigte. Nein, zweifellos ging es tiefer.

»Ein Mitglied der Bankräuberbande, mit der Sie Einstellungsgespräche geführt haben, hat sich an Sie erinnert. Er hat Sie beschrieben und gesagt, Sie hätten eine Hakennase und sehr große Ohren. Auf Frederic Szabo trifft das nicht zu.«

Francis wandte sich von der Kaffeemaschine ab und lachte zynisch und widerlich. »Ach, das ist ja ein sehr stichhaltiger Beweis, Detective. Ich freue mich schon, wenn Sie den vor dem Distriktstaatsanwalt in Washington vorbringen. Ich wette, der lacht sich halb tot.«

Ich lächelte ihn an. »Wir haben bereits mit der Staatsanwältin gesprochen. Sie hat nicht gelacht. Übrigens hat sich Kathleen McGuigan auch mit uns unterhalten. Da Sie ihren

Anruf nicht erwidert haben, sind wir zu ihr gegangen und haben sie besucht. Ich verhaftete Sie wegen Raub, Geiselnahme und Mord. – Wie ich sehe, lachen Sie jetzt nicht mehr, Doktor Francis.«

Er beschäftigte sich weiterhin mit der Kaffeemaschine. Ich spürte, dass sein Verstand lospreschte, um im Gespräch einen Schritt voraus zu sein. »Ihnen ist wohl nicht entgangen, dass ich nicht sofort zum Telefon gestürzt bin und meinen Anwalt angerufen habe.«

»Das sollten Sie aber«, erklärte ich ihm. »Da ist noch etwas, das Sie wissen sollten. Szabo hat heute Morgen endlich geredet. Frederic Szabo hat über die Sitzungen mit Ihnen ein Tagebuch geführt, Doktor. Er hat sich Notizen gemacht. Er hat über Ihr Interesse an seinen Plänen geschrieben. Sie wissen ja, wie pedantisch Frederic sein kann. Wie gründlich. Er sagte, Sie hätten ihm in den Therapiesitzungen viel mehr Fragen über die Raubüberfälle gestellt als über ihn selbst. Er hat Ihnen auch sämtliche Blaupausen gezeigt.«

»Wir wollen das Geld, die fünfzehn Millionen Dollar«, sagte Betsey zu Francis. »Wenn wir das Geld wiederbekommen, wird es Ihre Lage verbessern. Das ist das beste Angebot, das Sie bekommen werden.«

Francis' Wut näherte sich dem Siedepunkt. »Lassen Sie uns einen Augenblick annehmen, ich wäre tatsächlich dieses Superhirn, von dem Sie sprechen. Glauben Sie nicht, dass ich einen verblüffenden Fluchtplan ausgearbeitet hätte? Sie könnten nicht einfach hier hereinstürmen und mich verhaften. Das Superhirn würde es nie zulassen, von zwei so schlichten Polizisten wie Ihnen verhaftet zu werden.«

Jetzt war ich an der Reihe, zu lächeln. »Naja, ich weiß nicht so recht, Francis. Womöglich überraschen wir schlichten Polizisten Sie ja noch. Ich glaube, Sie sind jetzt ganz auf sich gestellt. *Hat Szabo Ihnen auch einen Fluchtplan geliefert?* Wahrscheinlich nicht.«

Allerdings, das hat er«, sagte Francis, und seine Stimme war mindestens eine Oktave tiefer als zuvor. »Es bestand immer die – wenngleich äußerst geringe – Möglichkeit, dass Sie mich erwischen und dass ich mit lebenslänglich rechnen musste. Das ist natürlich vollkommen unakzeptabel. Das verstehen Sie wohl. Es wird auch nicht so weit kommen. Das verstehen Sie doch auch, oder?«

»Nein, denn genau das wird passieren«, widersprach Betsey energisch Francis' Erklärung. Inzwischen griff ich bereits zu meiner Waffe.

Plötzlich rannte Francis zu der Glastür, die auf die Dachterrasse rührte. Ich wusste, dass es von dort kein Entkommen gab.
Was tat er?

»Francis, nein!«, rief ich.

Betsey und ich zückten gleichzeitig unsere Glock, schossen jedoch nicht. Es bestand kein Grund, den Mann zu töten. Wir rannten durch die Tür und folgten Francis über die verwitterten Planken der Terrasse.

Als Francis die gegenüberliegende Mauer der Nachbarwohnung erreichte, tat er etwas, das ich mir nie und nimmer hätte vorstellen können, nicht einmal nach hundert Leben Polizeiarbeit.

Er sprang von der Terrasse – fünf Stockwerke über der Straße. Bernard Francis machte einen Kopfsprung. Mit Sicherheit würde er sich den Hals brechen. Es gab nicht den Hauch einer Chance, dass er diesen Sprung überlebte.

»Ich fasse es nicht«, schrie Betsey, als wir den Rand der Terrasse erreichten und hinabschauten.

Ich konnte ebenfalls nicht fassen, was ich sah. Francis war fünf Stockwerke tief in einen blau schimmernden Swimmingpool gesprungen. Er kam gerade an die Oberfläche und kroaulte schnell zum Beckenrand.

Mir blieb keine Wahl, und ich zögerte keinen Moment. Ich sprang Dr. Francis hinterher in die Tiefe.

Betsey folgte mir sofort.

Wir schrien beide, während wir auf den Pool zustürzten.

Ich knallte mit dem Rücken aufs Wasser. Die Strafe ereilte mich sogleich. Ich hatte das Gefühl, als hätte man meine sämtlichen Eingeweide hastig neu geordnet.

Ich landete ziemlich unsanft auf dem Betonboden, tauchte dann aber wieder auf und paddelte, so schnell ich konnte, zum gegenüberliegenden Beckenrand. Ich bemühte mich, einen klaren Kopf und einen klaren Blick zu bekommen, um die Flucht des Superhirns zu vereiteln.

Ich kletterte aus dem Pool und sah Francis auf das Gelände der Nachbarwohnanlage rennen. Er schüttelte das Wasser wie eine Ente von sich.

Betsey und ich nahmen seine Verfolgung auf. Unsere Schuhe quietschten und spuckten Wasser. Aber nichts spielte eine Rolle, es zählte allein, dass wir ihn erwischen *mussten*.

Francis erhöhte das Lauftempo, ich ebenfalls. Ich vermutete, dass er in der Nähe seinen Wagen geparkt hatte – oder vielleicht ein Boot in der Marina.

Trotz meiner Anstrengung gewann ich nur wenig an Boden. Francis rannte barfuß, aber das schien ihn nicht zu behindern.

Er warf einen Blick über die Schulter und sah uns, wandte den Kopf wieder nach vorn und erblickte etwas, das alles veränderte.

Vor Francis standen drei FBI-Agenten auf dem Parkplatz. Sie hatten die Waffen gezogen und zielen auf den Fliehenden. Dabei riefen sie ihm zu, stehen zu bleiben.

Francis hielt auf dem belebten Parkplatz unvermittelt inne. Er schaute zurück zu uns, dann zu den drei Agenten. Er griff in die Hosentasche.

»Francis, tun Sie das nicht!«, rief ich und rannte zu ihm.

Doch er holte keine Waffe hervor, sondern hielt eine Flasche mit farblosem Inhalt in der Hand. Dann schüttete er sich die Flüssigkeit in den Mund.

Unvermittelt griff Dr. Francis sich an die Kehle. Seine Augen quollen hervor, bis sie das Doppelte der normalen Größe erreicht hatten. Er fiel auf die Knie, die hart auf dem Betonboden des Parkplatzes aufschlugen.

»Er hat sich vergiftet«, sagte Betsey mit harter, heiserer Stimme. »*Mein Gott, Alex!*«

Francis erhob sich mit letzter Kraftanstrengung. Entsetzt schauten wir zu, wie er blindlings mit beiden Armen um sich schlug und auf dem Parkplatz einen seltsamen Tanz aufführte. Schaum trat ihm vor den Mund. Schließlich stürzte er mit dem Gesicht gegen einen silbernen Mercedes SUV. Blut spritzte auf die Kühlerhaube.

Er schrie und versuchte uns etwas zu sagen, doch es kam nur ersticktes Gurgeln aus seinem Mund. Blut schoss aus seiner Nase. Er verfiel in wilde Zuckungen.

Weitere Agenten stürmten auf den Parkplatz. Ebenso Eigentümer der Luxuswohnungen und Besucher. Für Francis konnte keiner mehr etwas tun. Er hatte Menschen ermordet, einige davon vergiftet. Er hatte zwei FBI-Agenten getötet. Jetzt sahen wir ihn sterben, und es war grauenvoll. Es dauerte sehr lange.

Wieder stürzte er zu Boden. Sein Kopf schlug heftig auf. Die Zuckungen und Krämpfe wurden zusehends schwächer. Aus seiner Kehle ertönte ein grässliches, gurgelndes Geräusch.

Ich kniete neben ihm. »Wo ist Agent Doud? Wo ist Michael Doud?«, fragte ich mit flehendem Unterton. »Um Gottes willen, sagen Sie es uns.«

Francis blickte zu mir auf und sprach meine schlimmsten Befürchtungen aus. »*Sie haben den Falschen erwischt.*«

Dann starb er.

EPILOG

DER RICHTIGE

Drei Wochen waren vergangen, und mein Leben verlief wieder in fast normalen Bahnen. Doch es verging kein Tag, ohne dass ich daran dachte, den Polizeidienst zu quittieren. Ich wusste nicht, ob es die Intensität des Superhirn-Falles war oder eine Häufung vieler Fälle, aber ich fühlte mich unendlich ausgebrannt, was die Arbeit betraf.

Der Großteil der fünfzehn Millionen Dollar aus Francis' Anteil war noch nicht aufgefunden, was beim FBI fast alle in den Wahnsinn trieb. Die Geldsuche beanspruchte Betseys gesamte Zeit. Wieder arbeitete sie an den Wochenenden, und ich hatte sie nicht oft sehen können. Ich vermute, das hatte sie bereits in Florida vorausgesehen und deshalb prophezeit: *Du wirst mir schrecklich fehlen.*

Heute Abend war es Nanas Schuld – jedenfalls gab ich ihr die Schuld. Sampson und ich saßen in der alten, Ehrfurcht einflößenden Baptistenkirche an der Vierten Straße in der Nähe meines Hauses.

Um uns herum schluchzten Männer und Frauen. Der Geistliche und seine Frau versicherten allen immer wieder, dass dieser Gefühlsausbruch gut sei – einfach alles herauslassen: Wut, Angst, das Gift im Inneren. Und das schien fast jeder in der Kirche zu tun. Alle außer Sampson und mir schienen sich die Augen auszuheulen.

Sampson neigte sich zu mir. »Nana Mama schuldet uns für diese Nummer ‘ne Menge!«, flüsterte er.

Ich lächelte über seine Bemerkung und sein mangelndes Verständnis für diese Frau, die er kannte, seit er zehn Jahre alt war. »Da ist sie bestimmt anderer Meinung. So denkt sie nicht. Wir schulden Nana noch ‘ne Menge, so oft hat sie unsere kleinen Ärsche gerettet, als wir heranwuchsen.«

»Na schön, in dem Punkt hat sie allerdings Recht, Süßer.

Aber das hier tilgt einiges von unseren Schulden.«

»Du predigst tauben Ohren«, sagte ich.

»Ja, scheint so. Hier sind alle mit Wehklagen beschäftigt«, meinte er.

John und ich saßen eingequetscht zwischen zwei Frauen, die schluchzten und Gebete und andere aus tiefstem Herzen kommende Bitten plärrten. Der Anlass für dieses kollektive Jammern war ein besonderer Gottesdienst, der »Schwester, verzeih« hieß und in Washington immer beliebter wurde. Männer kamen in die Kirche und an andere Versammlungsorte, um den Frauen Abbitte zu leisten für all die körperlichen und seelischen Misshandlungen, die die Männer den Frauen während ihres Lebens zufügten.

»Wie wunderbar, dass Sie gekommen sind, Alex«, sagte die Frau neben mir plötzlich so laut, dass ich sie trotz des Schluchzens und Schreiens um uns herum mühelos verstand. Sie legte mir den Arm um die Schultern. »Sie sind ein guter Mann. Einer der wenigen.«

»Ja, das ist mein Problem«, murmelte ich vor mich hin. Dann fügte ich laut und deutlich hinzu: »Schwester, verzeih. Sie sind eine gute Frau. Sie sind ein Schatz.«

Die Frau packte mich fester. Eigentlich war sie wirklich ein Schatz. Sie hieß Terri Rashad, war Anfang dreißig, attraktiv, stolz und sonst eine Frohnatur. Ich hatte sie in unserer Nachbarschaft schon öfter gesehen.

»Schwester, verzeih«, hörte ich Sampson zu der Frau sagen, die neben ihm in der Kirchenbank stand.

»Es sollte Ihnen auch verdammt Leid tun!«, hörte ich Lace McCray sagen. »Aber vielen Dank. Sie sind gar nicht so übel, wie wir gedacht haben.«

Nach geraumer Zeit stieß Sampson mich an. »Es packt einen doch gefühlsmäßig, wenn man sich mal drauf eingelassen hat. Vielleicht hatte Nana Recht, dass sie uns aufgefordert hat, mitzukommen«, flüsterte er mit seiner tiefen Stimme.

»Klar, Nana hat immer Recht«, sagte ich. »Sie ist wie eine achtzigjährige Oprah.«

»Wie geht's dir denn, Süßer?«, fragte John, als das Singen, Schluchzen und Schreien abflaute.

Ich dachte ein paar Sekunden nach. »Ich vermisste Christine. Aber wir sind glücklich, dass der Junge bei uns ist. Nana behauptet, er würde ihr Leben um *Jahre* verlängern. Er bringt Leben ins Haus – von morgens bis abends. Er hält uns alle für seine *Dienstboten*.«

Christine war Ende Juni nach Seattle umgezogen. Wenigstens hatte sie mir zum Schluss doch noch gesagt, wohin sie ging. Ich war nach Mitchellville hinübergefahren, um mich von ihr zu verabschieden. Ihr neues Auto war voll gepackt. Alles war bereit. Dann umarmte mich Christine zum Abschied, brach in Tränen aus und drückte sich an mich. »Vielleicht eines Tages«, flüsterte sie. »Vielleicht eines Tages, Alex.«

Aber jetzt war sie weit weg im Staat Washington, und ich saß hier in der Baptistenkirche in meiner Nachbarschaft. Ich vermutete, Nana wollte mir eine Verabredung verschaffen. Dieser Gedanke war einfach zu komisch. Ich musste lachen.

»Tun die Schwestern dir Leid, Alex?«, fragte Sampson.

Er wurde geschwätzig. Ich schaute meinen Freund und Partner an und ließ dann den Blick über die Leute in der Kirche schweifen.

»Klar. So viele gute Menschen hier, und alle bemühen sich nach Kräften. Sie wollen doch nur ab und zu ein bisschen geliebt werden.«

»Das ist ja auch nicht falsch«, meinte Sampson und packte mich fest an der Schulter.

»Nein, überhaupt nicht. Wir alle versuchen doch, alles so gut wie möglich zu machen.«

Ein paar Tage später war ich abends zu Hause und spielte um halb zwölf noch im Wintergarten auf dem Klavier. Im Haus

war es still und angenehm friedlich, so wie ich es bisweilen genoss. Ich war gerade oben gewesen und hatte nach dem Jungen gesehen. Er schlief wie ein entzückender kleiner Engel in seinem Bettchen. Ich spielte die *Rhapsody in Blue* von Gershwin, einem meiner Lieblingskomponisten.

Ich dachte an meine Familie, an unser altes Haus an der Fünften Straße, und wie gern ich dort wohnte, obwohl in dieser Gegend alles im Argen lag. Langsam bekam ich wieder einen klaren Kopf. Vielleicht hatte all das Schluchzen und Weinen in der Kirche doch geholfen. Oder vielleicht war es Gershwin.

Das Telefon klingelte. Ich rannte in die Küche, um abzuholen, ehe das Geräusch alle weckte, besonders den kleinen Alex – oder AJ, wie Jannie und Damon ihn seit kurzem nannten.

Am anderen Ende war Kyle Craig.

Kyle rief fast nie bei mir zu Hause an und nie so spät. So hatte alles beim Superhirn-Fall angefangen – mit Kyle.

»Warum rufst du mich hier an, Kyle?«, fragte ich. »Was ist los? Ich kann keinen neuen Fall übernehmen.«

»Schlimme Sache, Alex. Ich weiß nicht, wie ich ‘s dir sagen soll«, erwiderte er mit weicher, leiser Stimme. »Scheiße, Alex ... Betsey Cavalierre ist tot. Ich bin jetzt in ihrem Haus. Du solltest herkommen. Gleich.«

Eine endlose Minute später legte ich auf. Ich muss es getan haben, denn der Hörer lag auf der Gabel. Meine Arme und Beine hatten sich in Götterspeise verwandelt. Ich biss mir auf die Innenseite der Wange und schmeckte das Blut. Alles um mich herum drehte sich. Kyle hatte mir nicht alles gesagt, nur dass ich in Betseys Haus kommen solle. Jemand war dort eingebrochen und hatte sie getötet. Wer hatte sie umgebracht? Herrgott, warum?

Ich warf mir ein paar Sachen über, um zu Kyle zu fahren, als das Telefon noch einmal klingelte. Ich nahm ab. Es musste jemand mit weiteren schlimmen Nachrichten sein. Wahrschein-

lich Sampson oder Rakeem Powell.

Ich hörte eine Stimme und erstarrte bis ins Mark.

»Ich wollte Ihnen nur gratulieren. Sie haben großartige Arbeit geleistet. Sie haben alle meine kleinen Speichellecker erwischt und bestraft, wie ich es von Ihnen erwartet hatte. Ehrlich gesagt, haben sie keinem anderen Zweck gedient.«

»Wer sind Sie?«, fragte ich, obwohl ich es zu wissen glaubte.

»Aber, aber, Detective Cross. Sie sind doch ein kluges Kerlchen. Ihnen war klar, dass es ein bisschen zu einfach war, Dr. Francis zu erwischen. Ebenso meine Freunde bei der New Yorker Polizei – Mr Brian Macdougall und seine Truppe. Selbstverständlich bleibt immer noch der Punkt mit dem fehlenden Geld. Ich bin der, den Sie das Superhirn nennen. Mit diesem Namen kann ich durchaus leben. Er passt nämlich. Nun denn, Alex, für heute gute Nacht. Wir sehen uns bald. Ach ja, amüsieren Sie sich gut bei Betsey Cavalierre. *Ich habe mich köstlich amüsiert.*«

Als Erstes rief ich Sampson an und bat ihn, herzukommen und bei Nana und den Kindern zu bleiben. Dann raste ich nach Woodbridge, Virginia, zu Betseys Haus. Ich fuhr ständig auf der Überholspur und zeitweise mit bis zu hundertfünfzig Sachen.

Ich war bis jetzt nie dort gewesen, aber ich hatte keine Schwierigkeiten, das Haus zu finden. Überall auf der Straße parkten Autos in zweiter Reihe, darunter etliche Crown Victorias und Grand Marquises. Meiner Schätzung nach waren die meisten vom FBI. Auch Krankenwagen waren dort. Ich hörte das Kreischen der Sirenen, als die Fahrzeuge zum Tatort rasten.

Ehe ich ins Haus ging, holte ich tief Luft. Plötzlich war mir schwindlig. Kyle war immer noch dort und gab den FBI-Leuten, die mit der Beweisaufnahme begonnen hatten, Anweisungen. Ich schüttelte den Kopf. Ich bezweifelte, dass sie hier

viel finden würden. An Tatorten, mit denen das Superhirn zu tun gehabt hatte, war nie etwas gefunden worden.

Einige FBI-Agenten weinten. Ich hatte auf der Herfahrt geweint, jetzt musste ich so konzentriert wie möglich sein und brauchte einen klaren Kopf. Nur so hatte ich die Chance, Betseys Haus annähernd so zu sehen, wie der Mörder es gesehen und uns hinterlassen hatte.

Alles sah nach Einbruch aus. An einem Küchenfenster waren Spuren gewaltsamen Eindringens. FBI-Agenten nahmen alles auf Video auf. Unwillkürlich musterte ich Betseys Sachen, ihren Stil, ihr Heim. Auf dem Kühlschrank lag die *Newsweek*-Ausgabe mit der Titelstory »Herrschaft der Mädel!« über Brandi Chastain, eine der Weltmeisterinnen der amerikanischen Frauen-Fußballnationalmannschaft.

Das Haus wirkte, als sei es hundert Jahre alt und war bis oben hin mit altem, ländlichem Kram voll gepackt. Bilder von Andrew Wyeth, Fotos von Seetauchern auf einem wunderschönen herbstlichen Teich. Auf einem Tischchen im Korridor fiel mir das Memo über Betseys nächstes Pflichttraining im Schießen auf der FBI-Anlage ins Auge.

Schließlich tat ich das wirklich Schwierige, das schier unmögliche: Ich ging den langen Korridor hinunter, der vom Wohnzimmer zum Schlafzimmer führte. Man sah sofort, dass Betsey hier ermordet worden war. Die Aktivitäten des FBI konzentrierten sich auf das Schlafzimmer am Ende des Korridors, den Tatort. Ja, dort war es geschehen.

Ich hatte immer noch nicht mit Kyle gesprochen, weil ich ihn nicht stören wollte. Er war mit seinen Leuten dabei, alles genau zu untersuchen. Vielleicht hatten wir diesmal Glück. Vielleicht auch nicht.

Dann sah ich Betsey. Sofort flog meine linke Hand vor mein Gesicht, als hätte sie einen eigenen Willen. Mir sackten die Beine weg. Ich zitterte am ganzen Leib.

Im Kopf hörte ich *seine* verdammt Stimme: *Amüsieren Sie*

sich gut bei Betsey Cavalierre. Ich habe mich köstlich amüsiert.

Er hatte ihr das Nachthemd ausgezogen. Ich sah es nirgendwo im Zimmer. Ihr Körper war blutverschmiert. Diesmal hatte er ein Messer benutzt – er hatte sie bestraft. Wohin ich auch blickte – überall Blut, besonders zwischen ihren Beinen. Ihre wunderschönen braunen Augen starrten zu mir empor, aber sie sah nichts und würde nie wieder etwas sehen.

Der Polizeiarzt drehte sich um und sah mich da stehen.

Ich kannte den Mann. Er hieß Merrill Snyder. Wir hatten schon früher zusammengearbeitet – aber nie bei einem Fall wie diesem.

»Vielleicht wurde sie vergewaltigt«, flüsterte er. »Auf alle Fälle gibt es deutliche Spuren eines Messers. Vielleicht hat er damit Beweise weggeschnitten. Wer, zum Teufel, weiß das schon, Alex. Das ist abartig. Haben Sie irgendwelche Ideen?«

»Ja«, sagte ich leise. »Und dafür möchte ich ihn umbringen, und ich werde es tun.«

Der Mörder befand sich in Betsey Cavalierres Haus. Er spürte die Trauer und den Hass – der *anderen* – und ergötzte sich daran. Das war für ihn das größte Glücksgefühl, ein wahrlich bedeutender Moment in seinem Leben.

Hier zu sein mit der Polizei und dem FBI.

Mit den Beamten zu plaudern, zu hören, wie sie fluchten und wegen ihrer toten Kollegin Tränen vergossen, ihre Angst zu riechen. Alle schäumten vor Wut – auf ihn.

Und dennoch waren sie machtlos, etwas zu unternehmen.

Er gab den Ton an. Er hatte die Kontrolle.

Er hatte sogar noch einmal Betsey Cavalierre besucht, die geglaubt hatte, sie würde eines Tages bis an die Spitze des FBI vorstoßen.

Welch unglaubliche Hybris.

Hatte sie tatsächlich geglaubt, eine der Besten zu sein, eines

der Superhirne des FBI? *Selbstverständlich* hatte sie das geglaubt. Alle hielten sich heutzutage für so gottverdammmt klug.

Na ja, jetzt sah sie nicht mehr sehr klug aus, wie sie da lag – nackt, beschmiert mit dem eigenen Blut und auf jede mögliche Art und Weise verletzt, die er sich hatte vorstellen können.

Er sah Alex Cross aus dem Schlafzimmer kommen. Endlich schaute er demütig drein. Demütig, aber auch selbstgerecht und wütend.

Er vergewisserte sich, dass er sein Pokergesicht zeigte, und ging direkt auf Alex Cross zu.

Das war der Augenblick.

»Es tut mir schrecklich Leid wegen Betsey«, sagte Kyle Craig, das *Superhirn*. »Ehrlich, Alex, es tut mir schrecklich Leid.«